



Jürgen Spitzmüller, Kersten Sven Roth, Beate Leweling & Dagmar Frohning (Hrsg.). 2002. *Streitfall Sprache. Sprachkritik als angewandte Linguistik?* Bremen: Hempen-Verlag (= Freiburger Beiträge zur Linguistik 3).

[Vergriffen!]

Streitfall Sprache

Sprachkritik als angewandte Linguistik?

Mit einer Auswahlbibliographie zur Sprachkritik
(1990 bis Frühjahr 2002)

herausgegeben von

Jürgen Spitzmüller, Kersten Sven Roth,
Beate Leweling und Dagmar Frohning

HEMPEN VERLAG
BREMEN 2002

Inhalt

Vorwort	V
Einleitung	1
I Sprachwissenschaft – Sprachkritik – Öffentlichkeit	17
Rudolf Hoberg: Braucht die Öffentlichkeit die Sprachwissenschaft?	19
Andreas Gardt: Sprachkritik und Sprachwissenschaft. Zur Geschichte und Unumgänglichkeit einer Einflussnahme	39
II Anwendungsfelder der Sprachkritik	59
Claudia Schmidt: Wie wirken Wörter? Psycholinguistische Ansätze in der (feministischen) Sprachkritik	61
Armin Burkhardt: Politische Sprache. Ansätze und Methoden ihrer Analyse und Kritik	75
Axel Wermelskirchen: Soviel Floskel war nie. Sprachkritik als journalistische Praxis	115
III Sprachwissenschaft und Sprachkritik	123
Podiumsdiskussion: Sprachkritik als angewandte Linguistik? ...	125
Auswahlbibliographie zur Sprachkritik	153
Die Autorinnen und Autoren	175

Vorwort

Sprache wird im öffentlichen Diskurs (und nicht nur dort) oft genug zum Streitfall. Darin offenbart sich nicht zuletzt die starke emotionale Bindung der Sprecher an ihr Medium und der hohe Stellenwert, der der Bewertung sprachlicher Phänomene, insbesondere des Sprachwandels, im Alltag zukommt. Wie kann und soll die Linguistik auf solche ‚Streitfälle‘ reagieren? Sollte sie reagieren? Kann sie überhaupt reagieren? Hat sie Methoden zur Hand, mit denen sie sich in öffentliche Diskussionen zum Thema Sprache einmischen kann? Denn wenn sie dies tut, wird sie nicht umhin kommen, zu werten. Bewertet sie aber sprachliche Phänomene, betreibt sie Sprachkritik. Ist dies aber mit dem linguistischen Wissenschaftsbegriff vereinbar?

Der vorliegende Band ist das Ergebnis einer Vortragsreihe, die im Wintersemester 2001/02 unter dem Titel „Streitfall Sprache – Sprachkritik als angewandte Linguistik?“ an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. diesen Fragen nachzugehen versuchte. Die Reihe setzte sich aus fünf Vorträgen und einer Podiumsdiskussion zusammen, die alle in überarbeiteter Form in diesen Band aufgenommen wurden. Sie war ein Gemeinschaftsprojekt des *Arbeitskreises Sprachkritik* und des *Studium Generale* der Universität Freiburg. Ein Gemeinschaftsprojekt ruht stets auf vielen Schultern. Es ist uns daher ein besonders dringliches und erfreuliches Anliegen, den Menschen unseren Dank auszusprechen, die das Projekt mit ermöglicht haben.

An erster Stelle möchten wir den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Freiburger *Studium Generale*, namentlich Herrn Prof. Dr. Günter Schnitzler, Frau Harriet Falkenhagen und Frau Ingrid Götsch, für die angenehme und fruchtbare Zusammenarbeit danken. Ohne ihre Hilfe hätte es die Reihe nicht gegeben. Dies gilt auch für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des *Arbeitskreises Sprachkritik*, denen ein großer Anteil an der Vorbereitung und Durchführung der Reihe und an den Diskussionen um eine sprachkritische Methodik zukommt: Mathias Ehrmann, Eva Ottmer und Nicola Stoschus. Für Ratschläge und Hinweise danken wir weiterhin Herrn Privatdozent Dr. Jürgen Schiewe und Herrn Prof. Dr. Uwe Pörksen. Ein besonderer Dank gilt Frau Dr. Ute

Hempfen, die den Band in ihr Programm aufgenommen und dessen Entstehung mit großer Sachkundigkeit und viel Engagement begleitet hat, sowie der Münchner *Andrea von Braun Stiftung* für die Förderung der Drucklegung. Schließlich, aber keineswegs zuletzt, möchten wir uns bei den Beiträgerinnen und Beiträgern dieses Bandes bedanken; dafür, dass sie unsere Einladung nach Freiburg angenommen haben, dafür, dass sie ihre Beiträge überarbeitet und uns für diese Veröffentlichung zur Verfügung gestellt haben und natürlich für die wertvollen Impulse hinsichtlich unserer Frage, inwieweit die Sprachkritik tatsächlich eine Form angewandter Linguistik sein kann.

Das Ziel dieses Buches ist es, diese Impulse weiterzugeben. Wir hoffen, dass es einen Beitrag zur Diskussion um das Verhältnis von Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit und die Rolle, die die Sprachkritik darin spielt, leisten kann.

Freiburg, im Juni 2002,

*Jürgen Spitzmüller, Kersten Sven Roth,
Beate Leweling, Dagmar Frohning.*

Inhalt

Vorwort	V
Einleitung	1
I Sprachwissenschaft – Sprachkritik – Öffentlichkeit	17
Rudolf Hoberg: Braucht die Öffentlichkeit die Sprachwissenschaft? 19	
Andreas Gardt: Sprachkritik und Sprachwissenschaft. Zur Geschichte und Unumgänglichkeit einer Einflussnahme	39
II Anwendungsfelder der Sprachkritik	59
Claudia Schmidt: Wie wirken Wörter? Psycholinguistische Ansätze in der (feministischen) Sprach- kritik	61
Armin Burkhardt: Politische Sprache. Ansätze und Methoden ihrer Analyse und Kritik	75
Axel Wermelskirchen: Soviel Floskel war nie. Sprachkritik als journalistische Praxis	115
III Sprachwissenschaft und Sprachkritik	123
Podiumsdiskussion: Sprachkritik als angewandte Linguistik? . . .	125
Auswahlbibliographie zur Sprachkritik	153
Die Autorinnen und Autoren	175

Einleitung

Wenn in der Öffentlichkeit über Sprache diskutiert wird, geschieht dies meist in Form von Sprachkritik. Öffentliche Diskussionen, etwa zum ‚Einfluss‘ des Englischen auf das Deutsche, zum manipulativen Umgang mit Sprache durch die Politik oder zur sprachlichen Diskriminierung der Frau machen deutlich, wann und aufgrund welcher Aspekte Sprache öffentlich reflektiert wird: Sprache ist meistens dann von Interesse, wenn sich mit ihr Meinungen, Emotionen und Wertungen verbinden. Nur dann setzt bei Sprecherinnen und Sprechern auch die Reflexion über das ‚Werkzeug Sprache‘ ein und nur dann wird Sprache zum diskussionsrelevanten Gegenstand. Welche Rolle aber soll in diesem Zusammenhang die Linguistik als wissenschaftliche Disziplin einnehmen? Wie kann sie sich als akademisches Fach zu den öffentlichkeitsrelevanten Themen verhalten? Welche Ansätze wissenschaftlich fundierter Sprachkritik sind denkbar?

Sprachkritische Themen reflektieren im besten Fall ihre Ansätze gleich kritisch mit und eröffnen auf diese Weise die Möglichkeit zum Gespräch. Der vorliegende Band geht aus der Motivation hervor, sprachkritische Ziele zur Diskussion zu stellen, einen Dialog im Spannungsfeld zwischen Sprechergemeinschaft und Linguistik zu dokumentieren und gleichzeitig die derzeitige Positionierung der Sprachkritik zu bestimmen. Mit Blick auf die Erarbeitung von Lösungsvorschlägen für eine vielschichtige thematische Kontroverse wird hier das Ziel verfolgt, unterschiedlichen Stimmen Gehör zu verschaffen, um auf dieser Grundlage eine vorläufige Standortbestimmung formulieren zu können. Der Dialogcharakter, der sich durch den Band zieht, ist intendiert und steht bei der Zusammenstellung der Beiträge bewusst im Mittelpunkt: Es gilt, die wechselseitige Beziehung zwischen Linguistik, Sprachkritik und Öffentlichkeit in den Vordergrund zu rücken, um einem offenen Dialog auch künftig gezielt Raum zu schaffen.

Der vorliegende Sammelband möchte als vorläufige Bestandsaufnahme von Sprachkritik als angewandter Linguistik verstanden und diskutiert werden. Die Beiträge leisten als unterschiedliche Einzelbausteine

einen Gesamtbeitrag zum Themenkreis ‚Sprachkritik‘, dem innerhalb der Wissenschaft lange nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Diesem Defizit tritt der vorliegende Band entgegen und fokussiert dabei im wesentlichen zwei zentrale Momente der aktuellen Diskussion:

1. Sehr große Bedeutung kommt dem gespannten Verhältnis zwischen akademischer Sprachwissenschaft und Sprachkritik zu. Symptomatisch hierfür ist die Tatsache, dass Sprachkritik heute weitgehend aus dem akademischen Diskurs ausgegrenzt ist, obwohl sie außerhalb der Universitäten seit jeher eine große und derzeit zunehmende Rolle spielt.¹
2. Handlungsbedarf ergibt sich außerdem aus der in der Öffentlichkeit oft betriebenen Form von Sprachkritik, im Rahmen derer Kritik an Sprache oft als Stellvertreterkritik für umfassende kulturelle oder politische Diskurse geübt wird, ohne die zugrunde liegenden Motivationen transparent zu machen. Es ist auch Ziel dieses Bandes, hierfür zu sensibilisieren.

1. Sprachkritik und Öffentlichkeit

Eine tragfähige und moderne Form wissenschaftlich fundierter Sprachkritik hat sich bis heute noch nicht etabliert. Dabei wäre dies angesichts des öffentlichen Interesses an der Bewertung von Sprache nahe liegend und dringend erforderlich. Sinnvolle Sprachkritik, die Verständlichkeit und Kommunizierbarkeit in den Mittelpunkt stellt, konstruktiv und gebrauchsbasiert ist und in einer aufklärerischen Tradition steht, sollte im öffentlichen Bewusstsein deutlich abgegrenzt werden von jenen Formen der Sprachbewertung, die aus nationalistischen oder puristischen Motivationen hervorgehen, konservativ ausgerichtet sind und nicht primär die Verbesserung von Kommunikation verfolgen.

Dass Sprache in der Öffentlichkeit gerade und vor allem im Zusammenhang mit teilweise sehr emotional geführten Auseinandersetzungen bewertet wird, geht sowohl aus der Aktualität kontroverser Sprachdebatten als auch aus der Tradition immer wiederkehrender öffentlicher

1 Das zeigt schon die hohe (massen-)mediale Präsenz des Themas ‚Sprache‘, v. a. hinsichtlich der beiden dominierenden metasprachlichen Themen des letzten Jahrzehnts, der Rechtschreibreform und neuerer sprachlicher Entlehnungen (v. a. von Angloamerikanismen).

Diskurse hervor. Jüngste Beispiele hierfür sind die eingangs erwähnte (und nicht unbedenkliche) Diskussion um Angloamerikanismen im Deutschen, die Diskussion um die Rechtschreibreform oder auch das jährliche Interesse und die Aufregung um die Wahl des „Unworts des Jahres“.²

Die Vertreterinnen und Vertreter der Linguistik sind sich dieser öffentlichkeitsrelevanten Dimension von Sprache durchaus bewusst. In einer breit angelegten Umfrage unter deutschen Linguistinnen und Linguisten war mit ca. 45% die häufigste Antwort auf die Frage nach sprachlichen Themen von öffentlichem Interesse: „Sprachkritik. Sprachverfall. Sprachpflege“.³ Ähnliches ergab eine Befragung des Arbeitskreises, die in kleinerem Rahmen, aber sehr konkret, nach der Bedeutung der Sprachkritik für die Öffentlichkeit gefragt hatte: auch hier zeichnete sich ab, dass klassische Bereiche der Sprachkritik als die öffentlich relevanten Themen eingestuft werden.⁴ Dennoch tut sich das akademische Fach in der Regel mit Stellungnahmen zu diesen Diskussionen schwer und dies, obwohl die Erkenntnisse der modernen Linguistik die öffentliche Reflexion über Sprache wissenschaftlich fundieren könnten und die Linguistik ihrerseits gleichzeitig ihre Legitimation verstärkt daraus ableiten könnte, dass sie in den außerakademischen Bereichen unserer Gesellschaft an den Diskussionen der so genannten „Laien-Linguistik“ (ANTOS 1996) durch die engagierte Präsenz ihrer fachkundigen Vertreterinnen und Vertreter teilnimmt und in diesem Zusammenhang auch deutlich Position bezieht. Dabei geht es nicht darum, der professionellen Linguistik ein Exklusivrecht im Zusammenhang mit Sprachbewertung zuzuschreiben. Es kann allerdings ebenso wenig im Interesse der Linguistik sein, aktuelle und gesellschaftspolitische Diskussionen im Zusammenhang mit Sprache allein der Öffentlichkeit zu überlassen und die Möglichkeit der fundierten Einflussnahme abzulehnen. Doch in welcher Form könnte sich die Linguistik aus wissenschaftlicher Perspektive an den Diskussionen beteiligen?

2 Vgl. auch den Beitrag von RUDOLF HOBERG in diesem Band.

3 Vgl. ANTOS/TIETZ/WEBER 1999, S. 109.

4 Vgl. LEWELING/ROTH/SPITZMÜLLER 2002.

2. Sprachwissenschaft und Sprachkritik

Historisch betrachtet ist Sprachkritik ein Vorläufer der modernen Sprachwissenschaft. Das heutige Verhältnis ist dagegen von scheinbar unüberbrückbaren Differenzen geprägt. Eine genaue Analyse der Entwicklungsgeschichten beider Diskurse gibt Aufschluss über die bis heute relevanten Unterschiede und grundlegenden Konfliktlinien. Sie lohnt sich vor allem im Hinblick auf die oft vertretene Unvereinbarkeit von Wissenschaft und Wertung, die für den heutigen Wissenschaftsbegriff längst konstitutiv geworden ist.⁵

2.1 Vorlinguistische Sprachwissenschaft

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ging die wissenschaftliche Beschäftigung mit Sprache selbstverständlich aus sprachkritischen Reflexionen hervor.⁶ Während die Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert vor allem historisch-vergleichend ausgerichtet war und die kritische Beschäftigung mit Sprache allmählich nationale und nationalistische Züge annahm, liegt ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis des derzeit schwierigen Verhältnisses zwischen Linguistik und Sprachkritik im 20. Jahrhundert, in dem die Bewertung von Sprache zunächst von politischem Wertkonservativismus und nationalistischen Zielsetzungen geprägt war. Sprachkritik dieser Form wurde in den 60er Jahren zum Anlass für heftige Kontroversen, die aus strukturalistischen Positionen heraus gegen die Sprachkritik allgemein initiiert wurden und die Beziehung zwischen Sprachkritik und Linguistik nachhaltig prägten.⁷

2.2 Die Reibung an der Systemlinguistik

Ab den 60er Jahren dominierte der Strukturalismus die Sprachwissenschaft, wodurch sich ein abstrakter Sprachbegriff und eine systematische Methode durchsetzten, die auch aus deutlicher Abgrenzung gegenüber negativen Ausprägungen der Sprachkritik ganz auf Wertung verzichtete. Anzeichen hierfür war auch die Tatsache, dass fortan ‚Linguistik‘ betrieben wurde, was dem primär deskriptiven Zugang auf das

5 Vgl. zur historischen Dimension der Thematik GARDT 1999, SCHIEWE 1998 sowie den Beitrag von ANDREAS GARDT in diesem Band.

6 Vgl. zum folgenden ausführlich SCHIEWE 1998.

7 Vgl. dazu HERINGER 1986b sowie SCHIEWE 1998, S. 242–249.

Sprachsystem Ausdruck verlieh. Mit der Zielsetzung, die idealisierte *langue*, das – so die strukturalistische Position – nicht kritisierbare, abstrakte System einer Sprache zu erforschen, wurde die Diskrepanz zwischen Sprachwissenschaft und Sprachkritik größer. Dies führte bis Ende der 70er Jahre schließlich dazu, dass die Sprachkritik im Zuge einer zunehmenden Abwertung durch die Wissenschaft in die Publizistik und das journalistische Feuilleton verwiesen wurde, während sich die Linguistik an den Universitäten vor allem auf Fragestellungen fernab der sprachlichen Realität konzentrierte. Sprachkritik wurde vollends in ihre außerakademische Tradition und in die Kulturwissenschaften ausgrenzt und spätestens seit diesem Zeitpunkt nicht mehr als selbstverständlicher Teil von Sprachwissenschaft verstanden. Durch diese Kontroverse wurde Sprachkritik aber auch dazu gezwungen, sich mit ihrer bewertenden Intention grundsätzlich auseinander zu setzen.

Erst in den 80er Jahren wurden vermehrt Versuche formuliert, Sprachkritik auch in einem modernen Sinne als linguistische Methode zu etablieren.⁸ Diesen Ansätzen ist die Auffassung gemein, Sprachkritik könne aus innerlinguistischer Perspektive heraus allein mit den Mitteln der wissenschaftlichen Deskription betrieben werden – „Haben wir aber die Analyse, so ist auch alles getan.“⁹ Seither spielt Sprachkritik in der wissenschaftlichen Diskussion jedoch kaum mehr eine Rolle: auf linguistischer Grundlage wurde sie nur selten aktiv betrieben und erst in jüngster Zeit wieder verstärkt zum Thema gemacht.¹⁰

2.3 Wissenschaft und Wertung

Eine problematische Konstante im Verhältnis zwischen Linguistik und Sprachkritik war und ist ein wissenschaftstheoretischer Aspekt, der bis heute zur Ausdifferenzierung und zur funktionalen Trennung beider Diskurse führt: der Streit um unterschiedliche Auffassungen von Wissenschaftlichkeit auf der Grundlage unterschiedlicher Wissenschaftsbe-

8 Vgl. z. B. HERINGER 1986a und WIMMER 1986.

9 HERINGER 1986c, S. 27.

10 Etwa auf einer Tagung mit dem Titel „Wissenschaftstheoretische Perspektiven einer künftigen Linguistik“, die vom 18. bis zum 21. April 2001 auf dem Monte Verità (Ascona) stattgefunden hat. Vgl. dazu den Tagungsbericht von HOLZER/SCHMELLENTIN/STURM 2001; ein Tagungsband ist angekündigt. Vgl. weiterhin KILIAN 2001.

griffe sowie unterschiedliche Auffassungen darüber, ob Wissenschaft und Wertung eine unüberbrückbare Opposition darstellen.

Die gemeinhin vertretene und konsensfähige Auffassung von Wissenschaft impliziert heute vor allem den Anspruch auf Objektivität, auf Systematik, auf empirische Überprüfbarkeit und auf einheitliche methodische Vorgaben. Sprachkritik geht in ihrer Bewertung des Sprachgebrauchs notwendigerweise über die Beschreibung sprachlicher Zustände hinaus. Nur auf der Grundlage eines neuen (erweiterten) Wissenschaftsbegriffs kann also sinnvollerweise wissenschaftlich fundierte Sprachkritik betrieben werden.

Tragfähig wird linguistisch fundierte Sprachkritik nur dann, wenn in der Analyse bereits die Parameter enthalten sind, die über die reine Deskription hinaus und in die Komplexität sprachlicher Kommunikation hineinweisen. Die Auswahl eines analytischen Verfahrens ist streng genommen ebenfalls ein bewertender Akt und die Vorstellung von vollständig objektivierbaren analytischen Kriterien aus dieser Perspektive längst hinfällig. Wissenschaft bedeutet sprachkritisch betrachtet deshalb auch immer die Erforschung von Terminologien und Kritik an den Kategorien des gerade vorherrschenden Wissenschaftsparadigmas, das die Vorstellung reflektiert, die sich die Wissenschaft von der Welt und ihren Funktionszusammenhängen macht. So gesehen kann durch Sprachkritik die Prüfung jener Ideen und Konzepte erfolgen, die in Wörtern und komplexen sprachlichen Konstruktionen materialisiert sind, um so auch zu einem Spiegel sprachwissenschaftlicher Vorgehensweisen zu werden.

2.4 Desiderata

Der vorliegende Band mit dem programmatischen Untertitel „Sprachkritik als angewandte Linguistik“ will Perspektiven aufzeigen, wie auf der Grundlage verschiedener Ansätze heute wissenschaftlich fundierte Sprachkritik – also die Synthese von Wissenschaft und Wertung – aussehen kann. Dies ist angesichts der historischen Kontroversen keine Selbstverständlichkeit und lediglich ein erster Schritt zur Überwindung der lange gepflegten Opposition zwischen Sprachwissenschaft und Sprachkritik. Was stärker in den Mittelpunkt rücken muss, ist das Verständnis von Sprachkritik als Sprachgebrauchskritik und Kritik an den Inhalten, die Sprache hervorbringt und kodiert. Solange sich die moder-

ne Sprachwissenschaft unter dem Vorzeichen des Strukturalismus auf die Beschreibung des Sprachsystems konzentrierte, war Sprachkritik auf linguistischer Grundlage nicht sinnvoll machbar. Mit der pragmatischen und der kognitiven Wende haben sich aber längst Teildisziplinen etabliert, die Sprache unter sehr unterschiedlichen und stark kommunikativen Aspekten thematisieren. Dadurch sind heute wichtige Voraussetzungen für einen funktionalen Sprachbegriff erarbeitet, und es werden vermehrt Methoden entwickelt, die an der Komplexität von Sprache orientiert sind. Die sprachkritische Auseinandersetzung mit strukturalistischen Positionen ist ein wichtiger, aber historischer Diskurs und sollte heute auch als solcher verstanden werden. Die Unüberbrückbarkeit beider Diskurse immer wieder zu betonen, bringt vor allem aktuellen sprachkritischen Zielsetzungen die angestrebte Überbrückung nicht näher, ebenso wenig wie das Ziel, Sprachkritik als angewandte Linguistik zu etablieren.

Jetzt liegt es an den derzeitigen Vertreterinnen und Vertretern der wissenschaftlich fundierten Sprachkritik, die methodischen Angebote der ‚neuen‘ modernen Linguistik als neue Grundlage in ihre Sprachkritik zu integrieren, und im Gegenzug liegt es an der Linguistik, sich aus diesen Ansätzen heraus mit dem kritischen Sprachbewusstsein ihrer Vertreterinnen und Vertreter auch an die Bewertung des Sprachgebrauchs zu wagen. Ziel muss die engagierte Zusammenarbeit, wechselseitige Integration und größtmögliche Kompatibilität beider Diskurse sein, denn dies ist wissenschaftlich fundierte Sprachkritik und Sprachkritik als angewandte Linguistik.

3. Sprachkritik als angewandte Linguistik

Der *Arbeitskreis Sprachkritik* versteht Sprachkritik als Form angewandter Linguistik. Dies folgt im wesentlichen aus drei Annahmen, die der Suche nach Möglichkeiten wissenschaftlich fundierter Sprachkritik notwendigerweise vorausgehen müssen.

a.) Sprachkritik ist möglich

Sprache ist nur teilweise konventionell und arbiträr. Ein großer Teil von Sprache ist historisch, gesellschaftlich und kommunikativ motiviert und kann als sprachliches Handeln verstanden und erfasst werden. Der systemorientierte und synchrone Sprachbegriff der strukturalisti-

schen Linguistik, der die Bewertung von Sprache ausschloss, ist aus heutiger Perspektive zumindest erweiterungsbedürftig. Die Faktoren, aus denen Sprache in ihren verschiedenen Erscheinungsformen hervorgeht, sind oft außersprachlich: Sprachwandel wird ebenso wie einzel- und zwischensprachliche Variationsmuster mehr und mehr auf sozio-pragmatische Faktoren zurückgeführt. Im Rahmen dieser Ansätze wird es unmittelbar möglich, Sprache als Spiegel und Ausdruck gesellschaftlicher oder kommunikativer Intentionen zu diskutieren und auch zu kritisieren. Ebenso wird es unter diesen Voraussetzungen schwieriger, Sprachkritik als Kritik an dem, was mit Sprache bewirkt werden kann, skeptisch oder gar mit dem Argument der Unwissenschaftlichkeit gegenüberzutreten.

Die Annahme, dass Sprache motiviert und intentional sei, bedeutet allerdings nicht, dass Sprache und Denken in einem deterministischen Sinne identisch sind. In Sprache wird Denken lediglich widergespiegelt und indirekt greifbar: Denkprozesse werden in Sprache kodiert und im kommunikativen Austausch in die Welt zurückgeworfen, was letztlich bedeutet, dass durch Veränderungen an der Sprache auch Veränderungen des Denkens bewirkt werden können.

Sprachkritik macht das Nachdenken über Sprache möglich und so auch die Reflexion über die Welt. Besonders eindrucksvoll ist diese Möglichkeit – auch der Einflussnahme von Sprachkritik – an der Erfolgsgeschichte der feministischen Sprachkritik erkennbar.¹¹

b.) Sprachkritik ist wichtig

Durch die Allgegenwärtigkeit von Sprache in allen Bereichen des öffentlichen Lebens (Medien, Politik, Bildung etc.) und angesichts der Möglichkeit, Sprache gezielt zu funktionalisieren, ist es dringend erforderlich, der öffentlichen Beschäftigung mit Sprache und der Bewertung von Sprache ein solides Fundament zu geben. Die Kategorisierung unserer Welt läuft weitgehend über Begriffe (Wortebene) und komplexere sprachliche Einheiten (Syntax und Diskurse). Kritik an der Welt kann und sollte auch auf sinnvolle Weise durch die Möglichkeit der Kritik an ihren sprachlichen Kategorien geführt werden. Die Beschäftigung

¹¹ Vgl. den Beitrag von CLAUDIA SCHMIDT in diesem Band. Er macht deutlich, wie es der feministischen Sprachkritik bis heute gelungen ist, auch neuere Erkenntnisse aus benachbarten Disziplinen erfolgreich in ihre Argumentation zu integrieren.

mit Sprache genießt im öffentlichen Diskurs keinen geringen Stellenwert. Hier zeigt sich praktische Sprachkritik schon in vielen Bereichen als ein wichtiges und einflussreiches Korrektiv für den allgegenwärtigen Gebrauch von Sprache.¹²

Sprachkritik hat sich nicht nur im Sprachwandel als wichtige und intentionale Konstante und als historischer Faktor niedergeschlagen, sie kann auch heute als Katalysator im Rahmen gesellschaftlicher Prozesse einen Beitrag zum bewussten Umgang mit Sprache und somit zu Veränderungen der sprachlichen Realität leisten.

c.) Die Verbindung von Linguistik und Sprachkritik ist nötig

Der Titel „Sprachkritik als angewandte Linguistik“ stellt die Frage zur Diskussion, ob und wie der wissenschaftliche Ansatz einer primär deskriptiv-analytischen Linguistik mit Sprachkritik verbunden werden und der Bewertung von Sprache als Grundlage dienen kann.

Ein umfassender Entwurf von Sprachkritik als angewandter Linguistik bedeutet die Integration linguistischer Grundlagenforschung in sprachkritische Argumentationen. Ein stärker sprachkritischer Fokus, aus dem heraus die Methoden und Ansätze der Linguistik nicht weiter zur Diskussion gestellt werden, wäre zwar denkbar, sinnvoller erscheint jedoch ein Modell, welches das ständige Hinterfragen auch von linguistischen Methoden als modellinhärenten Arbeitsschritt vorsieht und so dazu zwingt, die Verbindung zwischen den beiden Diskursen zu konkretisieren. Dies bedeutet, einen quasi logischen Unterschied zwischen Sprachkritik und Linguistik zu überbrücken: Linguistische Vorgehensweisen sind deskriptiv-analytisch, Sprachkritik geht notwendigerweise über die Analyse hinaus. Sprachkritik als angewandte Linguistik bedeutet, beide Diskurse sinnvoll und zugunsten beider zusammen zu führen. Dieses Ziel kann allerdings nur erreicht werden, wenn man beide Herangehensweisen und deren Perspektiven gleichermaßen berücksichtigt.

Aus einer primär sprachkritischen Motivation heraus ergeben sich dabei heute vor allem die Fragen, wie Sprachkritik wissenschaftlich fundiert aussehen soll, was sie in welchen Bereichen erreichen kann, welche Rolle sie in der Geschichte der Sprachwissenschaft schon lange spielt, wie sich Sprachkritik zur Sprachwissenschaft verhält, wie sie modell-theoretisch aussehen soll und warum und an welcher Stelle sie

12 Vgl. den Beitrag von AXEL WERMELSKIRCHEN in diesem Band.

im akademischen Lehrplan wichtig und sinnvoll ist. Die Antworten hierauf zielen vor allem auf die Klärung der Frage, wie man wissenschaftlich fundierte Wertung (wieder) als legitimen Bestandteil in die Linguistik integrieren kann. Angesichts der historischen Kontroversen handelt es sich heute um die Erarbeitung zukunftsweisender Entwürfe und um die Ausarbeitung konkreter Konzepte. Im Zuge dieses Prozesses geht es kurz gesagt um Diskurskritik, theoretische Leitlinien, um die Erarbeitung einer Metaebene und nicht zuletzt um wissenschaftspolitische Forderungen.

Die linguistische Perspektive zeichnet sich hier bereits ab und beginnt spätestens dort, wo man anfängt, aktiv Sprachkritik zu betreiben. Sprachkritik als angewandte Linguistik impliziert die Bereitschaft, Entscheidungen zu treffen, die aus wissenschaftsinterner Perspektive keineswegs banal sind, denn linguistische Grundlagenforschung bedeutet nicht nur Deskription, sondern auch die vorausgegangene Analyse sprachlicher Äußerungen. Man denke exemplarisch an einen unverständlichen Auszug aus dem bürokratischen Sprachgebrauch. Zu oft zielen sprachkritische Kommentare auf Wortkritik und beschränken so – entgegen dem eigenen Anspruch – ihren Gegenstandsbereich. Die umfassende Kritik an dieser Sprache als kommunikativem Akt und somit eine umfassende Sprachgebrauchskritik setzt die Analyse des sprachlichen Gegenstandes voraus und erfordert die Klärung einiger grundlegender Fragen. Zunächst ist zu klären, wie sprachliche Äußerungen linguistisch eingeordnet werden sollen. Sind sie als Summe von Sätzen, als semiotische Zeichen oder als Ausdruck eines mentalen Konzepts zu verstehen? Auch die Kategorien, nach denen das zu kritisierende Sprach(gebrauchs)phänomen erfasst werden soll, müssen mit Blick auf ihre methodische Ausrichtung und ihre Bedeutung für das Analyseergebnis sorgfältig geprüft werden, denn es ist keineswegs gleichgültig, ob man hier etwa generativen, funktionalen oder dynamischen Kategorien den Vorzug gibt. Weitere wichtige Fragen ergeben sich hinsichtlich des Gegenstands der Kritik: Was *kann* und was *soll* kritisiert werden – die Frequenz bestimmter sprachlicher Zeichen, ihre Form, ihr semantischer Gehalt, ihr kontextueller Gebrauch, ihre Wirkung oder gar alles zusammen?

Aus linguistischer Sicht stellen sich also vor allem wissenschaftsinterne Fragen: die Klärung des zugrunde liegenden Sprachbegriffs, die Diskussion, welche Ansätze angesichts der herrschenden Methodenviel-

falt (die ja zu sehr unterschiedlichen deskriptiven Ergebnissen führt) der sprachkritischen Intention am gezieltesten zuarbeiten und welche Methoden auch empirisch sinnvoll sein können. Die These von Sprachkritik als angewandter Linguistik erfordert also auch die Stellungnahme zu der Frage, *wie* im Rahmen sprachkritischer Fragen Linguistik angewendet werden soll.

5. Konsequenzen

Sprachkritik muss als angewandte Linguistik beiden Diskursen – dem linguistischen und dem sprachkritischen – interdisziplinär Rechnung tragen, um beiden tragenden Elementen innerhalb der These von „Sprachkritik als angewandter Linguistik“ gerecht zu werden. Anders formuliert bedeutet Sprachkritik zu betreiben und schließlich zu etablieren notwendigerweise die Integration beider innerdiskursiver Sichtweisen, denn nur deren Vernetzung kann klären, wie wissenschaftlich fundierte Sprachkritik konkret aussehen kann.

Die Linguistik stellt sich heute als etabliertes akademisches Fach – auch vor dem Hintergrund der Kontroversen der 60er Jahre – gleichzeitig als Instanz dar, an der sich wissenschaftlich fundierte Sprachkritik mit dem erklärten Ziel, Bestandteil eben dieses akademischen Faches zu werden, abarbeiten muss (und offensichtlich will). Dadurch ist Sprachkritik dazu gezwungen, auch in ihrer Methodik zur Linguistik Position zu beziehen. Die Verbindung von Wissenschaftlichkeit und Sprachkritik darf kein Selbstzweck sein, denn sie ist vor allem ein wichtiges Element zur Stärkung sprachkritischer Argumentationen.

Doch auch die Linguistik ist gefordert. Sie hat als Disziplin, die Sprache per definitionem zu ihrem Gegenstandsbereich macht, auch eine öffentliche und eine aufklärerische Funktion zu erfüllen. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Sprache zeichnet heute ein breites Spektrum an Teildisziplinen aus, die teilweise den Naturwissenschaften und teilweise eher den Sozial- bzw. Geisteswissenschaften zugerechnet werden (vgl. experimentelle Satzverstehensforschung vs. Soziolinguistik). Wissenschaftlich fundierte Sprachkritik gehört konsequenterweise zu den historisch-kritischen und demnach geisteswissenschaftlichen Teildisziplinen der Sprachwissenschaft, muss sich deshalb aber keineswegs empirischen Evidenzen verschließen. Das Interesse der Öffentlichkeit an Sprache liegt in jenen Bereichen, denen sich ein enger (oder gar natur-

wissenschaftlicher) Sprachbegriff nicht direkt erschließt. Das akademische Fach kann daher nur über die in der Öffentlichkeit relevanten Themen, also primär über Sprachkritik, seine wissenschaftlichen Ergebnisse multiplizieren und so unter Umständen auch der negativen Einschätzung der Linguistik in der Öffentlichkeit entgegenwirken. Vor allem über Sprachkritik kann Linguistik Sprachbewusstsein mitformen und auf diese Weise indirekt auch den Sprachwandel beeinflussen. Dies ist etwas, was Wissenschaft letztlich auch bewirken sollte: Veränderungen zu initiieren sowie bewusst und kompetent mitzugestalten. Selbstverständlich bedeutet dies immer, vorab Motivation und Zielsetzungen der Sprachbewertung zu klären. Ein zentraler Punkt jeder sprachkritischen Analyse sollte die Übereinkunft sein, im Zusammenhang mit sprachkritischen Arbeiten deren moralische, politische oder ethische Motivation offenzulegen.¹³

Die Verschränkung beider Diskurse und eine stärkere Zusammenarbeit wäre – auch für die Linguistik – eine wertvolle Bereicherung, denn Sprachkritik bietet dem wissenschaftlichen Fach den Schlüssel zu jenen Themen, zu denen es im Moment aus einem eingeschränkten Selbstverständnis heraus kaum Zugang finden kann.

6. Zu diesem Band

Die Beiträge in diesem Band spiegeln auf unterschiedliche Art und Weise den derzeitigen Stand der Diskussion um Aus- und Eingrenzung der Sprachkritik im Spannungsfeld von Öffentlichkeit und Linguistik wider.

RUDOLF HOBERG leitet die Beiträge mit dem Thema „Braucht die Öffentlichkeit die Sprachwissenschaft?“ ein. Er thematisiert vor allem die Kommunikationsprobleme zwischen Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit und bemängelt anhand neuerer Umfrageergebnisse und mehrerer aktueller Diskurse, dass Sprache in der Öffentlichkeit zwar Interesse, gleichzeitig aber die Linguistik als zuständige Wissenschaft in der Öffentlichkeit kaum Resonanz finde.

Aus einer wissenschaftsgeschichtlichen Perspektive widmet sich ANDREAS GARDT dem Thema „Sprachwissenschaft und Sprachkritik – zur Geschichte und Unumgänglichkeit einer Einflussnahme“. Seine These lautet, dass der Übergang zwischen Sprachwissenschaft

¹³ Vgl. dazu den Beitrag von ARMIN BURKHARDT in diesem Band.

und Sprachkritik kein absoluter, sondern ein gradueller sei. Anhand sprachwissenschaftlicher Begriffskritik führt er vor, dass auch die scheinbar objektive Wissenschaft mit Setzungen und Wertungen operiert und wie Sprachkritik und Sprachwissenschaft historisch auf die gleichen erkenntnistheoretischen Grundlagen zurückgreifen.

CLAUDIA SCHMIDT zeigt am Beispiel der feministischen Sprachkritik in ihrem stark methodisch orientierten Beitrag „Wie wirken Wörter? Psycholinguistische Ansätze in der (feministischen) Sprachkritik“, wie theoretische und empirische Ansätze aus der Psychologie sprachkritische Argumentationen sinnvoll ergänzen können. Die zentrale Forderung, die aus ihrem Beitrag abgeleitet werden kann, ist die stärkere Betonung der kognitiven Dimension von Sprache, die implizit zwar in allen sprachkritischen Arbeiten eine Rolle spiele, ihrer Ansicht nach aber nicht konsequent genug verfolgt werde.

„Politische Sprache – Ansätze und Methoden ihrer Analyse und Kritik“ ist das Thema von ARMIN BURKHARDT. In seinem Beitrag stellt er Kategorien und typische Phänomene der politischen Sprache vor und vertritt entschieden die Position, Politolinguistik sei Sprach(gebrauchs-)kritik, deren Aufgabe es auch sein müsse, die Folgen politischen Sprachgebrauchs zu reflektieren und seine Grenzen auf der Grundlage moralischer Kategorien zu ermitteln.

AXEL WERMELSKIRCHEN berichtet als Vertreter der Printmedien über seine Erfahrungen mit Sprachbewertung in der journalistischen Praxis. Er stellt Sprachkritik aus einer internen Perspektive als wichtigen Bestandteil redaktioneller Arbeit dar, deren Ergebnisse in sprachkritischen Glossen gelegentlich auch zum unmittelbaren Gegenstand journalistischer Arbeit werden können. Im Kreuzfeuer seiner Kritik stehen Floskeln jeder Art, besonders aber jene, die bei hoher Frequenz in den journalistischen Textsorten durch alternative, verständlichere und unter Umständen präzisere Begriffe austauschbar seien.

Die Podiumsdiskussion, an der zum Abschluss der Freiburger Vortragsreihe mit PETER AUER, JÜRGEN SCHIEWE und HANS-MARTIN GAUGER drei Vertreter der Sprachwissenschaft, sowie mit ARMIN AYREN und STEFAN HUPKA zwei Vertreter außerakademischer, eng mit Sprache verbundener Berufe teilgenommen hatten, wurde in leicht überarbeiteter Form in diesen Band aufgenommen. Sie veranschaulicht

vor allem die sehr kontroversen Positionen zum Thema Sprachkritik und skizziert zusammenfassend die wesentlichen Leitthemen der laufenden Debatte. Für den *Arbeitskreis Sprachkritik* machte sie folgendes deutlich:

- Außerhalb des Faches wird Linguistik in ihrer theoretischen Dimension nicht zur Kenntnis genommen und im praktischen Umgang mit Sprache nicht für relevant gehalten.
- Die Positionen zum Verhältnis zwischen Linguistik und Sprachkritik gehen sehr weit auseinander.
- Die Auseinandersetzung der Sprachkritik mit der Linguistik wird in Zukunft die entscheidende Herausforderung darstellen.
- Wenn man davon ausgeht, dass es das Ziel von Sprachkritik ist, Sprache, ihren Gebrauch und ihre Funktionsweise bewusst zu reflektieren, um dadurch Kommunikation zu verbessern, so ist es nicht nur möglich, sondern wichtig, dass auch die Linguistik als wissenschaftliche Disziplin an diesem laufenden Prozess teilnimmt.

Eine aktuelle Auswahlbibliographie, die – anschließend an die ausführliche Studienbibliographie von DIECKMANN 1992 – grundlegende Literatur zum Thema „Sprachkritik“ seit 1990 zusammenstellt, beschließt den Band.

*Dagmar Frohning, Beate Leweling,
Kersten Sven Roth, Jürgen Spitzmüller.*

Literatur

- ANTOS, GERD (1996): Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings. Tübingen.
- ANTOS, GERD/TIETZ, HEIKE/WEBER, TILO (1999): Linguistik in der Öffentlichkeit? Ergebnisse einer Umfrage unter LinguistInnen zum Forschungstransfer. In: *Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit*, hg. v. GERHARD STICKEL, Berlin, New York (IDS-Jahrbuch 1998), S. 100–120.
- DIECKMANN, WALTHER (1992): Sprachkritik. Heidelberg (Studienbibliographien Sprachwissenschaft; Bd. 3).

- GARDT, ANDREAS (1999): Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Berlin, New York.
- HERINGER, HANS-JÜRGEN (Hg.) (1986a): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. 2. Aufl. Tübingen.
- HERINGER, HANS-JÜRGEN (1986b): Der Streit um die Sprachkritik. Dialog mit Peter von Polenz im Frühjahr 1981. In: HERINGER 1986a, S. 161–175.
- HERINGER, HANS-JÜRGEN (1986c): Sprachkritik – die Fortsetzung der Politik mit besseren Mitteln. In: HERINGER 1986a, S. 3–34.
- HOLZER, JACQUELINE/SCHMELLENTIN, CLAUDIA/STURM, AFRA (2001): Tagungsbericht: Wissenschaftstheoretische Perspektiven einer künftigen Linguistik, 18.–21. April 2001, Monte Verità. In: *Sprachreport* 17, H. 3, S. 20–22.
- KILIAN, JÖRG (2001): Kritische Semantik. Für eine wissenschaftliche Sprachkritik im Spannungsfeld von Sprachtheorie, Sprachnorm, Sprachpraxis. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 29, H. 3, S. 293–318.
- LEWELING, BEATE/ROTH, KERSTEN SVEN/SPITZMÜLLER, JÜRGEN (2002): Sprachkritik – eine unlösbare Aufgabe? Ergebnisse einer Befragung unter Linguisten. In: *Sprachreport* 18, H. 1, S. 19–23.
- SCHIEWE, JÜRGEN (1998): Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München.
- WIMMER, RAINER (1986): Neue Ziele und Aufgaben der Sprachkritik. In: *Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses (Göttingen 1985)*, hg. v. ALBRECHT SCHÖNE, Tübingen, S. 146–158.

Teil I

**Sprachwissenschaft – Sprachkritik –
Öffentlichkeit**

Rudolf Hoberg (Darmstadt)

Braucht die Öffentlichkeit die Sprachwissenschaft?

Das Interesse der Öffentlichkeit und besonders der Medien an Sprachfragen ist groß, sehr groß sogar, das Interesse der Sprachwissenschaftler am Interesse der Öffentlichkeit äußerst gering. Die Öffentlichkeit ist über dieses Desinteresse keineswegs betrübt oder verärgert, denn sie interessiert sich kaum für die Arbeit der Sprachwissenschaft. In dem Beitrag werden die Gründe für diese merkwürdige Situation aufgezeigt und Vorschläge für eine bessere Zusammenarbeit von Öffentlichkeit und Sprachwissenschaft gemacht. Dabei wird von Themenbereichen ausgegangen, die zur Zeit in der Öffentlichkeit besonders intensiv erörtert werden: Rechtschreibreform, englischer Einfluss auf das Deutsche, der so genannte ‚Sprachverfall‘, Möglichkeiten der Sprachkritik.

Wenn ein Theologe über das Thema „Existiert Gott?“ spricht, wissen wir alle, was hinten herauskommt: Natürlich glaubt er an die Existenz Gottes, er muss an sie glauben, schon weil er sich sonst seiner Lebensgrundlage berauben würde; allenfalls Theologen, die Beamte auf Lebenszeit sind, können es sich leisten, hier öffentlich Zweifel zu äußern.

Wenn ein Sprachwissenschaftler fragt, ob die Öffentlichkeit ihn braucht, so wird man ebenfalls eine positive Antwort erwarten und ich werde diese Erwartung in dem vorliegenden Beitrag¹ auch nicht enttäuschen, aber die Antwort ist etwas komplizierter als bei dem Theologen.

Betrachten wir die Frage zunächst aus der Sicht der Sprachwissenschaft beziehungsweise Linguistik (ich gebrauche die beiden Begriffe synonym, wie es heute meist geschieht). Wohl kaum eine andere Geistes- oder Sozialwissenschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten so verändert wie die Sprachwissenschaft, sowohl in theoretischer wie in praktischer Hinsicht. Mit wichtigen Bereichen, die ich heute den Studierenden vermitteln konnte, konnte ich mich selbst erst beschäftigen, als ich mein Studium längst

1 In ihn sind frühere Aufsätze von mir (vgl. besonders HOBERG 1996, 1997a und 1997b) und Hinweise in Diskussionen – besonders nach Vorträgen an den Universitäten Bochum, Darmstadt und Freiburg – eingegangen.

abgeschlossen hatte. Die moderne Linguistik betrachtet sich heute als eine Grundlagenwissenschaft und wenn man sieht, welche Rolle sie etwa in der Erkenntnistheorie, der Psychologie, der Informatik, überhaupt in den ‚Kognitionswissenschaften‘ spielt, wird man dieser Selbsteinschätzung der Linguisten kaum widersprechen können. Ich kann hierauf nicht näher eingehen, sondern möchte für die Berechtigung dieser Selbsteinschätzung nur einen kleinen ‚Beleg‘ anführen:

In den USA gibt es Zitierungsindices, die angeben, wer wie oft zitiert wird und damit – so die zugrunde liegende Überzeugung – bedeutend bzw. weniger bedeutend ist. In dem Index für ‚Arts and Humanities‘ nehmen neun der zehn ersten Positionen Namen der Vergangenheit ein, nämlich (in chronologischer Reihenfolge) die Bibel, Platon, Aristoteles, Cicero, Shakespeare, Hegel, Marx, Freud und Lenin (es finden sich also drei Deutschsprachige unter den ersten zehn). Nur ein Lebender ist darunter: Noam Chomsky, der heute sicher weltweit bekannteste Linguist, der vor allem auch in der Psychologie und der Informatik von großem Einfluss ist (vgl. PINKER 1996, S. 27 und 487).

Wie beurteilen Sprachwissenschaftler nun die Bedeutung ihrer Forschungen für die Öffentlichkeit? Dieser Frage ist der Hallenser Linguist Gerd Antos mit zwei Mitarbeitern nachgegangen; er hat dazu 1997 einen Fragebogen an etwa 1500 Kolleginnen und Kollegen verschickt. Die Rücklaufquote lag bei nur etwa 17% (256 Antworten), so dass die Befragung kaum als repräsentativ angesehen werden kann; für Antos ist diese Quote im „Vergleich zu Erfahrungswerten aus der empirischen Sozialforschung [...] jedoch zumindest ein befriedigender Wert“ (ANTOS/TIETZ/WEBER 1999, S. 106).

Der typische Teilnehmer dieser Befragung „ist männlich, Professor und älter als 50 Jahre“ (ANTOS/TIETZ/WEBER 1999, 107). Von den insgesamt 12 Fragen der Erhebung möchte ich auf drei kurz eingehen (vgl. ANTOS/TIETZ/WEBER 1999, S. 107ff.):

Eine Frage lautete: „Wie relevant ist die Linguistik Ihrer Meinung nach für die Öffentlichkeit? Bitte entscheiden Sie sich auf einer Skala von 1 (äußerst relevant) bis 5 (irrelevant).“ Die Antwort: Etwa 40% sind von der Wichtigkeit ihres Fachs für die Öffentlichkeit überzeugt, etwa ein Viertel kann sich nicht so recht entscheiden und etwa ein Drittel hält die Linguistik für irrelevant bzw. für wenig relevant bzw. beantwortet die Frage nicht.

Die zweite Frage: „Wie wird die Linguistik im Verhältnis zu ihrer Öffentlichkeitsrelevanz durch die Öffentlichkeit wahrgenommen? Bitte entscheiden Sie sich auf einer Skala von 1 (überproportional) bis 5 (zu wenig).“ Die Antwort: „Die Linguistik findet – gemessen an ihrer potentiellen Relevanz – relativ wenig oder zu wenig Beachtung in der Öffentlichkeit.“

Eine dritte Frage: „Welche Themen und Probleme aus den Bereichen Sprache und Kommunikation spielen Ihrer Erfahrung nach für die Öffentlichkeit überhaupt eine Rolle?“ Als Antworten wurden folgende Themenbereiche, geordnet nach der Anzahl der Nennungen, angegeben: Orthographie, Sprachpflege, Fremdsprachen, Sprachgeschichte, Sprache und Politik, Dialekte, Rhetorik und Stil, Sprachunterricht.

Antos fasst die Ergebnisse seiner Befragung so zusammen:

„– Die Antworten sind insgesamt so disparat wie wohl die Sicht der Linguistinnen und Linguisten auf ihr Fach.

– Selbst diejenigen, die geantwortet haben, scheinen nicht frei von Unsicherheiten und Verunsicherungen zu sein. Dies betrifft offenkundig sowohl das Selbstbild als auch das Fremdbild der Öffentlichkeit von unserer Wissenschaft.

– Es ist aber auch unverkennbar, daß es einen starken, wenn auch diffus geäußerten Wunsch gibt, in einen – wie auch immer gearteten – Dialog mit der Öffentlichkeit zu treten. Dahinter verbirgt sich die Erkenntnis, daß Forschungstransfer in geeigneter Form unerlässlich für das Fach ist.

– Weithin offen bleibt in den Antworten, wie dies jenseits von ‚Andienung‘ an die Erwartungen der Öffentlichkeit einerseits und fachwissenschaftlicher Arroganz andererseits konkret geschehen kann.“ (ANTOS/TIETZ/WEBER 1999, S. 120).

Wenn ich richtig sehe, verhalten sich Linguisten wie die meisten Wissenschaftler: Sie betreiben ihre Forschungen, sind auch meist von der gesellschaftlichen Relevanz ihrer Arbeit überzeugt, kümmern sich aber wenig darum, ihre Forschungsergebnisse so umzusetzen, dass die Öffentlichkeit sich dafür interessiert. Und was diese Umsetzungsarbeit angeht, so sind die Linguisten noch sehr viel „zurückhaltender“ als ihre Kollegen aus anderen Geistes- und Sozialwissenschaften, denn die Zahl der Philosophen, Soziologen, Psychologen, Historiker oder Literaturwissenschaftler, die sich nicht zu schade dafür sind, über ihre Arbeit in allgemeinverständlicher Sprache zu sprechen und zu schreiben – und

zu ihnen gehören die Bedeutendsten ihrer Zunft –, ist weitaus größer als die der Sprachwissenschaftler.

Nun zur Öffentlichkeit, die ich für meine Zwecke so definiere, dass zu ihr alle Menschen gehören, die aus linguistischer Sicht ‚Laien‘ sind und sich öffentlich – über die Medien oder in Meinungsumfragen – artikulieren. Das Wort ‚Laien‘ ist hier selbstverständlich nicht abwertend gemeint, denn abgesehen von unseren kleinen Spezialgebieten sind wir alle Laien.

Bei der Haltung der deutschsprachigen Öffentlichkeit – aber wohl auch der anderer Sprachgemeinschaften – gegenüber ihrer Muttersprache lassen sich vier Einstellungen erkennen, von denen die erste für einen Sprachwissenschaftler hoch erfreulich, die zweite und dritte sehr bedenklich und die vierte höchst deprimierend ist. Ich will diese Einstellungen kurz kennzeichnen:

1. Hoch erfreulich ist die Tatsache, dass das Interesse der Öffentlichkeit an Sprachfragen sehr groß ist. „Ich bin noch nie jemandem begegnet, der sich nicht für Sprache interessiert hätte“, sagt Steven Pinker zu Beginn seines Bestsellers „Der Sprachinstinkt“ (PINKER 1996, S. 13), und jeder Sprachwissenschaftler, der sich mit Sprachproblemen der Öffentlichkeit befasst oder Vorträge vor ‚Laien‘ hält, wird ihm wohl zustimmen, auch wenn wir es seit einiger Zeit etwas genauer wissen: Das Institut für Deutsche Sprache in Mannheim hat von Oktober bis Dezember 1997 zusammen mit einem Meinungsforschungsinstitut eine repräsentative Umfrage durchgeführt, um die Ansichten der Deutschen über ihre Muttersprache zu erkunden. Dabei ging es um fünf Themenkreise (STICHEL 1999, S. 19):

- „– die Entwicklung der deutschen Gegenwartssprache
- die regionale Varianz des Deutschen
- das sprachliche Ost-West-Verhältnis
- Deutsch und andere Sprachen im Inland
- Deutsch im Verhältnis zu anderen Sprachen der Europäischen Union“

Ich nenne einige Ergebnisse der Befragung:

„1. In Deutschland ist derzeit mit starkem bis mittlerem Interesse an sprachlichen Fragen bei knapp der Hälfte der erwachsenen Bevölkerung zu rechnen; gut die Hälfte erklärt sich für sprachlich wenig oder gar nicht interessiert [...] Nach Meinung der Gefragten haben Fernsehen

und Bildungseinrichtungen einen starken Einfluss auf den allgemeinen Sprachgebrauch, Bücher, Kino und Theater nur einen vergleichsweise geringen. Im Meinungsfeld dazwischen liegen Radio, Familie, Zeitungen, Freunde, die Arbeitsumgebung und die Politik. Eine besondere Verantwortung für die künftige Sprachentwicklung wird Schulen und Eltern zugesprochen. Es folgen Wissenschaftler, Politiker, Journalisten und erst danach Schriftsteller“ (STICKEL 1999, S. 42).

Man hat selbstverständlich auch vor dieser Befragung nicht angenommen, dass sich alle Menschen für Sprachprobleme interessieren, aber diejenigen, die von Intellektuellen häufig ironisch-herablassend als ‚Bildungsbürgertum‘ bezeichnet werden, denken offenbar viel über Sprache und Kommunikation nach. Man merkt es in privaten Gesprächen, aber auch bei Vorträgen, die sich nicht in erster Linie an sprachwissenschaftlich Gebildete richten: Fast immer trifft man auf ein großes, diskussionsfreudiges Publikum, wenn man beispielsweise über die Rechtschreibreform, über den englischen Einfluss auf das Deutsche, über die Sprache der Jugendlichen, über Sprache und Politik oder über die Bedeutung von Deutsch als Fremdsprache spricht. Und dieses Interesse spiegelt sich auch vielfältig in den Medien wider, selbst dort, wo man bestimmte Fragen oder bestimmte sprachwissenschaftliche Bemühungen mit amüsiertem Lächeln eher als abwegig betrachtet, wie man es beispielsweise immer wieder bei Fernsehdiskussionen über die Rechtschreibreform erleben kann.

Auch verschiedene öffentliche Aktionen, vor allem der Gesellschaft für deutsche Sprache, finden große Resonanz, etwa die Ermittlung der beliebtesten Vornamen, der Wörter und Unwörter des Jahres, die Verleihung des Medienpreises für Sprachkultur oder die Stellungnahmen und Aufrufe der Kommission ‚Besseres Deutsch‘, die von der Gesellschaft für deutsche Sprache zusammen mit der Dudenredaktion gebildet wurde. So herrscht im Dezember eines jeden Jahres ein großer Andrang der Medien bei der Verkündigung der Wörter des Jahres, und es gibt kaum eine Tageszeitung, die darüber nicht berichtet. Wenn ich einer Zeitung, dem Fernsehen oder einer Nachrichtenagentur ein, zwei Tage vor der offiziellen Verkündigung die Wörter des Jahres verriete, könnte ich mein Einkommen vermutlich erheblich verbessern.

Dem großen Sprachinteresse der Bevölkerung kommen also Institutionen wie die Dudenredaktion oder die Gesellschaft für deutsche Sprache entgegen, kaum aber, wie bereits gesagt, die wissenschaftlich ar-

beitenden Linguisten. Damit ist nicht gemeint, dass es Sprachwissenschaftler gäbe, die sich des hier angesprochenen Problems nicht bewusst wären, auch nicht, dass über dieses Problem nicht genügend nachgedacht werde, und auch nicht, dass Linguisten nicht bereit wären, der Bevölkerung in ihren Sprachnöten zu helfen. Die Zahl solcher ‚Helfer‘ und sprachberatender Organisationen hat in den letzten Jahren eher zugenommen, erfreulicherweise auch an Universitäten.

Gemeint ist vielmehr, dass es den Linguisten kaum gelingt, mit ihren Konzeptionen die Öffentlichkeit zu erreichen. Zwar hat es – neben Wörterbüchern, Grammatiken und Ratgebern – immer wieder ‚Sprach‘-Bücher gegeben, die in den Medien und bei Laien großes Interesse fanden, aber ihre Zahl ist sehr gering und häufig wurden solche Bücher nicht von Linguisten verfasst. Generell muss man sagen: Ein Diskurs zwischen Sprachwissenschaftlern und der Öffentlichkeit über Sprachnormen, Sprachkritik, Sprachethik, Sprachwandel findet kaum statt.

2. Die zweite Einstellung der Bevölkerung gegenüber der Sprache ist eher bedenklich. Es herrscht nämlich ein starkes Bedürfnis nach Normen und normsetzenden Autoritäten. Was die Sprache angeht, so hält man an überkommenen Konventionen fest, und dies gilt nicht nur für diejenigen, die sich zu den ‚Konservativen‘ zählen, sondern auch für die meisten, die sich für ‚links‘ oder ‚progressiv‘ halten. Offensichtlich bewahren sich die meisten Menschen eine Einstellung, die besonders durch den Sprachunterricht der Schule geprägt wurde, in dem die Sprache als etwas ‚Objektives‘, ‚Statisches‘, ‚Geregeltes‘ erlebt wird.

Ich möchte hier nur zwei persönliche Erfahrungen anführen: Seit ich vor über zehn Jahren mit meiner Frau eine Duden-Gebrauchsgrammatik veröffentlicht habe, hat sich mein Prestige bei ‚Laien‘, also etwa bei Juristen, Medizinern, Ingenieuren, Bankern enorm erhöht, weil man mich nun als eine Autorität ansieht. In bestimmten Situationen, etwa in lockeren Gesprächen bei Partys, erkläre ich – bewusst falsch und angeberisch –, ich hätte in dieser Grammatik die Normen für die deutsche Sprache festgelegt. Und ich erlebe so gut wie nie, dass jemand fragt, wie ich eigentlich dazu käme, Normen festzulegen, welche Berechtigung ich dazu hätte; vielmehr bemerke ich, wie mir Bewunderung entgegenschlägt, auch von ansonsten kritischen Zeitgenossen.

Mit dieser Erfahrung korrespondiert eine andere: Mich rufen oft Personen an, auch Kolleginnen und Kollegen meiner Universität, die Rat

suchen. Sie wollen etwa wissen, ob an einer bestimmten Stelle ein Komma gesetzt wird, ob es *wir Deutsche* oder *wir Deutschen* heißt, ob der Konjunktiv von *brauchen* wirklich *bräuchte* sei und ob man *brauchen* immer noch mit *zu* gebrauchen müsse. Ich gebe dann eine Erklärung, aber während ich spreche, merke ich, dass man keine Erklärung, keine Begründung wünscht, sondern lediglich die Entscheidung einer Person, die man als Autorität ansieht. In Sprachfragen sind viele ansonsten reflektierte Menschen völlig unreflektiert und die Zahl derjenigen ist nicht gering, die am liebsten eine staatlich autorisierte Sprachakademie hätten, die gebieten und verbieten darf.

3. Mit der zuletzt skizzierten Haltung hängt es auch zusammen, dass die meisten Menschen und vor allem die Angehörigen des ‚Bildungsbürgertums‘ an einen Sprachverfall glauben. Alle Umfragen weisen darauf hin, auch die bereits genannte des Instituts für Deutsche Sprache, die zu dem Ergebnis kommt:

„Rund ein Viertel der Befragten hält die derzeitige Sprachentwicklung für besorgniserregend, ein weiteres knappes Drittel für teilweise bedenklich. Erfreulich finden die Sprachentwicklung nur 4,8%. Die Einstellung zur Sprachentwicklung hängt deutlich von Schulbildung, sprachlichem Interesse und Alter ab“ (STICHEL 1999, S. 42).

Wer vom Niedergang der Sprache überzeugt ist, meint – meist ungeschieden – zweierlei:

- das System der Sprache „verfalle“ und
- die sprachlichen Fähigkeiten der Menschen, insbesondere der Jugendlichen, nähmen ab.

Was das System angeht, so handelt es sich in der Regel um falsche oder in ihrer Pauschalität unzutreffende Behauptungen wie die, der Genitiv, der Dativ oder der Konjunktiv gingen zurück, oder die, durch die angebliche Flut von englischen Wörtern leide die deutsche Sprache Schaden.

Dass die sprachlichen Fähigkeiten der Deutschen und besonders der Jugendlichen heute wesentlich schlechter seien als früher, ist für die meisten Erwachsenen, die sich hier ein Urteil zutrauen – und wer tut das nicht? – so selbstverständlich, dass jemand, der dies in Frage stellt,

als Ignorant angesehen wird. Schon die Bitte um Begründung der These vom Sprachverfall gilt als ungehörig. Bildungspolitiker, Professoren, Lehrer, Industrie- und Handelskammern, Ausbilder in Betrieben und besonders die Medien, sie alle klagen, die Sprache verkomme.

Fragt man nach, was denn hier eigentlich verfallt, so wird zunächst und vor allem und immer wieder auf die mangelnden Rechtschreibleistungen verwiesen. Aber auch um die Grammatik stehe es schlecht, und überhaupt sei die Ausdrucksfähigkeit der Jüngeren katastrophal. Fragt man weiter nach Belegen für diese Behauptungen, so werden Texte mit Rechtschreibfehlern präsentiert; Beispiele für Grammatikfehler zu nennen, fällt schon schwerer (häufig können die Beschwörer des Sprachverfalls gar nicht zwischen Rechtschreib- und Grammatikfehlern unterscheiden); und was die ‚Ausdrucksfähigkeit‘ betrifft, so geht man in der Regel mit großer Selbstverständlichkeit davon aus, dass der eigene Sprachgebrauch der richtige ist – Abweichungen gelten als ‚falsch‘, ‚überflüssig‘, ‚ungenau‘ oder ‚scheußlich‘.

Die These vom Sprachverfall wird kaum von Linguisten, sondern vor allem von unprofessionellen, selbsternannten ‚Sprachkritikern‘ vertreten, die sich in den Medien nebenbei über Sprachprobleme äußern, denen aber meist ein solides Sprach-Wissen fehlt und die daher nicht in der Lage sind, über größere sprachliche Zusammenhänge zu reflektieren.

Wer vom ‚Sprachverfall‘ spricht oder ähnliche abwertende Begriffe benutzt, meint alle sprachlichen Veränderungen, die ihm missfallen, und vielen Menschen missfallen nahezu alle Veränderungen, deren sie sich bewusst sind. Abgesehen von Sprachwissenschaftlern registriert tatsächliche oder vermeintliche Veränderungen nur, wer ein gewisses Alter erreicht hat, und daher sind die Klagen über den Sprachverfall auch typisch für die ältere Generation; allerdings gehören in dieser Hinsicht schon manche Dreißigjährige zu den Älteren. Spätestens vom fünfzigsten Lebensjahr an aber beginnt man zu klagen, und die Klagenden gehören fast alle der gehobenen Mittelschicht an. Einer meiner Kollegen hat einmal von „Altherrentopoi“ gesprochen, nach meiner Erfahrung handelt es sich aber mindestens ebenso um ‚Ältere-Damen-Topoi‘.

Man weiß natürlich, dass sich die Sprache entwickelt hat, dass das Deutsch zur Zeit Karls des Großen und auch noch zu Zeiten Goethes anders war als das heutige und dass es auch in 100 Jahren anders sein wird, man ist auch generell gar nicht gegen Veränderungen, im Ge-

genteil, aber während der eigenen Lebenszeit sollte die Sprache möglichst konstant bleiben. Diese Haltung muss im Zusammenhang mit der Einstellung zu Veränderungen in anderen Bereichen, zu kulturellen Entwicklungen im Allgemeinen gesehen werden. Was die eigene Muttersprache angeht, so wird diese Einstellung vor allem auch durch den schulischen Deutschunterricht mit geprägt.

Wer die Ausdrucksfähigkeit anderer und insbesondere der jüngeren Generation kritisiert, der versucht, das eigene Unbehagen an sprachlichen Veränderungen auf den Begriff zu bringen; den meisten aber fehlen die für eine vernünftige Kritik notwendigen Begriffe. Man geht von einzelnen sprachlichen Erscheinungen aus, die man negativ bewertet, und verallgemeinert in unzulässiger Weise. Wer sich etwa gegen ‚Floskeln‘, ‚Phrasen‘ oder ‚Leerformeln‘ wendet, der meint immer nur bestimmte, meist neuere sprachliche Erscheinungen und vergisst, dass er selbst unzählige solcher ‚Leerformeln‘ verwendet, dass solche Formeln auch keineswegs ‚leer‘ sind, sondern dass sie in der alltäglichen Kommunikation eine wichtige Funktion haben. Ihn stört lediglich die Tatsache, dass man sie in der eigenen Jugend nicht verwandte. Und nun ist er schnell bereit zu verallgemeinern, besonders wenn ihm noch ein paar andere neuere Wendungen einfallen, die ihm missfallen. Das Urteil lautet dann: Die Sprache wird immer ‚floskelhafter‘, ‚nichtssagender‘, ‚undifferenzierter‘, ‚ärmer‘. In diesem Zusammenhang muss man auch den Kampf gegen Anglizismen nennen, denn die meisten Puristen sind nicht gegen Fremdwörter oder Anglizismen im Allgemeinen, sondern nur gegen die neueren und neuesten.

Zur Frage, ob und wie sich die sprachlichen Fähigkeiten verändert haben, gibt es kaum historisch-vergleichende Untersuchungen, und wir haben daher vor einigen Jahren an der Technischen Universität Darmstadt mit einem Projekt begonnen, in dem wir Abituraufsätze von den vierziger bis in die neunziger Jahre – also über die ganze Spanne der Nachkriegszeit – untersuchen, und zwar aus fünf Schulen der alten Bundesrepublik (aus Berlin, Göttingen, Siegen, Darmstadt und Neuburg an der Donau). Ich kann auf dieses Projekt, das noch nicht abgeschlossen ist, hier nicht näher eingehen, möchte aber doch sagen, dass wir wahrscheinlich die Haltlosigkeit nahezu aller negativen Urteile über die Sprache der heutigen Jugendlichen beweisen können. Schon jetzt können wir zeigen, dass die heutigen Abiturienten längere Aufsätze schreiben und einen größeren Wortschatz haben als frühere Jahrgänge. Allerdings

werden heute mehr Rechtschreibfehler gemacht, aber wer mehr Wörter schreibt, darf vielleicht auch mehr Fehler machen. Man sollte also nicht vorschnell über die ‚Sprachlosigkeit‘ oder die sprachlichen Defizite der heutigen Jugend sprechen.

Parallel zu dieser Untersuchung haben wir Diplomarbeiten von Elektrotechnikern und Maschinenbauern aus den sechziger und den neunziger Jahren analysiert, und auch diese Arbeit, die ebenfalls noch nicht ganz abgeschlossen ist, wird zeigen, dass sich die sprachlichen Fähigkeiten in den letzten dreißig Jahren nicht signifikant verändert haben.

Aus unseren Untersuchungen lässt sich eine triviale These ableiten, die aber in unserer Gesellschaft viel zu wenig beachtet wird, nämlich: Aus der Tatsache, dass heute etwas nicht gut oder gar schlecht ist, kann man nicht schließen, dass es früher besser war. Die ältere Generation glorifiziert ihre Jugend, nach dem Motto: Je älter ein Mann wird, um so besser hat er als Junge Fußball spielen können.

4. Die vierte Einstellung der Öffentlichkeit zur Sprache und Sprachwissenschaft ist für einen Linguisten höchst deprimierend, weil er sieht, dass die Bevölkerung und gerade auch die Gebildeten an seinen Forschungen wenig interessiert sind, selbst dann, wenn die Ergebnisse dieser Forschungen eine große Relevanz für die Praxis haben. Sprachfragen werden in Deutschland weitgehend ohne Linguisten diskutiert, wie man etwa bei wissenschaftlichen Tagungen, Talkshows oder Diskussionen in Zeitungen oder im Hörfunk feststellen kann. Von der Richtigkeit dieser Behauptung kann man sich nahezu täglich überzeugen. Ich nenne als Beleg nur eine Sendung von ‚Sabine Christiansen‘, die im Juli 2001 ausgestrahlt und von vielen gesehen, Gott sei Dank auch von vielen kritisiert wurde. In ihr ging es um den englischen Einfluss auf das Deutsche und um die Rechtschreibreform und an ihr nahmen außer Frau Christiansen sieben Personen teil, nämlich Klaus von Dohnanyi, Walter Jens, Florian Langenscheidt, zu dessen Imperium auch der ‚Duden‘ gehört, Wolfgang Niedecken von der Gruppe BAP, Annette Schavan, die Kultusministerin des Landes Baden-Württemberg, Gerd Schrammen, romanistischer Literaturwissenschaftler und Vorstandsmitglied des ‚Verins Deutsche Sprache‘, und Feridun Zaimoglu, der Verfasser eines Buches über die ‚Kanack-Sprache‘. Es wurde also kein einziger Sprachwissenschaftler eingeladen – auch Walter Jens, den ich ansonsten sehr schätze, kann ich nach seinen Ausführungen in dieser Sendung beim besten Willen nicht zu unserer Zunft zählen. Es gab also keinen einzi-

gen Experten für die behandelten Themen. Und alle Beteiligten, wohl auch die Zuschauer, hielten das für völlig normal.

Eine ähnliche Situation findet sich häufig auch bei interdisziplinären wissenschaftlichen Tagungen. Schon vor einigen Jahren habe ich in einem Aufsatz auf eine Tagung zum Thema „Wohin geht die Sprache?“ hingewiesen, bei der von 48 Teilnehmern nur drei Sprachwissenschaftler waren. Und ich habe damals schon gefragt:

„Kann man sich vorstellen, dass bei Konferenzen, in denen es, sagen wir, um ökologische Probleme oder um die Entwicklung der Bundesrepublik oder der deutschen Gegenwartsliteratur oder um die religiöse Situation in Europa geht, von jeweils 48 Teilnehmern nur drei Biologen bzw. Politikwissenschaftler, Literaturwissenschaftler oder Theologen sind, oder bei einer Tagung über Erziehungsfragen weniger als 10% Pädagogen?“ (HOBERG 1997a, S. 54).

Selbstverständlich gehört die Sprache nicht allein den Linguisten, selbstverständlich müssen sich auch andere Wissenschaften mit ihr befassen und selbstverständlich sind deshalb interdisziplinäre Kooperationen und Kongresse sinnvoll und notwendig. Aber müssen wir der Öffentlichkeit nicht immer wieder deutlich machen, dass für Sprachprobleme in erster Linie die Linguisten zuständig sind, weil sonst Diskussionen über die Sprache leicht in Geschwätz ausarten können?

Dass ich persönlich oder Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Gesellschaft für deutsche Sprache in Wiesbaden oder der Dudenredaktion in Mannheim häufig zu öffentlichen Diskussionen, Interviews oder Stellungnahmen eingeladen werden, liegt weniger daran, dass wir Sprachwissenschaftler sind, sondern dass man in uns Praktiker sieht – und die sind gefragt. Linguisten hält man eher für Leute, die sich mit abwegigen, fast esoterischen Themen befassen, die viel Spezialwissen anhäufen, es in Lexika und für Laien unverständlichen Büchern ablagern und es anderen – Philosophen, Soziologen und ‚normalen Bürgern‘ – überlassen, eine Gesamtschau der Sprache einschließlich aller Wertungen vorzunehmen.

Die Öffentlichkeit glaubt keine Linguisten zu brauchen; sie ist in Sprachfragen sehr selbstbewusst. Politiker, Schriftsteller, Journalisten, Universitätsprofessoren und Lehrer – ganz gleich, welche Fächer sie unterrichten –, Hausfrauen, Staatsanwälte und Taxifahrer – sie alle haben, was ihre Muttersprache angeht, eine feste, unerschütterliche Meinung,

vor allem wenn sie gegen etwas sind. Lassen Sie mich hierfür drei Beispiele nennen:

1. Häufig setzen sich Journalisten mit mir in Verbindung, die über sprachliche Fragen schreiben oder reden wollen, etwa über bestimmte modische Wörter oder Wendungen. Es zeigt sich dann meist, dass sie für solche Themen nicht die geringsten Voraussetzungen mitbringen, dass sie von Wörterbüchern allenfalls den Rechtschreib-Duden kennen und vom Hörensagen wissen, dass es ein ‚Grimmsches Wörterbuch‘ gibt. Und es erstaunt mich immer wieder neu, dass sie mein diskreter Hinweis auf ihre Inkompetenz überhaupt nicht berührt.
2. Bei dem zur Zeit wichtigsten Sprachthema in der Öffentlichkeit, der Frage nach der Bewertung des englischen Einflusses auf das Deutsche, geht es, vereinfacht gesagt, um einen Streit zwischen ‚Laien‘ und Linguisten. Ein großer Teil der Bevölkerung glaubt, der englische Einfluss sei übermächtig, ihre Muttersprache verliere immer mehr an Boden und gehe bald unter, man müsse etwas gegen die überflüssigen Anglizismen tun, da sonst die Verständigung nicht mehr möglich sei. Man organisiert sich in Puristen-Vereinigungen und fordert ein Sprachschutzgesetz, um die Menschen zu zwingen, auf den Gebrauch von Anglizismen zu verzichten. Als Sprachwissenschaftler muss man darauf hinweisen, dass hier eine Gefahr herbeigeredet wird, dass von den etwa 500 000 Wörtern der deutschen Sprache etwa 4 000 englischen Ursprungs sind und ein großer Teil der Anglizismen relativ schnell wieder aus der deutschen Sprache verschwindet, dass der Anteil der Fremdwörter aus dem Griechischen, Lateinischen und Französischen weitaus größer ist, dass in dieser Welt Englisch immer mehr zur Zweitsprache wird und damit notwendigerweise das Englische alle anderen Sprachen – nicht nur das Deutsche – beeinflusst, dass, wie jeder Sprachhistoriker weiß, Fremdwörter in eine Sprache integriert werden und sie nicht zerstören und dass nicht einzusehen ist, warum der Staat den Sprachgebrauch der Einzelnen durch Gesetze reglementieren soll, ganz abgesehen davon, dass Sprachgesetze, wie Frankreich zeigt, wenig bewirken. Hier stehen Vorurteile gegen solide Argumente, und gelegentlich gewinnen leider die Vorurteile, wie man im Sommer 2001 erle-

ben konnte, als der Berliner Innensenator Eckart Werthebach, der schon Monate zuvor ein Sprachschutzgesetz gefordert hatte, für die Berliner Behörden anordnete, Anglizismen zu vermeiden; tröstlicherweise soll auf Sanktionen verzichtet werden. Gott sei Dank gibt es Minister Nida-Rümelin und viele andere Politiker, die sich mutig für die Sprachfreiheit einsetzen.

3. Als drittes Beispiel nenne ich den Kampf um die Rechtschreibreform, der in den letzten Jahren ausgetragen wurde. Bei den Reformgegnern lassen sich zwei Gruppen unterscheiden: eine sehr kleine, die etwas von Rechtschreibung versteht und eine andere Reform will; das ist völlig legitim, denn bei Reformen gibt es immer mehrere Möglichkeiten und jeder hält seine Konzeption für die beste. Zu der anderen, großen Gruppe gehören Menschen, die wenig Ahnung haben, ja sich zum Teil durch stupende Ignoranz auszeichnen, die sich sehr selbstbewusst äußern und meist linguistische Argumente gar nicht zur Kenntnis nehmen. Es sind Menschen, denen die einfachsten Kenntnisse fehlen, die nicht einmal zwischen Sprache und Schrift, zwischen Ausdruck und Inhalt, zwischen Lauten und Buchstaben unterscheiden können; die kaum eine Ahnung von den Prinzipien haben, die unsere Rechtschreibung bestimmen; die nicht wissen, welche Rolle staatliche Instanzen bei der Festlegung der früheren Rechtschreibnorm gespielt haben; die ernsthaft glauben, diese Norm habe sich „frei entfaltet“ und müsse das auch in Zukunft tun; deren historisches Wissen auf diesem Gebiet minimal ist und die ein Aha-Erlebnis haben, wenn sie erfahren, dass Goethe noch nicht nach den Duden-Regeln geschrieben hat.

Und es handelt sich hier häufig um Menschen, die man mit Recht zu den Klugen und Gebildeten zählt, die erfolgreich in ihrem Beruf sind, die differenziert über politische oder naturwissenschaftliche Zusammenhänge urteilen, von denen man viel über Kunst und Musik lernen kann und deren Bemerkungen über moderne Literatur zum Nachdenken anregen.

Warum äußern sich solche Leute über die Rechtschreibreform – aber auch zu anderen Sprachfragen –, ohne sich zuvor kundig zu machen, was gerade auf diesem Gebiet sehr leicht möglich wäre? Warum gilt für sie nicht auch hier die Binsenweisheit, dass man über einen Gegen-

stand nur verantwortlich reden kann, wenn man etwas davon versteht? Und warum äußern sie sich meist mit einem irritierenden, von keinerlei Zweifeln angekränkelten Selbstbewusstsein?

Die Antwort muss wohl lauten: weil sie sich ihrer Inkompetenz nicht bewusst sind und vielleicht auch nicht sein können. Schließlich haben sie die Rechtschreibregeln in der Schule gründlich gelernt, haben jahrelang Sprachunterricht gehabt, in dem viel geschrieben, gelesen und analysiert wurde; haben die Schule erfolgreich abgeschlossen, häufig mit dem Abitur; haben ein Studium oder eine Berufsausbildung absolviert und auch in dieser Zeit geschrieben und meist viel gelesen; und arbeiten in Berufen, in denen Sprache – auch und vor allem geschriebene Sprache – eine zentrale Rolle spielt: Warum sollten sie sich nicht für berechtigt halten, nicht nur über die Rechtschreibreform zu urteilen, sondern gegebenenfalls auch alles zu tun, um eine solche Reform zu verhindern, also öffentlich dagegen zu sprechen oder zu schreiben, Gerichte anzurufen oder Volksbegehren zu organisieren?

Eine solche Einstellung beruht jedoch auf einem zweifachen Irrtum:

Zum einen ist das Sprachwissen der Bevölkerung, auch der gebildeten, trotz mehrjähriger Deutsch- und Fremdsprachenunterrichts bei weitem nicht so groß, wie man vermuten würde. Vor allem fehlt es den meisten Menschen an sprachhistorischen Kenntnissen und einem zumindest groben begriffsanalytischen Instrumentarium. Gespräche, öffentliche Stellungnahmen, Leserbriefe oder Diskussionen nach Vorträgen können leicht von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugen.

Auf die Frage, warum dieses Wissen nicht allzu groß ist, kann hier nicht detailliert eingegangen werden. Ein sehr wichtiger Grund liegt wohl darin, dass sich Schüler vor allem in der Sekundarstufe I, im Alter zwischen zehn und fünfzehn Jahren, mit der Analyse des Sprachsystems – mit Rechtschreibung, Grammatik und Wortschatz – befassen müssen, in einem Alter also, in dem sie sich in der Regel nicht für dieses Thema interessieren; in den späteren Schuljahren spielen sprachsystembezogene Fragen allenfalls eine periphere Rolle. Für einen Erwachsenen reichen aber vage Reminiszenzen an seinen Schulunterricht nicht aus, um die Vor- und Nachteile verschiedener Rechtschreibnormen beurteilen zu können.

Und ein Germanistikstudium, so verwunderlich das für manchen sein mag, bietet auch nicht notwendigerweise eine Gewähr dafür, dass der Absolvent etwas Sinnvolles über die Rechtschreibung sagen kann. Wer

sich im Studium und späteren Beruf – etwa als Lehrer oder Journalist – vornehmlich mit Belletristik und Literaturwissenschaft befasst, der ist zu vielem befähigt, nicht aber unbedingt dazu, sachkundige Aussagen über ‚profanere‘ Sprachprobleme wie die Rechtschreibung zu machen.

Zum anderen glauben die meisten Menschen, die Tatsache, dass sie viel lesen und schreiben, befähige sie ganz selbstverständlich auch dazu, über das Lesen und Schreiben einschließlich der Orthographie urteilen zu können. Dieser Glaube beruht auf dem Missverständnis, die Verwendung eines Mediums (hier: der Sprache) schließe die Reflexion über dieses Medium ein, ein Missverständnis, dem vor allem Schriftsteller erliegen – und die zum Teil von keinerlei Sachkenntnis getriebenen Stellungnahmen vieler Autoren in den letzten Jahren zeigen, welche schlimme Folgen ein solches Missverständnis haben kann.

Dies alles ist, wie gesagt, für einen Sprachwissenschaftler sehr deprimierend. Da aber bekanntlich keine Regel ohne Ausnahme ist, erlebt man gelegentlich unerwartete Glücksmomente. Seit einigen Jahren erzähle ich die anrührende Geschichte von einem Anästhesisten, dem ich am Tag vor einer kleinen Operation erzählte, ich sei Germanist. Er fragte sofort: Linguist oder Literaturwissenschaftler? Ein solche Frage hatte ich noch nie von einem Arzt gehört. Es stellte sich heraus, dass seine amerikanische Schwiegertochter Linguistin war, dass er Namen wie Chomsky und Begriffe wie ‚Phonem‘ oder ‚Morphem‘ mühelos aussprechen konnte und etwas über die Satzklammer im Deutschen wusste. Und er sagte mir, er halte die Linguistik für eine der faszinierendsten Wissenschaften. Am nächsten Tag wünschte er mir, wenige Sekunden, bevor mir seine Injektion das Bewusstsein raubte, „gute linguistische Träume“ – ein Wunsch, der den Operations- und Heilungsverlauf zweifellos positiv beeinflusste.

Wenn das, was ich bisher gesagt habe, wenigstens in der Tendenz richtig ist, wenn es also weitgehend an Dialogen zwischen Linguisten und Nicht-Linguisten fehlt, muss man natürlich fragen, woran das liegt und was sich ändern lässt. Ausgangspunkt aller Überlegungen muss die Einsicht sein, dass es, wie schon betont, einerseits ein großes Interesse der Öffentlichkeit an Sprachfragen gibt und dass andererseits die Linguistik zu wenig tut, um auf dieses Interesse einzugehen. Was hier im Einzelnen geschehen sollte, habe ich in den letzten Jahren in Veröffentlichungen und Vorträgen verschiedentlich dargelegt (vgl. bes. HOBERG 1997a)

und will daher nicht näher darauf eingehen, zumal sich aus dem Gesagten die Konsequenzen fast notwendig ergeben. Abschließend möchte ich nur kurz einen Gesichtspunkt ansprechen, der in der Diskussion zu wenig berücksichtigt wird und der auch in meinen Überlegungen bisher zu wenig im Vordergrund stand:

Sicher ist es wichtig, die Sprachbedürfnisse der Bevölkerung weiter zu erforschen und Fragen der Angewandten Sprachwissenschaft weiter zu verfolgen, sich also intensiv um Mediensprache, Sprachdidaktik, Sprachberatung, Praktische Rhetorik und Kommunikationstraining zu kümmern. Aber wir müssen uns auch verstärkt bemühen, der Öffentlichkeit etwas von den Ergebnissen der theoretischen Linguistik zu vermitteln, ihr schmackhaft zu machen, dass eine Beschäftigung mit Sprache um ihrer selbst willen und ohne vordergründigen Praxisbezug lohnend ist, dass Kenntnisse der Grammatik, Semantik und Pragmatik den Menschen helfen, sich selbst und die Welt besser zu verstehen. Ich persönlich bin jedenfalls nicht über die Angewandte Linguistik, sondern über Wilhelm von Humboldt und besonders seinen Gedanken von der „Weltansicht“ der Sprachen zur Sprachtheorie und Sprachwissenschaft gekommen. Und wir müssen der Öffentlichkeit deutlich machen, dass die Bewertung und die Bewältigung praktischer Sprachprobleme – von der Rechtschreibreform bis zum englischen Einfluss – nur auf einer sprachtheoretischen und sprachhistorischen Grundlage sinnvoll sind. Und eine solche Grundlage für Nicht-Linguisten müssen wir schaffen.

Hierbei können wir von den anderen Geistes- und Sozialwissenschaften viel lernen. Bei Tagungen im Ausland habe ich in den letzten Jahren immer wieder Diskussionen über den erschreckenden Rückgang der Germanistik in den meisten Ländern erlebt. Linguisten können die sich hier ergebenden Probleme gelassener sehen als Literaturwissenschaftler, weil sie auch in Zukunft zumindest für den Sprachunterricht gebraucht werden. Ich finde mich bei solchen Diskussionen aber fast immer auf der Seite der Literaturwissenschaftler, von denen zwar heute auch viele einen in meinen Augen zu vordergründigen Praxisbezug unter dem Etikett ‚Angewandte Germanistik‘ fordern, die aber meist völlig zu Recht betonen, dass die Beschäftigung mit Literatur ihren Sinn in sich selbst trägt und die vielfältigen Auswirkungen dieser Beschäftigung nicht unmittelbar praxisrelevant oder gar messbar sind. In vergleichbaren Diskussionen mit der Öffentlichkeit müssen wir zu vermitteln suchen, dass

nicht nur die Lektüre von Shakespeare, Goethe, Thomas Mann und Max Frisch – um nur einige meiner Lieblinge zu nennen –, sondern auch die Beschäftigung mit den Grimms, mit Humboldt, Wittgenstein, Chomsky, Searle, Habermas, Weisgerber, Weinrich und von Polenz unsere Seh-, Denk- und Handlungsweisen wesentlich mitbestimmen.

Einfluss nehmen kann und muss man vor allem auf zwei Wegen: über die Schule und über die Medien. Beginnen muss man in der Schule, wo den Verantwortlichen deutlich gemacht werden muss, dass es nicht genügt, sich in der Grundschule und dann in den Klassen 5–7 des Gymnasiums bzw. der Sekundarstufe mit Rechtschreibung und Grammatik zu befassen, sondern dass dem Arbeitsbereich Reflexion über Sprache auch und gerade in den Oberklassen genügend Zeit im Deutsch- und Fremdsprachenunterricht gewidmet sein muss und dass man sich nicht scheuen darf, Schülern ein Grundlagenwissen einschließlich der notwendigen Begrifflichkeit zu vermitteln, wie es ja auch in anderen Fächern geschieht. Vor allem muss man sich viel mehr bemühen, Schüler zu der Erkenntnis zu führen, dass solide und systematische Reflexion über Sprache nicht nur für vielfältige Anwendungsbereiche sinnvoll ist, sondern dass es viele Gründe gibt, sich mit Sprache um ihrer selbst willen zu befassen, wie man ja auch im Literatur- oder Kunstunterricht nicht primär nach irgendwelchen Anwendungsmöglichkeiten fragt.

Was die Medien angeht, so muss es vermehrt zu Gesprächen zwischen Sprachwissenschaftlern und Journalisten kommen, und es sollte in größeren Redaktionen Journalisten geben, die für Sprachkritik zuständig sind und auch die Voraussetzung für diese Aufgabe mitbringen. Universitäten brauchen deshalb nicht – dem derzeitigen Trend zu immer spezielleren Studiengängen folgend – neue Curricula für ‚Sprachkritiker in den Medien‘ zu entwickeln; neben journalistischen Fähigkeiten reicht ein normales linguistisches Studium völlig aus. Wenn es gelingt, den Verantwortlichen in den Medien auch nur eine Ahnung davon zu vermitteln, wie eng das Verhältnis von Sprache, Wirklichkeit, Wahrnehmung, Denken und Handeln ist, dann müsste sich in allen Redaktionen die Einsicht durchsetzen, dass der Beruf des Sprachkritikers mindestens so wichtig ist wie der des Literatur-, Musik- oder Kunstkritikers und dass er nicht sinnvoll nebenbei von jemandem ausgeübt werden sollte, der eigentlich für Politik, Wirtschaft oder Literatur zuständig ist. Eine solche Sprachkritik in den Medien, an der sich natürlich Linguisten beteiligen sollten, würde allmählich ein anderes Bild der Sprachwissen-

schaft in der Öffentlichkeit vermitteln. Sie kann sehr unterschiedlich aussehen: etwa so, wie es uns jahrelang Dieter E. Zimmer in einzigartiger Weise in der ‚Zeit‘ vorgemacht hat, der nicht nur linguistische Themen popularisierte, sondern auch befruchtend auf die Arbeit der Linguisten einwirkte. Oder so, wie es in der folgenden Glosse aus dem SPIEGEL (H. 7/2001, S. 130) geschieht:

„Wort-Atome

Die Flexionsfähigkeit im Umgang mit der deutschen Sprache geht unter – mehr und mehr. Schuld daran sind, wer sonst, die Medien. Diese Feststellung der Linguisten klingt auf den ersten Blick so spannend wie die Nachricht vom Sack Reis, der irgendwo in China umfällt.

Gemach. Zu verstehen, was gemeint ist, erleichtert vielleicht die Einschätzung der Wichtigkeit dieser Botschaft. Flektieren ist das, was etwa mit Hauptwörtern und Verben geschieht, wenn die Kraftfelder der Grammatik auf sie wirken. Die Frau, beispielsweise, liebt und nötigt dem Infinitiv ‚lieben‘ das t als Endung auf. Und wenn das Objekt ihrer Zuneigung gar ein Mann ist, dann zwingt sie ihn in den Akkusativ: Die Frau liebt den Mann – das Gewebe des Deutschen erscheint unerbittlich.

Doch das moderne Bewusstsein will heraus aus diesem grammatikalischen Käfig. Deklinieren, Konjugieren – keine Zeit, viel zu umständlich. ‚Brille: Fielmann‘, sagt die Werbung und spart sich Umschweife: ‚Hier öffnen‘, herrscht einen die Gebrauchsanweisung an, und ‚Datei öffnen‘, befiehlt der Computer und pfeift auf das (womöglich sogar höfliche) Ansprechen desjenigen, der das tun soll.

Quadratisch, praktisch, gut – der bellende Reklame-Sound hat in der Tat längst die TV-Sprache („Sat.1 – jaah“) erfasst. Wort-Atome, ungebeugt, blitzen auf, das Bild bemächtigt sich des Wortes, Bezüge herzustellen wird dem Enträtselungstalent des Zuschauers überlassen („RTL – Ich will mehr“).

Die Erosbekundung der Zukunft, flexionsfrei, geht vielleicht so: Frau: Lieben, Lieben: Mann. Mannomann.“

Literatur

ANTOS, GERD/TIETZ, HEIKE/WEBER, TILO (1999): Linguistik in der Öffentlichkeit? Ergebnisse einer Umfrage unter LinguistInnen zum Forschungstransfer. In: *Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit*, hg. v. GERHARD STICHEL, Berlin, S. 100–120.

- HOBERG, RUDOLF (1996): Linguistik für die Öffentlichkeit: Wörter und Unwörter des Jahres. In: *Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven*, hg. v. KARIN BÖKE, MATTHIAS JUNG u. MARTIN WENGLER, Opladen, S. 90–98.
- HOBERG, RUDOLF (1997a): Öffentlichkeit und Sprachwissenschaft. In: *Muttersprache* 107, H. 1, S. 54–63.
- HOBERG, RUDOLF (1997b): Orthographie, Rechtschreibreform und öffentliche Meinung. In: *Die Rechtschreibreform. Pro und Kontra*, hg. v. HANS-WERNER EROMS u. HORST HAIDER MUNSKE, Berlin, S. 95–100.
- PINKER, STEVEN (1996): Der Sprachinstinkt. Wie der Geist die Sprache bildet. München.
- STICKEL, GERHARD (1999): Zur Sprachbefindlichkeit der Deutschen. Erste Ergebnisse einer Repräsentativerhebung. In: *Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit*, hg. v. GERHARD STICKEL, Berlin, New York, S. 16–44.

Andreas Gardt (Kassel)

Sprachkritik und Sprachwissenschaft

Zur Geschichte und Unumgänglichkeit einer Einflussnahme

Sprachkritik und Sprachwissenschaft gelten als unvereinbar: Wo die Kritik wertet, soll die Wissenschaft ihre Aussagen in strenger Objektivität formulieren. Doch enthalten bereits die Begriffe der wissenschaftlichen Beschreibung unweigerlich Bewertungen durch diejenigen, die sie verwenden. Der Beitrag illustriert dies u. a. an den Begriffen *deutsch* und *fremd/Fremdwort*, die seit dem ausgehenden Mittelalter immer wieder Gegenstand sprachwissenschaftlicher und sprachkritischer Diskussion sind.

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit der Frage, inwieweit sich Sprachwissenschaft und Sprachkritik überhaupt voneinander unterscheiden. Eben so ist die Rede von der „Unumgänglichkeit einer Einflussnahme“ zu verstehen – nicht in dem Sinne, dass es gesellschaftlich sinnvoll, richtig, angemessen ist, wenn sich die Wissenschaft der Kritik bedient, sondern in dem Sinne, dass auch die Wissenschaft nie ohne dasjenige auskommt, was die Kritik ganz und gar kennzeichnet: die Wertung, die subjektive Setzung und Entscheidung.

Auf den ersten Blick scheinen sich Wissenschaft und Kritik geradezu gegenüberzustehen, sogar gegenseitig auszuschließen. Wissenschaft gilt als der Ort, in dessen Zentrum die Sache selbst und ihre vorurteilsfreie Erschließung steht. Die wissenschaftliche Analyse hat sich – so die Forderung – ausschließlich an den Gegebenheiten des Gegenstandes der Betrachtung zu orientieren, nicht aber an etwaigen Interessen der Betrachter. Der Blick muss frontal auf den Gegenstand gerichtet sein, ohne jede perspektivische Verzerrung. Damit erhält die Begründung für das wissenschaftliche Arbeiten etwas von jenem Charakter, der auch in der Antwort Edmund Hillarys, des Erstbezwingers des Mount Everest, mitschwingt, als er auf die Frage nach seinen Gründen für die Besteigung des Berges geantwortet habe: „Weil es den Berg gibt“. Dementsprechend analysieren wir als Wissenschaftler, weil es den zu analysierenden Gegenstand gibt, und wir tun es sozusagen interesselos. Die Wissenschaft,

so Martin Heidegger, gibt „ausdrücklich und einzig der Sache selbst das erste und letzte Wort“, in ihr vollziehe sich eine „Unterwerfung unter das Seiende selbst“ (HEIDEGGER 1951, S. 23). Die Methode der Analyse hat dabei den Gesetzen des rationalen Schließens zu folgen; sie ist in sich kohärent und die durch ihre Anwendung gewonnenen Erkenntnisse sind stets durch das Experiment oder den plausiblen gedanklichen Schluss nachvollziehbar.

Die Sprache, derer sich die Wissenschaft bedient, ihre Fachsprache also, kommt diesen Erfordernissen entgegen. Sie gilt als die sachlichste aller Erscheinungsformen der Sprache, als diejenige, die am zuverlässigsten über die objektive Natur der Dinge zu berichten vermag. Ihre Termini sind in ihren Bedeutungen präzise festgelegt; idealiter entspricht einem sprachlichen Ausdruckselement (einer Laut- oder Buchstabenfolge) genau eine gedankliche Größe (*Vorstellung, Konzept, Begriff* o. ä. genannt) und diese wiederum genau einem Gegenstand der Wirklichkeit. Darstellungen der Fachsprachenforschung bestätigen das. In ihnen ist immer wieder die Rede von der durchgehenden „Sachbezogenheit“ (SCHWANZER 1981, S. 215) der Fach- bzw. Wissenschaftssprache, von ihrer „Klarheit und Eindeutigkeit“ (OTTO 1978, S. 61), ihrer „feste[n], z. T. genormte[n] Terminologie“ (HAHN 1980, S. 393), ihrer „Präzision, Systematik, Eindeutigkeit, Ökonomie“ (BUNGARTEN 1981b, S. 41), von der erforderlichen „Vollständigkeit und Präzision“ der in ihr formulierten Aussagen (BENEŠ 1981, S. 187), von „Bestimmtheit und Genauigkeit“ (SCHIPPAN 1987, S. 245), und, wo Eindeutigkeit der Termini nicht mehr ausreichend erscheint, von „Eineindeutigkeit“ (z. B. WÜSTER 1970, S. 86).¹

Alle diese Zitate stammen aus den letzten dreißig Jahren, doch findet man Äußerungen desselben Tenors spätestens seit dem 18. Jahrhundert. Meist verbirgt sich in ihnen ein aufklärerisches Erkenntnisideal: Die Welt ist dem erkennenden Menschen vorgegeben und von ihm prinzipiell in ihrer Objektivität erfassbar. Selbst Autoren, die um die Relativität der Erkenntnis wissen, um die Abhängigkeit der wissenschaftlichen Aussagen von anthropologischen, psychologischen, gesellschaftlichen Vorgaben und Prägungen, zweifeln nicht an der Möglich-

1 „Eine Zuordnung zwischen einem Zeichen und einem Bezeichneten ist eineindeutig, wenn einem Zeichen nur ein Bezeichnetes („Eindeutigkeit“ im engeren Sinn) und einem Bezeichneten nur ein Zeichen entspricht“. So auch ARNTZ/PICHT (1989, S. 117), FELBER/BUDIN (1989, S. 135) u. a. m.

keit einer wertungsfreien Erkenntnis. So beschreibt z. B. der Frühaufklärer Gottfried Wilhelm Leibniz einerseits den großen Einfluss, den die Sprache auf unser Denken und unsere Auffassungen von der Welt hat, und warnt vor Sprachformen, die dazu beitragen, „falsche Ideen hervorzurufen [...] und das Urteil irrezuleiten“.² Andererseits glaubt er nicht, dass durch die Schwierigkeiten bei einer exakten, vorurteilsfreien Benennung der Dinge diese grundsätzlich „daran gehindert werden, vom Verstand unabhängige reale Wesenheiten zu haben, und wir, sie zu erkennen“.³ Gerade der Wissenschaftler ist dazu in der Lage, eben dann, wenn er sich der wissenschaftlichen Methode bedient und dazu einer semantisch durchsichtigen und präzisen Sprache.

Dieser Erkenntnisoptimismus der Aufklärungszeit schlägt sich besonders deutlich in den aufkommenden Naturwissenschaften des 18. Jahrhunderts nieder, aber er begegnet auch in der Sprachforschung. Wie die Unterschiede zwischen den alchemistischen Schriften noch des 16. Jahrhunderts zu den frühen Erkenntnissen einer modernen Chemie schlagend sind, so wandelt sich auch die gelehrte Beschäftigung mit Sprache zur Neuzeit hin auf markante Weise. Am Beispiel der Debatte über den Ursprung der Sprache und die Geschichte des Deutschen sei dies kurz illustriert.

Bis ins 18. Jahrhundert waren sprachhistorische Darstellungen mehr oder weniger religiös geprägt. Sprachliche Zusammenhänge wurden vor dem Hintergrund biblischer Äußerungen zur Sprache interpretiert. Genesis 2,19f. schildert, wie Adam auf Gottes Geheiß den Tieren des Paradieses ihre Namen gab. Die Sprachgelehrten des Humanismus und der Barockzeit sahen darin den Vorgang der Entstehung einer ersten Sprache der Menschheit, eben der *lingua Adamica*.⁴ Ausführlich wurde über die Entwicklung von dieser einen Ursprache zur modernen Vielfalt der Sprachen diskutiert, wobei die in der Heiligen Schrift genannten Ereignisse um die Sprache – vor allem die Sprachverwirrung beim Turmbau zu Babel – fest in die fachliche Beschreibung integriert wurden. Durch-

2 „insinuer de fausses idées, emouvoir les passions et seduire le jugement“, LEIBNIZ 1704, III/X/34.

3 „Mais je ne vois point qu'elle puisse empecher les choses d'avoir des essences réelles independamment de l'entendement, et nous de les connoistre [...]“, LEIBNIZ 1704, III/VI/27, vgl. auch III/VI/28 u. III/V/9.

4 Zum Folgenden GARDT 1994, S. 341ff.; GESSINGER/VON RAHDEN 1989; BORST 1957–1963.

aus korrekt beobachtete sprachliche Phänomene – etwa die lautlichen Zusammenhänge zwischen Wörtern des Griechischen, des Lateinischen und verschiedener moderner Sprachen – wurden so durch den Filter einer religiösen Verstehensvorgabe wahrgenommen und interpretiert.

Diese religiöse Verstehensprämisse verbindet sich zunehmend mit einer kulturpatriotischen, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht.⁵ Ihr Anliegen ist die Aufwertung des Deutschen gegenüber den antiken Sprachen, vor allem aber gegenüber dem Französischen, dessen hohes Prestige innerhalb Europas zu dieser Zeit unbestreitbar ist. Im Zuge dieser Aufwertungsbemühungen werden dem Deutschen Qualitäten zuerkannt, die das Französische nicht in vergleichbarem Maße aufweise, allen voran ein vermeintlich hohes, sogar biblisches Alter. So diskutieren die Mitglieder der barocken Sprachgesellschaften darüber, inwieweit die Deutschen am Turmbau zu Babel beteiligt waren (z. B. ERTZSCHREIN, S. 373 u. 365) und auf welchem Wege das Deutsche bzw. eine Vorstufe davon von Ascenas, einem Urnkel Noahs, nach Deutschland gebracht worden sei. Je höher nämlich das Alter des Deutschen ist, je eindeutiger man nachweisen kann, dass es seine „erste zier und jungferschaft vom Babelschen turne [d. i. *turme*; A. G.]“ erhalten habe (ZESEN 1651, S. 206), desto größer ist seine Würde. Noch 1722 heißt es in einem Text, „es mag kein einziger Zweifel nicht walten“, dass die Vorfahren der Deutschen ihre Sprache von Babylon „mit sich in vnser Landen gebracht vnd jhren Kindern vnd Kinds-Kindern mit der Mutter-Milch [...] auch eingeflöset haben“ (PARNASSUS BOICUS, S. 17f.).

Ganz anders liest sich die etwa zur selben Zeit entstandene Darstellung der sprachhistorischen Zusammenhänge bei LEIBNIZ (1704 III/II/1):

„Geht man nun aber weiter hinauf, um die Ursprünge sowohl des Keltischen wie des Lateinischen wie des Griechischen zu begreifen, die viele Wurzeln mit den germanischen oder keltischen Sprachen gemeinsam haben, so könnte man vermuten, daß dies von dem gemeinsamen Ursprung aller jener Völker herkommt, die von den *Skythen* abstammen [...]. Das wäre eine Folgerung aus der Hypothese, die die Europäer aus Asien eingewandert sein läßt.“

5 Dazu HUBER 1984 u. GARDT 1994.

Seit dem späten 15. Jahrhundert gibt es sprachhistorische Arbeiten solchen Zuschnitts, d. h. Arbeiten, in denen der Bezug zur Bibel oder auch kulturpatriotische Fragen eine deutlich geringere Rolle spielen (eine Zusammenstellung älterer und neuerer Positionen findet sich bereits 1607, in Claude Durets *Thresor de l'histoire des langues de cest univers*). Seit der Frühaufklärung nehmen diese Arbeiten deutlich zu. Vor allem religiöse Momente treten im Zuge der Säkularisierung der Wissenschaften – die unter anderem durch die Säkularisierung erst zu Wissenschaften im modernen Sinne des Wortes werden – deutlich zurück. In der Diskussion über die metaphysische Natur des Sprachursprungs findet die letzte große Auseinandersetzung gegen Ende des 18. Jahrhunderts, zwischen Johann Gottfried Herder und Johann Peter Süßmilch statt. Herders Schrift – *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (veröffentlicht 1772) – antwortet auf Süßmilchs *Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe*. Dabei vertritt Herder keine atheistische Position, es ist vielmehr so, dass es aufgrund der neu gewonnenen anthropologischen Einsichten schlicht und einfach nicht mehr notwendig erscheint, zur Erklärung des Sprachursprungs auf göttliche Einwirkung zurückzugreifen.

Betrachtet man die Geschichte der Erforschung der Sprache und Sprachen unter diesem Gesichtspunkt, dann erscheint sie als eine stete Verwissenschaftlichung. Heutzutage unterstellt man den Sprachen keine Herkunft aus dem Paradies mehr, und man hütet sich auch – so könnte man jedenfalls meinen –, religiöse oder ideologische Momente in die wissenschaftliche Analyse einfließen zu lassen.

Ganz anders die *Sprachkritik*. Wie in jeder Spielart der Kritik drückt sich in ihr eine Wertung aus, ihr eigentliches Anliegen *ist* der wertende Kommentar. Im Vorfeld dieses Kommentars, um zu ihm zu gelangen, können durchaus wissenschaftliche Methoden des Arbeitens angewendet werden. Dieser wissenschaftliche Anteil des kritischen Urteils aber bildet lediglich den Hintergrund der Kritik, liefert ihr sozusagen das Material. Das eigentlich kritische Urteil aber geht stets über dieses Zusammentragen des Materials hinaus. Hinzu kommt, dass Kritik mit ihrer Wertung immer auch die Möglichkeit einschließt, dass etwas anders und besser sein könnte, auch wenn dieses Bessere nicht immer eigens benannt wird (die *konstruktive Kritik* benennt die bessere Alternative,

die *destruktive Kritik* nicht). Hinzu kommt auch, dass viele Formen der Kritik stark mit den persönlichen Überzeugungen des Kritikers, seinen Haltungen, Meinungen, Einstellungen, auch seinen Empfindungen verknüpft sind. Im Fall der Sprachkritik sind das häufig Überzeugungen ästhetischer, pädagogischer, gesellschaftlicher und politischer Natur. Auch andere Überzeugungen, etwa fachlicher Art, können die Sprachkritik motivieren, etwa dann, wenn ein Experte einen anderen wegen dessen vermeintlich ungenauen oder sachlich falschen Gebrauchs von Termini kritisiert. Doch scheint die prototypische Sprachkritik eher von der folgenden Art zu sein: Ein Autor beklagt, dass wir

„aus unbetrachteter Frömdgierigkeit diese unsere angeborne / vollkommene / reine / wortreichste Muttersprache / so gar deutlos / wortarm / und zur bettlerischen Slavinn machen / und guten Theils ausreuten [= ausrotten, A.G.] wollen / als die jhre eigene, so eigentliche und prächtige Wörter nicht dürfe / noch vermöge gebrauchen: Dadurch also unsere Teutsche Wörter (durch eingeschobene ausländische Brokken) zu unwörteren / die teutsche Sprache sprachlos / der Teutsche Geist erfömde / die rechte Art verunartet / verstatet / und in eine ganz andere Form gegossen wird.“

Der Auszug ist einem Text des 17. Jahrhunderts entnommen, der *Ausführlichen Arbeit von der teutschen HauptSprache* des Justus Georg Schottelius.⁶

In einem Text des Kieler Sprachwissenschaftlers Friedhelm Debus aus dem Jahre 1999 findet sich eine Kritik daran, was im Deutschen der Gegenwart „in nicht wenigen Medien, in zahlreichen Institutionen und vor allem in der Werbung in unnötiger, ja in geradezu befremdlicher und verfremdender Weise an englischen oder vermeintlich englischen Wörtern verwendet wird“. Der Kritiker erkennt darin ein „bedenkliches Imponiergehabe“ und fordert dazu auf, „der übermäßig-unnötigen Überfremdung Einhalt“ zu gebieten (DEBUS 1999, S. 29–32).

Ganz offensichtlich sprechen die Autoren in beiden Fällen – so unterschiedlich ihre Texte ansonsten sein mögen – als Kritiker. Liest man aber in Schottelius' Grammatik im Kapitel über die Wortbildung, welche Form der „Verdoppelung“, d. h. der Bildung von Komposita, mittels welcher *selbstendiger* oder *beystendiger Stammwörter* (Substantiven und Adjektiven) im Deutschen möglich ist, dann liest man ebenso offen-

6 S. 167.

sichtlich – so scheint es jedenfalls – die Ausführungen eines frühen Vertreters der Sprachwissenschaft. Ebenso finden sich in Friedhelm Debus' Arbeiten etwa über das von ihm betreute *Preußische Wörterbuch* Äußerungen ganz anderer Art als die zitierten, eben sprachwissenschaftliche Äußerungen. Eine Trennung zwischen Sprachkritik und Sprachwissenschaft scheint also sachlich gerechtfertigt, ja geradezu zwingend: Wo die Kritik wertet, beschreibt die Wissenschaft Tatsachen.

Ganz so einfach liegen die Verhältnisse aber doch nicht. Noch einmal soll eine Grammatik hinzugezogen werden, eine Textsorte also, der man in der Sprachforschung vielleicht am ehesten einen wissenschaftlichen Charakter zuerkennt. In einer Grammatik von 1573 werden dem Deutschen sechs Kasus zugesprochen: *der Herr – des Herrn – dem Herrn – den Herrn – durch den Herrn* und die Anrede-Form *Herr!* (ALBERTUS 1573). Auf den Einwand, es sei doch keine Tatsache, dass das Deutsche über sechs Kasus verfüge, ließe sich antworten, dass dem Verfasser der Grammatik eben ein Irrtum unterlaufen sei. Der Irrtum rühre daher, dass er – wie dies zu seiner Zeit nicht unüblich war – Kategorien des Lateinischen (das einschließlich des Ablativs und Vokativs über sechs Kasus verfügt) einfach auf das Deutsche übertragen habe. Da es aber einen Fortschritt des Wissens gebe, wisse man heute (bzw. schon seit dem 17. Jahrhundert) genauer über diese grammatischen Zusammenhänge Bescheid. Der zitierte Autor des 16. Jahrhunderts habe durchaus ‚wissenschaftlich‘ zu arbeiten versucht und sich keineswegs im Bereich der Wertung bewegt, er habe dabei lediglich einen Fehler gemacht.

Doch betrachtet man diesen ‚Fehler‘ genauer, zeigt sich ein Problem: Ist die neuere Angabe von vier Kasus für das Deutsche wirklich richtiger als die frühere oder ist sie einfach nur anders? Um die Frage zu beantworten, müsste man Gründe für die Zahl vier anführen. So könnte man darauf hinweisen, dass im Lateinischen die Ablativ- und Vokativ-Formen des deklinierten Substantivs ein eigenes Flexionskennzeichen besitzen (*domino – domine*), während das bei *durch den Herrn* und *Herr!* nur zum Teil der Fall sei. Andererseits tragen auch die Formen derjenigen vier Kasus, die dem Deutschen allgemein zuerkannt werden, keinesfalls immer ein Flexionskennzeichen (häufig nur im Genitiv), so dass die bloße Form des Sprachelements keine hinreichende Begründung für die Richtigkeit der 4-Kasus-These bieten kann.

Man könnte nun versuchen, die Begründung in der semantischen Funktion der Kasus zu suchen: Die unterschiedlichen Kasus entsprächen unterschiedlichen Kategorisierungen der Realität. Dort, in der Realität, gebe es z. B. Handelnde, deren Bezeichnung im Satz dann die Subjektsposition einnimmt und im Nominativ steht. Daneben gebe es diejenigen, auf die eine Handlung gerichtet ist, ihre Bezeichnungen stehen im Satz in der Position der Objekte, z. B.:

Der Hund [Handelnder – im Nominativ] *beißt das Kind*. [Objekt der Handlung – im Akkusativ]

Ähnlich könnte man mit dem Genitiv und dem Dativ verfahren und zugleich den Ablativ und den Vokativ mit ähnlichen Argumenten ausschließen. Schon eine einfache Umsetzung des Satzes vom Aktiv ins Passiv aber zeigt, dass auch der Versuch einer inhaltlichen Begründung für die 4-Kasus-These scheitern muss:

Das Kind [Objekt der Handlung – aber im Nominativ] *wird von dem Hund* [Handelnder – aber im Dativ] *gebissen*.

Es ist nun nicht so, dass sich nicht noch andere Begründungen für die Annahme der Existenz von vier Kasus im Deutschen finden ließen. Entscheidend aber ist, dass sich immer auch Gründe finden, die eine ganz andere Kategorisierung nahe legen, sei es nach so genannten Tiefenkasus oder wieder anderen Gesichtspunkten. Jeder Grammatiker kennt diese Möglichkeit, sprachliche Strukturen aus der Perspektive ganz unterschiedlicher Beschreibungskonzepte darzustellen. Nichts anderes sollte das Beispiel illustrieren: An einer Entscheidung für oder gegen eine bestimmte wissenschaftliche Theorie und Perspektive kommt kein wissenschaftliches Arbeiten vorbei. *Ohne* eine Perspektive ist wissenschaftliche Erkenntnis gar nicht möglich, *durch* die Perspektive aber wird die Richtung der Erkenntnissuche vorgegeben und damit die Bandbreite möglicher Beschreibungen bereits eingeschränkt. Eben das ist das hermeneutische Dilemma der Wissenschaft: Wir benötigen – in der Begrifflichkeit HANS-GEORG GADAMERS (1960) – Vor-Urteile, um überhaupt intellektuell arbeiten zu können. Diese Vor-Urteile aber enthalten bereits eine Setzung, eine Wertung. Nicht die Gegenstände ‚an sich‘ erfassen wir in der wissenschaftlichen Analyse, sondern wir blicken auf sie notwendigerweise durch einen begrifflichen und methodischen Fil-

ter. Dass dieser Filter auch durch die Eigenschaften des Gegenstands selbst beeinflusst wird, ändert nichts an diesem Sachverhalt, denn wir könnten immer auch andere Eigenschaften des Gegenstands als für ihn konstitutiv hervorheben. Damit gerät die scharfe Abgrenzung von Wissenschaft und Kritik ins Wanken: Das Moment der Setzung und Wertung ist beiden eigen.

Ein zweites Beispiel für ein Arbeiten, das auf den ersten Blick rein sprachwissenschaftlich ist: die Erfassung des Wortschatzes einer Sprache im Wörterbuch. Wenn wir die Bedeutung eines Wortes nicht oder nicht genau kennen, dann schlagen wir es in einem Wörterbuch nach. Dort finden wir – wenn der Lexikograph sorgfältig gearbeitet hat – die Bedeutung ‚korrekt‘ angegeben. Unter dem Stichwort *Nation* etwa finden sich in zwei Wörterbüchern des Deutschen diese Einträge:

„große, meist geschlossen siedelnde Gemeinschaft von Menschen mit gleicher Abstammung, Geschichte, Sprache, Kultur, die ein politisches Staatswesen bilden“⁷

„Struktur und Entwicklungsform der Gesellschaft, die vor allem als Gemeinsamkeit des wirtschaftlichen Lebens, des Territoriums, der Sprache und Kultur in Erscheinung tritt und deren Wesen durch ihre Klassenbeziehungen bestimmt ist.“⁸

Wenn man nun weiß, dass eines dieser Wörterbücher 1989 in Mannheim erschien, das andere 1984 in Ost-Berlin, dann fällt es angesichts der Rede von den „Klassenbeziehungen“ nicht schwer, die beiden Zitate ihren Entstehungsorten zuzuordnen. Man könnte der Ansicht sein, ein ideologisches Moment habe die wissenschaftliche lexikographische Arbeit im Falle des Wörterbuchs Ost beeinflusst. Was aber ist mit der Erwähnung der „Abstammung“ im Wörterbuch West, die im Wörterbuch Ost fehlt – ist auch sie Ausdruck, wenn nicht einer Ideologie, so doch eines Komplexes von Werten und Überzeugungen? Und was ist umgekehrt mit der Betonung der „Gemeinsamkeit des wirtschaftlichen Lebens“ als Kennzeichen der Nation, die lediglich im Wörterbuch Ost begegnet? Sind Abstammung und gemeinsamer Wirtschaftsraum nun Kennzeichen der Nation oder nicht? Werden von den Lexikographen lediglich Fakten konstatiert – wobei da oder dort gelegentlich Fehler unterlaufen mögen – oder wird auch kommentiert und gewertet?

7 Duden. Deutsches Universalwörterbuch. 2. Aufl. Mannheim, Wien, Zürich 1989.

8 Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. 2 Bde. Berlin (Ost) 1984.

In der neuesten Auflage des *Großen Wörterbuchs der deutschen Sprache* des Duden-Verlags begegnet unter dem Stichwort *Gott* dieser Eintrag:

„höchstes übernatürliches Wesen, das als Schöpfer Ursache allen Naturgeschehens ist, das Schicksal der Menschen lenkt, Richter über ihr sittliches Verhalten und ihr Heilsbringer ist“⁹

In einem anderen Wörterbuch, dem im Jahre 2000 erschienenen Wörterbuch „Deutsch als Fremdsprache“, heißt es zum selben Stichwort:

„als überirdisch und allmächtig gedachtes und kultisch verehrtes Wesen in monotheistischen Religionen“¹⁰

Bezeichnet das Wort *Gott* nun das *höchste übernatürliche Wesen* oder nur ein als solches *gedachtes Wesen*? Und wie verhält es sich mit der *kultischen Verehrung*, die den einen oder anderen vielleicht an Götzenkult denken lässt? Welche Bedeutungskomponenten sind nun für den Ausdruck *Gott* konstitutiv?

Lexikographen gewinnen die Kriterien, nach denen sie ihre Entscheidungen fällen, wie Grammatiker: immer auch durch Wertungen und Setzungen. Sie entnehmen den Wörtern des Deutschen nicht einfach ihre Bedeutungen, sondern sie stellen sich ein Corpus von Texten als Materialbasis zusammen, das sie dann nach zuvor festgelegten Kriterien bearbeiten. Immer wieder sind sie gezwungen, Entscheidungen zu fällen, die – notwendigerweise – immer auch anders ausfallen können. Schon die Entscheidung über die Zusammenstellung des Corpus für ein Wörterbuch der deutschen Standardsprache zeigt das: Welche Texte repräsentieren die Standardsprache, das Hochdeutsche? Wie weit dürfen bzw. müssen bei der Auswahl die Dialekte berücksichtigt werden, die Fachsprachen, die historischen Formen des Deutschen, seine unterschiedlichen stilistischen Register? Welche Zeitungen etwa – um nur eine Textart zu benennen – zieht man für die Auswahl der Belege hinzu? Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und die *Zeit*? Den *Mannheimer Morgen*? Mit welcher Begründung nicht die *Bild-Zeitung*, die vielleicht

9 Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. 3. Aufl. 10 Bde. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich 1999.

10 Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Berlin, New York 2000.

am ehesten das von vielen tatsächlich verwendete Deutsch repräsentiert? Trotz dieser Fülle von Entscheidungen nehmen wir im Alltag die Einträge in Wörterbüchern meist für bare Münze und identifizieren in der Regel sogar die Bedeutungen der Wörter mit den bezeichneten Gegenständen. Die Warnung vor diesem Verhalten, vor der vorschnellen Identifizierung der Wörter mit den Dingen, durchzieht die Geschichte der Sprachreflexion seit Jahrhunderten: Man solle nicht, so z. B. der Frühaufklärer Christian Wolff, „leere Wörter, mit denen kein Begriff verknüpft ist, für Erkäntniß halten, und Wörter für Sachen ausgeben“ (WOLFF 1720, § 320).

Man kommt nicht um die Einsicht herum, dass an sehr vielen Stellen der wissenschaftlichen Arbeit Wertungen und Setzungen eine Rolle spielen. Sollte man nun daraus schließen, dass die Wissenschaft gar nicht in der Lage ist, Tatsachen zu beschreiben, dass es womöglich gar keinen Unterschied zwischen Sprachwissenschaft und Sprachkritik gibt? Es gibt einen, doch ist er nicht prinzipieller, sondern gradueller Natur. Betrachten wir diese zwei Aussagen:

1. Bei Fremdwörtern handelt es sich um sprachliche Ausdrücke, die aus einer fremden Sprache stammen und im Deutschen verwendet werden.
2. Die Verwendung kurzlebig-modischer und affektierter Fremdwörter im Bereich der Werbung hat ein unerträgliches Ausmaß angenommen.

Spontan dürften die meisten Sprecher des Deutschen dazu neigen, die erste Aussage als eine eher sprachwissenschaftliche, die zweite als eine eher sprachkritische zu verstehen. Während die Richtigkeit der zweiten Aussage – so würde vermutlich argumentiert – von der persönlichen Haltung des Einzelnen abhängt, scheint die Richtigkeit der ersten Aussage von der Sachlage abzuhängen: Die Aussage, Fremdwörter seien Ausdrücke, die aus einer fremden Sprache ins Deutsche übernommen wurden, ist genau dann richtig, wenn diese Behauptung auf Fremdwörter tatsächlich zutrifft. Doch wann trifft sie zu? Was ist etwa unter „Ausdruck“ zu verstehen? Gilt das lediglich für Einheiten wie *Computer* oder *cool* oder auch für größere Wendungen wie *das macht Sinn* nach engl. *that makes sense*? Was ist mit Zusammensetzungen wie

Computertisch, was mit Markennamen wie *Cornflakes*? Und was genau ist mit „aus einer fremden Sprache stammen“ gemeint? Sowohl *Fenster* als auch *Cowboy* und *Handy* stammen aus fremden Sprachen, doch nur den beiden letztgenannten sieht man es an und nur *Handy* wird in der gegenwärtigen Anglizismen-Debatte kritisch kommentiert. Aber vielleicht ist *Handy* ja gar kein Anglizismus, weil das Wort in der Bedeutung ‚Mobiltelefon‘ im Englischen nicht vorkommt. Wiederum könnte man einwenden, *Fenster* ließe sich aus der Gruppe der Fremdwörter ausschließen, weil es in Lautung und Schreibung völlig an das Deutsche angeglichen sei und in nichts mehr an seine lateinische Herkunft (*fenestra*) erinnert. Doch selbst wenn man die oben vorgestellte Fremdwort-Definition dahingehend abändert, dass man die lautliche oder orthographische Fremdheit des Wortes als Kriterium seines Charakters als Fremdwort hervorhebt, ist das Problem nicht gelöst. Abgesehen davon, dass es immer unterschiedliche Grade der Fremdheit gibt, die zu einer Festlegung darüber zwingen, ab wann man überhaupt von ‚Fremdheit‘ reden will, wird ein Wort wie *realisieren* (in der Bedeutung ‚sich bewusst sein‘ – *Ich realisiere das Problem*) auch von dieser Änderung nicht erfasst: In Schreibung und Aussprache und in der Bedeutung ‚verwirklichen‘ (*einen Plan realisieren*) existiert *realisieren* bereits seit langem im Deutschen (wenn auch als Fremdwort, allerdings vom Französischen herkommend), hinzugekommen ist lediglich die neue Bedeutung ‚sich einer Sache bewusst sein‘, diesmal aber aus dem Englischen.

Die Reihe der Einwände gegen die Wissenschaftlichkeit dieser Definition von *Fremdwort* ließe sich fortsetzen. Am Ende käme man um das Zugeständnis nicht herum, dass auch die Richtigkeit der ersten oben zitierten Aussage nicht einfach in der Natur der Sache liegt und die Feststellung der Richtigkeit durch den Wissenschaftler sich nicht automatisch vollziehen lässt, sondern eine ganze Reihe von Entscheidungen bedingt. *Beide* Aussagen sind in ihrer Richtigkeit nur überprüfbar, wenn zuvor über die in ihnen verwendeten Begriffe Konsens erlangt wird. Dieser Konsens aber hängt nicht nur von den Sachen selbst, sondern notwendigerweise auch von den Urteilenden, seien es Kritiker oder Wissenschaftler, ab. Anders formuliert: Ein *Fremdwort*, ein *sprachlicher Ausdruck*, eine *fremde Sprache* ist immer auch das, was wir dazu erklären.

Zugleich kann man aber nicht leugnen, dass die beiden Aussagen hinsichtlich des Grades ihrer Wissenschaftlichkeit unterschiedlich sind. Ein Konsens ließe sich viel leichter über die erste Aussage als über die zweite finden. Natürlich liegt das an der Art der verwendeten Ausdrücke: *kurzlebig-modisch*, *affektiert*, *unerträglich* sind Wörter, über deren Inhalte noch in weit größerem Maße unterschiedliche Meinungen bestehen als über die Inhalte der Wörter der ersten Aussage. Hinzu kommt, dass auch die Ansichten darüber, ob diese Wörter auf den bezeichneten Sachverhalt bezogen werden dürfen, stärker auseinander gehen dürften. Insgesamt aber ist der Unterschied zwischen den Aussagen einer des Mehr oder Weniger, nicht einer des Entweder – Oder. Ganz offensichtlich gibt es nicht ‚objektive Aussagen‘ und ‚subjektive‘ – nicht in dem Sinne jedenfalls, dass die objektiven ganz und gar frei von allem subjektiv Wertenden sind. Vielmehr haben wir es mit einem Kontinuum der Wertung zu tun, wobei wir ab einem bestimmten Punkt dieses Kontinuums von ‚Objektivität‘ sprechen. Und so lässt sich auch die Sprachkritik von der Sprachwissenschaft unterscheiden: Sprachkritik ist – zumindest tendenziell – jenseits jenes Punktes angesiedelt, bis zu dem wir üblicherweise von Wissenschaft sprechen.

Im Grunde wissen wir das alles: Wir wissen um die Relativität der Kategorien und Beschreibungen, um die Rolle von Wertung und Setzung. Ganze Erkenntnistheorien weisen uns darauf hin, von der Theorie sprachlicher Relativität (von Humboldt bis Sapir/Whorf) bis zum Radikalen Konstruktivismus (Maturana, von Glasersfeld u. a.).¹¹ Im Alltag aber, auch im Alltag unserer wissenschaftlichen Arbeit, blenden wir diese Einsichten aus und tun so, als stünden sich objektive und subjektive Aussagen diametral gegenüber, als seien Wissenschaft und Kritik prinzipiell unterschiedliche Sachverhalte. Und wir können im Alltag auch gar nicht anders verfahren, weil wir ihn ansonsten nicht bewältigen könnten: Aus praktischen Gründen bleibt uns nichts anderes übrig, als so zu tun, als sei die Welt in Tatsachen und Meinungen geschieden. Das ist auch nicht problematisch, solange man nur weiß, dass sich die Dinge tatsächlich immer auch anders betrachten und benennen lassen, dass sich in jeder Gewissheit beim genauen Hinschauen ein Konsens verbirgt. Selbstverständlich kann man von *Fremdwörtern* reden, auch

11 Eine Übersicht über die Auffassungen sprachlicher Relativität z. B. in LEHMANN 1998; zum Radikalen Konstruktivismus s. z. B. SCHMIDT 1988.

davon, dass bestimmte Aussagen *objektiv richtig* oder *falsch* sind, solange klar ist, dass *fremd*, *objektiv*, *richtig* und *falsch* immer nur einen Sinn innerhalb eines bestimmten Bezugsrahmens ergeben. Mehr, als sich der eigenen Position als Urteilender und damit dieses Bezugsrahmens bewusst zu werden, kann man ohnehin nicht leisten. Dem Sprachkritiker mag das ein Trost sein, da er sich nicht vorhalten lassen muss, er produziere nur Meinungen, während es der Wissenschaftler mit Tatsachen zu tun habe.

Aber Sprachkritik und Sprachwissenschaft teilen nicht nur wesentliche erkenntnispezifische Grundlagen, sie gehen auch in der Praxis der kritischen und wissenschaftlichen Reflexion über Sprache immer wieder ineinander über. Am Beispiel der Ausdrücke *deutsch* und *fremd/Fremdwort* soll dies kurz illustriert werden.

Um die Mitte des 9. Jahrhunderts verfasst der Elsässer Mönch Otfrid von Weissenburg eine Evangelienharmonie. Er wählt dazu nicht das Lateinische, das für religiöse Texte dieser Art üblich war, sondern die in seinem Lebensraum verbreitete Sprache. Dafür braucht er die Genehmigung des Mainzer Erzbischofs. Wenn Otfrid in seinem Text und in seinem Schreiben an den Erzbischof auf diese Sprache seiner Wahl Bezug nimmt, tut er das stets mit den Ausdrücken *theodiscus* und *frenkisg*. *Theodiscus* ist eine lateinische Bildung, die das germanische **þeudo* (,Volk‘) enthält, *frenkisg* ist die ältere Form von *fränkisch*. Obwohl *theodiscus* lautgeschichtlich dem Wort *deutsch* zugrunde liegt, bedeutet es nicht *deutsch* im heutigen Sinne (etwa 80 Jahre zuvor war das Adjektiv *theodiscus* erstmals verwendet worden, in England, und bezieht sich dort nicht auf eine kontinentale Sprache, sondern meint eindeutig den Gegensatz zu lateinisch, also etwa ‚volkssprachlich‘).¹² Tatsächlich also verwendet Otfrid eine Vorform des heutigen Deutsch, aber eben kein Deutsch, wie wir es kennen, und schon gar nicht nennt er es *Deutsch*.

In der Sprachgeschichtsschreibung des Deutschen aber war und ist immer wieder die Rede von dem *Deutsch* Otfrids, gelegentlich vom *Althochdeutschen*. Damit wird signalisiert, dass es sich ‚im Grunde‘ um ein und dieselbe Sprache handelt. Aber was genau heißt ‚im Grunde‘? Die Struktur von Otfrids Sprache unterscheidet sich ganz erheblich von der Struktur des heutigen Deutsch, jedenfalls mehr, als sich etwa das

¹² Dazu im Überblick REIFFENSTEIN 1984.

Niederländische der Gegenwart vom heutigen Deutsch unterscheidet. Nun könnte man daraus folgern, dass es sich beim Niederländischen (wie auch beim Dänischen, Schwedischen, Englischen etc.) um eine Art regionale Erscheinungsform des Deutschen handeln muss, ebenso wie das Fränkische Otfrids eine historische Erscheinungsform des Deutschen darstellt. Eben das haben Sprachwissenschaftler bis weit in das 19. Jahrhundert hinein immer wieder getan, unter anderem auch Jacob Grimm.¹³ Wenn man damit nicht einverstanden ist – die Niederländer werden es kaum sein –, dann könnte man bei einem Vergleich der Strukturen (Lautstand, Grammatik, Wortschatz etc.) des Niederländischen und des Deutschen der Gegenwart genügend Unterschiede finden, um eine Eigenständigkeit der beiden Sprachen zu behaupten. Bei einer solchen rein strukturellen Argumentation aber hätte man wieder das Problem, das Althochdeutsche überhaupt unter das Deutsche zu fassen, eben aufgrund seiner großen Unterschiede zum Deutschen der Gegenwart. Auch bei der Kennzeichnung der gegenwärtigen Dialekte des Deutschen als *deutsch* gäbe es Schwierigkeiten, weil sich auch diese Dialekte strukturell zum Teil ganz erheblich vom Hochdeutschen unterscheiden.

Man kommt bei Fragen dieser Art nicht umhin, auch die Sicht der Sprecher auf ihre Sprache zu berücksichtigen und damit nicht nur die implizite (d. h. in den wissenschaftlichen Kategorien und Methoden selbst angelegte) Wertung und Setzung einzubeziehen, sondern auch die explizite, von den Sprechern als solche beabsichtigte Wertung und Setzung. Das Niederländische ist dann, völlig unabhängig von jeder strukturellen Beschreibung, ganz selbstverständlich eine eigene Sprache, aus historischen und politischen Gründen eben – eine *Nationalsprache*. So – als *Nationalsprache* – wird seit 1984 das Lëtzebuergesche (Luxemburgische) bezeichnet, das zuvor als eine Variante des Moselfränkischen, eines deutschen Dialekts, galt. Die Frage, was das Luxemburgische nun ‚eigentlich‘ ist, dürfte nach den bisherigen Ausführungen unangebracht erscheinen. Vielleicht aber nicht die Frage danach, ob der, der das Luxemburgische als *Nationalsprache* bezeichnet, als Sprachwissenschaftler spricht oder als Sprachpolitiker, der – wie der Sprachkritiker – Meinungen, Ansichten und gesellschaftliche Überzeugungen nicht nur implizit, sondern auch *expressis verbis* zur Grundlage seiner Aussagen macht.

13 Seine Grammatik der germanischen Sprachen nannte er „Deutsche Grammatik“.

Ein zweites Beispiel zur definitonischen Offenheit des Begriffs des *Deutschen*: Im 19. Jahrhundert wurden mit dem Aufkommen der Ethnologie und Anthropologie als wissenschaftliche Disziplinen sprachwissenschaftliche Fragestellungen mit solchen nach den Ethnien der Sprecher verknüpft. Das führte zu Parallelisierungen von Völkern und Sprachen, gelegentlich in einer Form, die uns heute kurios anmutet, die aber zu ihrer Zeit durchaus als Beitrag zur wissenschaftlichen Beschreibung der Sprachen verstanden wurde (stellvertretend sei lediglich auf die sog. Klimatheorie verwiesen, die bestimmte Laute einer Sprache aus den klimatischen Bedingungen der Landschaft der Sprecher zu erklären versucht, oder auf Friedrich Müllers *Grundriss der Sprachwissenschaft* von 1876–1888, wo die Sprachen mit den Haarformen der Sprecher korreliert werden und die Sprachen der *wollhaarigen Rassen* von denen der *schlichthaarigen, lockenhaarigen* etc. unterschieden werden). Problematischer wurde es dort, wo psychische Faktoren in die Beschreibung einbezogen wurden, etwa bestimmte strukturelle Merkmale germanischer Sprachen, insbesondere des Deutschen, mit vermeintlichen Charaktereigenschaften der Sprecher verknüpft wurden (vgl. z. B. die Bemerkung von T. Schultheiß, des Gründers einer Berliner Arbeitsgemeinschaft „Rasse und Sprache“, der 1934 in der Zeitschrift *Nationalsozialistische Erziehung* im „scharfgeschnittene[n] germanische[n] Silbenakzent“ den „Willen zur Ordnung, zur Klarheit und zur Kraft des Ausdrucks“ germanischer Sprachen sieht und in einem bestimmten Sprachverhalten „Zucht und Verhaltenheit des nordisch-germanischen Menschen erkennt“¹⁴). Solche Darstellungen mögen leicht als unwissenschaftlich zu durchschauen sein, aber die Grenzen zwischen Wissenschaft und Wertung (in diesem Falle ideologischer) sind fließend.

Wie sehr Sprachwissenschaft und Sprachkritik ineinander übergehen können, zeigt kaum ein Begriff so sehr wie der des Fremdworts. In der Geschichte der Beschäftigung mit Fremdwörtern gehören die Gesichtspunkte, unter denen sie diskutiert werden, unterschiedlichen Bereichen an: dem Bereich des Sprachstrukturellen, des Pädagogischen, des Soziologischen, des Ästhetischen und des Ideologischen. Die Gewichtung zwischen diesen Bereichen variiert allerdings von Argumentation zu Argumentation ganz erheblich. So werden etwa, um nur ein Beispiel zu geben, Fremdwörter einerseits dafür gelobt, dass sie durch ihren Neig-

14 Vom höheren Zweck der Sprachwissenschaft. In: *Muttersprache* 7/8 (1936).

keitswert intellektuelle Stimuli setzen und das Denken bereichern (z. B. von Leo Spitzer: „Das Fremdwort mit seinem exotischen Klang erweckt dagegen viel lebhaftere Empfindungen, es scheint dem Sprecher mehr zu besagen, auch wenn sich sein Begriffsumfang genau deckt mit dem des entsprechenden deutschen Wortes“, SPITZER 1918, S. 21; ähnlich der Freiherr von Knigge: Wörter, die „ganz das eigenthümliche Gepräge des Nationalcharakters“ der fremden Sprachgemeinschaft ausdrücken, führen zu „neuen Ideen“ im eigenen Denken, KNIGGE 1792, S. 182). Andererseits werden Fremdwörter aufgrund desselben Neuigkeitswerts kritisiert, weil die schwierigere kognitive Verarbeitung der ungewohnten Wortbildungsmuster das Denken behindere (z. B. Karl Wilhelm Kolbe, in seiner Schrift „Über Wortmengerei“, S. 200).

Ganz und gar unmöglich wird eine Unterscheidung zwischen Sprachwissenschaft und Sprachkritik, wo Prognosen über die künftige Entwicklung von Fremdwörtern gegeben werden. So erklärt die Berliner Akademie in einem Gutachten von 1917 unter anderem, ein Wort wie *Tagung* könne ein Wort wie *Konferenz* nicht ersetzen, weil es „einer höheren geistigen Sphäre“ angehöre, und ein Wort wie *Bücherei* (anstelle von *Bibliothek*) sei nichts als eine „barbarische Neuschöpfung“.¹⁵ Dafür sagte der Sprachwissenschaftler Leo Weisgerber dem Wort *Computer* voraus – und begründete dies mit grammatischen Spezifika, also durchaus sprachwissenschaftlich –, es werde sich wohl nie in das Gefüge des Deutschen einpassen, weshalb er als Ersatz „Verdater“ vorschlug (WEISGERBER 1969, S. 71). Der Erfolg dieses wissenschaftlich fundierten Vorschlags ist bekannt.

Zusammenfassend: Objektivität kann es immer nur innerhalb eines jeweiligen Bezugsrahmens geben. Sie ist letztlich stets in einem Konsens begründet und nicht ‚in der Sache selbst‘. Werden Ausdrücke wie ‚objektiv‘ und ‚nicht objektiv‘ verwendet – und ihre Verwendung ist selbstverständlich legitim –, dann können sie Gültigkeit nur vor dem Hintergrund des betreffenden Bezugsrahmens besitzen. Dasselbe gilt für prinzipiell jeden sprachwissenschaftlichen und sprachkritischen Terminus, in besonderem Maße für Ausdrücke wie *deutsch*, *fremd*/*Fremdwort*

15 Gutachten der Berliner Akademie der Wissenschaften zu den Verdeutschungsvorschlägen für die Sprachverwendung in preußischen Ministerien, vorgelegt am 6. Dezember 1917. Hier zit. nach: *Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins*, 33. Jg., Nr. 6, Juni 1918, Sp. 98ff.

und ähnliche. Der Unterschied zwischen sprachkritischen und sprachwissenschaftlichen Aussagen ist ein gradueller, kein prinzipieller.

Literatur

- ALBERTUS, LAURENTIUS (1573): Teutsch Grammatick oder SprachKunst. Augsburg, hg. v. C. MÜLLER-FRAUREUTH. Straßburg 1895.
- ARNTZ, REINER/PICHT, HERIBERT (1989): Einführung in die Terminologiearbeit. Hildesheim, Zürich, New York.
- BENEŠ, EDUARD (1981): Die formale Struktur der wissenschaftlichen Fachsprachen in syntaktischer Hinsicht. In: BUNGARTEN 1981a, S. 185–212.
- BORST, ARNO (1957–1963): Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker. 4 Bde. Stuttgart.
- BUNGARTEN, THEO (1981a) (Hg.): Wissenschaftssprache. Beiträge zur Methodologie, theoretischen Fundierung und Deskription. München.
- BUNGARTEN, THEO (1981b): Wissenschaft, Sprache und Gesellschaft. In: BUNGARTEN 1981a, S. 14–53.
- DEBUS, FRIEDHELM (1999): Entwicklungen der deutschen Sprache in der Gegenwart – und in der Zukunft? Stuttgart (Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz. Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse, 1999, Nr. 2).
- [ERTZSCHREIN]: Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein. Briefe, Devisen und anderweitige Schriftstücke [...], hg. v. GOTTLIEB KRAUSE, Leipzig 1855 [Nachdruck: Hildesheim, New York 1973].
- FELBER, HELMUT/BUDIN, GERHARD (1989): Terminologie in Theorie und Praxis. Tübingen.
- GADAMER, HANS-GEORG (1960): Wahrheit und Methode. Tübingen.
- GARDT, ANDREAS (1994): Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz. Berlin, New York.
- GARDT, ANDREAS (1999): Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Berlin, New York.
- GESSINGER, JOACHIM/VON RAHDEN, WOLFERT (Hg.) (1989): Theorien vom Ursprung der Sprache. 2 Bde. Berlin, New York.
- HAHN, WALTHER VON (1980): Fachsprachen. In: *Lexikon der germanistischen Linguistik*, hg. v. HANS PETER ALTHAUS, HELMUT HENNE u. HERBERT ERNST WIEGAND, 2. Aufl. Tübingen, Bd. 2, S. 390–395.
- HEIDEGGER, MARTIN (1951): Was ist Metaphysik? Frankfurt.
- HUBER, WOLFGANG (1984): Kulturpatriotismus und Sprachbewußtsein. Studien zur deutschen Philologie des 17. Jahrhunderts. Frankfurt/M. u. a. 1984.

- KNIGGE, ADOLPH, FREIHERR VON (1792): Ueber Schriftsteller und Schriftstellerei. Hannover.
- KOLBE, KARL WILHELM (1809): Über Wortmengerei. Berlin.
- LEHMANN, BEAT (1998): ROT ist nicht „rot“ ist nicht [rot]. Eine Bilanz und Neuinterpretation der linguistischen Relativitätstheorie. Tübingen.
- LEIBNIZ, GOTTFRIED WILHELM: Nouveaux essais sur l'entendement humain (verfaßt 1704, erstmals veröffentlicht 1765). In: *G. W. Leibniz, Sämtliche Schriften und Briefe*, hg. v. der PREUSSISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN, später v. der DEUTSCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN bzw. der AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN DER DDR, seit 1993 BERLIN-BRANDENBURGISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN. Darmstadt (später: Leipzig, dann Berlin) 1923ff., 6. Reihe, Bd. 6. Berlin 1962. – Dt. Text: G. W. LEIBNIZ: Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand. Nouveaux essais sur l'entendement humain, hg. u. übers. v. W. v. ENGELHARDT u. H. H. HOLZ. Frankfurt 1961.
- OTTO, WALTER (1978): Amtsdeutsch heute. 2. Aufl. Stuttgart.
- PARNASSUS BOICUS, Oder Neu-eröffneter Musen-Berg [...]. Sibende Unterredung. München 1722.
- REIFFENSTEIN, INGO: Bezeichnungen der deutschen Gesamtsprache. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, hg. v. WERNER BESCH, OSKAR REICHMANN u. STEFAN SONDEREGGER. 2 Halbbde., 2. Halbbd., Berlin, New York 1985, S. 1717–1727.
- SCHIPPAN, THEA (1987): Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache. 2. Aufl. Leipzig.
- SCHMIDT, SIEGFRIED J. (1988): Der Radikale Konstruktivismus. Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs. In: *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*, hg. v. SIEGFRIED J. SCHMIDT, 2. Aufl. Frankfurt/M., S. 11–88.
- SCHOTTELIUS, JUSTUS GEORG (1663): Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache [...]. Braunschweig. Nachdruck, hg. v. W. HECHT, 2 Teile. Tübingen.
- SCHWANZER, VILIAM (1981): Syntaktisch-stilistische Universalien in den wissenschaftlichen Fachsprachen. In: BUNGARTEN 1981a, S. 213–230.
- SPITZER, LEO (1918): Fremdwörterhatz und Fremdvölkerhaß. Eine Streitschrift gegen die Sprachreinigung. Wien.
- WEISGERBER, LEO (1969): Sprachfragen der Datenverarbeitung. In: *Muttersprache* 79, S. 67–79.

- WOLFF, CHRISTIAN (1720): Vernünfftige Gedancken von Gott [...] (Deutsche Metaphysik). Nachdruck. In: *Gesammelte Werke*, 1. Abt, Bd. 2, hg. v. C. A. CORR, Hildesheim u. a. 1983.
- WÜSTER, EUGEN (1970): Internationale Sprachnormung in der Technik, besonders in der Elektrotechnik. Die nationale Sprachnormung und ihre Verallgemeinerung (1931). 3. Aufl. Bonn.
- ZESEN, PHILIPP VON (1651): Rosen-mând [...]. Hamburg 1651. In: PHILIPP VON ZESEN: *Sämtliche Werke*. Unter Mitwirkung v. U. MACHÉ u. V. MEID hg. v. F. VAN INGEN, Bd. 11, bearb. v. U. MACHÉ, Berlin, New York 1974.

Teil II

Anwendungsfelder der Sprachkritik

Claudia Schmidt (Freiburg)

Wie wirken Wörter?

Psycholinguistische Ansätze in der (feministischen) Sprachkritik

Dass Sprache einen Einfluss auf Wahrnehmung und Denken ausübt, wird in Arbeiten der linguistisch fundierten Sprachkritik zumeist als gegeben unterstellt. Eine empirische Überprüfung dieser Grundannahme fand erst in jüngster Zeit auf der Basis von Ansätzen und Methoden der Psycholinguistik im Rahmen der feministischen Sprachkritik statt. Ausgehend von deren Ergebnissen werden Vorschläge zur Anwendung dieser methodischen Ansätze auf Fragestellungen der allgemeinen Sprachkritik entwickelt.

1. Einleitung

Wenn wir an die Wirkung von Wörtern denken, fallen uns wohl zunächst zwei Arten von Wirkung ein:

- Dass wir mit Wörtern etwas bewirken, d. h. eine von uns beabsichtigte Reaktion bei anderen hervorrufen. So rufen wir z. B. in Gefahrensituationen, in denen wir Hilfe benötigen, „Feuer!“ (Empfehlung der Polizei statt „Hilfe!“), um Menschen zur Unterstützung zu bewegen.
- Dass Wörter auf uns wirken, indem sie bestimmte Assoziationen, Vorstellungen in uns wachrufen. Ein Wort wie *vergasen* hat eine starke Wirkung auf uns, indem es uns an die unmenschlichen, mörderischen Taten des Nationalsozialismus denken lässt. Auch das Wort *Menschenmaterial*, „Unwort“ des 20. Jahrhunderts, wirkt ‚inhuman, die Menschenwürde verletzend¹. Auf diesem Aspekt von Wirkung liegt der Schwerpunkt der gegenwärtigen

1 Die seit 1991 stattfindende jährliche Kür der „Unwörter des Jahres“ versteht sich als „sprachkritische Aktion“, die Wörter aus der öffentlichen Kommunikation anprangert, „die die Erfordernisse sachlicher Angemessenheit und humanen Miteinanders besonders deutlich verfehlen“ (SCHLOSSER 2000, S. 115). Sie stellen hauptsächlich eine publizistische, keine wissenschaftliche Form von Sprachkritik dar (vgl. SCHIEWE 2002a, S. 203).

gen Sprachkritik (vgl. z. B. SCHIEWE 2002a; zur Geschichte der Sprachkritik siehe SCHIEWE 1998).

Wie lässt sich diese Wirkung nun mit sprachwissenschaftlichen Kategorien beschreiben? Ich werde zunächst kurz auf die Beschreibungsansätze der Sprachkritik eingehen, in einem zweiten Schritt die Methoden und Kategorienbildung der Psycholinguistik vorstellen und als letzten Punkt die Anwendung psycholinguistischer Ansätze auf Fragestellungen der feministischen sowie der allgemeinen Sprachkritik erläutern.

2. Zur Wirkung von Wörtern in der Sprachkritik

Wie wirken Wörter? Peter von Polenz formuliert in seinem Aufsatz „Sprachkritik und Sprachwissenschaft“ von 1963 Folgendes:

„Nicht die Wörter selbst wirken moralisch oder unmoralisch, sondern allein ihr Gebrauch durch bestimmte Sprecher in bestimmten Sprechsituationen. [...] Das böswillige Sprechen ist nicht eine Wirkung der Sprache, der die Sprachteilhaber unwissend und wehrlos ausgeliefert wären“ (VON POLENZ 1963, S. 306–307).

Dieser Aussage liegt ein strukturalistischer Sprachbegriff zugrunde, der eine Trennung von Sprache als System (*langue*) und Sprache als Gebrauch (*parole*) impliziert. Sie findet sich auch in aktuellen Arbeiten zur Sprachkritik, in denen betont wird, dass Sprachkritik, insbesondere Kritik an Wörtern, Sprachgebrauchskritik sei (vgl. z. B. SCHIEWE 2002a), also nicht Kritik des Sprachsystems. So spricht Jürgen Schiewe (2002a, S. 202) von „inhumanen Gebrauchsweisen“, d. h. es wird Kritik am Wortgebrauch in bestimmten Sprachverwendungssituationen geübt.² Damit kommt dem Kontext eine wichtige Rolle zu: Erst er macht die Wörter zu Unwörtern.

Auf der Grundlage dieses Ansatzes wird die Wirkung von Unwörtern folgendermaßen beschrieben³: Das bereits in der Einleitung genannte Beispiel *vergasen* benötigt keinen Kontext, da die vergangene Bedeutung – der Inhalt eines Wortes im Gegensatz zu seiner Wortform –

2 Wobei Jürgen Schiewe Sprachgebrauch als überindividuelle, konkrete Sprachgebrauchsweisen in Anlehnung an EUGENIO COSERIUS (1970 und 1975) Begriff der Norm (*usage*, sozialer Sprachgebrauch) definiert (vgl. hierzu SCHIEWE 1998, S. 17f und 2002a).

3 Ich folge im Wesentlichen der Argumentation von SCHIEWE 2002a.

noch mitschwingt. Allerdings war der Kontext früher gegeben, denn bestimmte Sprechergruppen im Nationalsozialismus schufen den Inhalt durch einen bestimmten Gebrauch. Von UWE PÖRKSEN (1994, S. 185) wird dieses ‚Mitschwingen‘ von Bedeutungen in der Definition von Wörtern als Mischgebilde „aus gegenwärtigem Gebrauch und vergangener Bedeutung“ aufgegriffen. Beispiele wie *Diätenanpassung* (Unwort 1995) – Euphemismus für Erhöhung der Diäten – und *Wohlstandsmüll* (Unwort 1997) – Bezeichnung für arbeitsunwillige und arbeitsunfähige Menschen – werden erst durch den Kontext, d. h. im Textzusammenhang ‚unwortwürdig‘. Wiederum ohne Gebrauchskontext kommt die ‚unmenschliche‘ Bedeutung von Wörtern wie *ausländerfrei* (Unwort 1991) – frei von Ausländern⁴ – und das bereits genannte *Menschenmaterial* zustande. In diesen Fällen, so argumentieren SprachkritikerInnen, liegt der Kontext in den Wortbildungsstrukturen selbst; sie werden als ‚durchsichtige Wortbildungen‘ bezeichnet.

Alle aufgeführten Beispiele werden aufgrund ihres inhumanen Inhalts zu Unwörtern. Eine Ausnahme bildet das Unwort *Diätenanpassung*, dem ein anderes Kriterium, nämlich das der sachlichen Unangemessenheit zugrunde liegt. Sachangemessenheit wird als das zweite konstitutive Moment von Sprachkritik angeführt (vgl. dazu Anmerkung 1). Darin zeigt sich die Auffassung, dass mit Sprache und in Sprache eine bestimmte Erfassung von Gegenständen und Sachverhalten geschaffen wird – die eben immer auch anders sein kann. Sprachkritik ist damit, wie inzwischen SprachkritikerInnen einräumen (vgl. exemplarisch SCHIEWE 2002a), nicht nur Sprachgebrauchskritik, sondern bezieht auch die Leistungsfähigkeit menschlicher Sprache (*langage*) ein. SCHIEWE (2002a, S. 191) formuliert diesen Punkt folgendermaßen:

„Da Sprachkritik Wörter als Bezeichnungen von Gegenständen, Sachverhalten und gedanklichen Konzepten versteht, erkennt sie ihre Aufgabe auch darin, die Beziehung auf ihre Angemessenheit zu überprüfen. Damit ist Sprachkritik einerseits nie völlig von Sachkritik zu trennen, andererseits muss sie das Verhältnis von Sprache (Wörtern), Denken (gedankliche Konzepte) und Wirklichkeit (Gegenstände und Sachverhalte) grundsätzlich reflektieren, so dass sie hierin einen Bezug auch zur *langage*, zur Leistungsfähigkeit menschlicher Sprache überhaupt, aufweist.“

4 Zusätzlich wird die Assoziation ‚judenfrei‘ geweckt.

Der letzte Punkt weist auf die häufig in sprachkritischen Arbeiten zu findende implizite Grundannahme hin, dass Sprache einen Einfluss auf unsere Wahrnehmung, unser Denken hat. Diesem dritten Aspekt von Wirkung kommt sowohl in der Psycholinguistik als auch in der Feministischen Sprachkritik eine große Bedeutung zu. Im nächsten Kapitel werde ich zunächst auf die für die Sprachkritik relevanten psycholinguistischen Ansätze eingehen.

3. Wörter in der Psycholinguistik

Die Psycholinguistik (auch ‚Sprachpsychologie‘ genannt) stellt eine interdisziplinär ausgerichtete Teildisziplin der Sprachwissenschaft dar, „die sprachliche Strukturen und Prozesse in ihrem Bezug zu allgemeinen psychischen Strukturen und Prozessen untersucht“ (DITTMANN 2002a, S. 283). Diese Prozesse werden in dem Bereich der Ontogenese, also dem Spracherwerb des Kindes, untersucht und in dem Bereich der Sprachverarbeitung, d. h. des Sprachverstehens (der Sprachperzeption) und der Sprachproduktion beim Erwachsenen.⁵ Die Psycholinguistik ist eine empirische Disziplin; Datengrundlage sind so genannte ‚Labordaten‘, worunter durch Experimente gewonnene Daten verstanden werden. Untersuchungen zur Sprachverarbeitung beruhen vor allem auf Reaktionszeitmessungen; ich werde diese in Abschnitt 4 anhand eines Beispiels erörtern.

Für unsere Fragestellung spielt das so genannte ‚mentale Lexikon‘ eine wichtige Rolle (zu den folgenden Ausführungen vgl. exemplarisch den Überblick von DITTMANN 2002a). Es enthält unser gesamtes Wissen über Wörter und ist sozusagen der Speicher der Wörter ‚im Geist‘; es wird als Teil des Langzeitgedächtnisses bestimmt. Gespeichert sind die Informationen über die beiden Seiten des Wortes, nämlich über die Wortform sowie über die Inhaltsseite; letztere wird in der Psycholinguistik *Konzept*, genauer gesagt *lexikalisches Konzept* genannt. Es ist eng verbunden mit dem so genannten ‚enzyklopädischen Wissen‘, unserem Alltagswissen. Dieses Wissen wird mit aktiviert, wenn wir Wörter rezipieren, also lesen oder hören. Betrachten wir hierzu folgende Beispiele:

⁵ ‚Klassiker‘ der Sprachproduktion ist LEVELT (1989); zum Sprachverstehen vgl. exemplarisch die Beiträge in FRIEDERICI 1999.

(der) Führer (1)

der Führerschein (2)

An der Expedition nahmen auch zwei einheimische Führer teil. (3)

Wenn wir das Wort aus Beispiel (1) zunächst ohne Artikel auf uns wirken lassen, haben wir wohl das Konzept JEMAND, DER EINE GRUPPE LEITET⁶ im Kopf und nur eine schwache Aktivierung von HITLER. Lesen wir das Beispiel aber mit bestimmtem Artikel, entsteht die Konzeptualisierung – auch mentale Repräsentation genannt – HITLER. Grammatische und semantische Informationen zusammen tragen also zur Konzeptualisierung bei.

Beim Lesen von Beispiel (2) wird das Konzept FÜHRER nicht aktiviert, da frequente Komposita eigene lexikalische Einträge bilden, in diesem Fall FAHRERLAUBNIS.

Im Beispiel (3) verhindert der Satzkontext die Aktivierung des Konzepts HITLER: das Adjektiv *einheimisch*, das Numerale *zwei* und auch das bereits zu Satzanfang erscheinende Nomen *Expedition* bewirken eine ‚neutrale‘ Lesart von *Führer*; eventuell auch unser aktiviertes Textsortenwissen, das als Teil des Alltagswissens den Satzinhalt der Textsorte Bericht (Expeditions- oder Zeitungsbericht) zuordnet. Unser gesamtes Wissen, d. h. sowohl unser sprachliches Wissen (einschließlich der morphosyntaktischen Informationen) als auch unser Alltagswissen wird zur Konzeptualisierung eines Wortes herangezogen.

Die Psycholinguistik greift einen weiteren, für die Sprachkritik ebenfalls wichtigen Aspekt auf, nämlich den Einfluss von Sprache auf das Denken. So haben aktuelle Studien zur Raumwahrnehmung ergeben, dass einzelsprachenspezifische Lexikalisierungen die Konzeptualisierung von räumlichen Beziehungen wie z. B. *vor* und *hinten* beeinflussen (vgl. z. B. KLEIN 1994). Ergebnisse aus Untersuchungen zur Frage nach dem Verhältnis von Genus (grammatischem Geschlecht) und Sexus (natürlichem Geschlecht) weisen ebenfalls darauf hin, dass bestimmte Sprachstrukturen zu bestimmten Denkstrukturen führen. Dies stellt eine Grundannahme der Feministischen Sprachkritik dar, die ich im folgenden Kapitel auf der Grundlage der aus psycholinguistischen Studien gewonnenen Ergebnisse erläutern werde.

6 Wie in der Psycholinguistik üblich, werde ich Konzepte im Folgenden in Versalien schreiben.

4. Feministische Sprachkritik: die Genus-Sexus-Thematik

Die seit Ende der 1970er Jahre in der Bundesrepublik Deutschland etablierte Feministische Sprachkritik thematisiert die Personenbezeichnungen des Deutschen unter dem Gesichtspunkt der Benachteiligung von Frauen und entwickelt Vorschläge zur Änderung der sprachlichen Diskriminierung.⁷ Nachgewiesen werden Asymmetrien in der Referenz auf Personen- und Personengruppen. Nach GERD ANTOS (1996, S. 250) hat die Feministische Sprachkritik in den 1980er Jahren einen Sprachwandel ausgelöst, der neben der Computerterminologie die deutsche Sprache am stärksten beeinflusst hat (vgl. hierzu SCHOENTHAL 1999 und 2000).

Feministische Sprachkritik ist Sprachkritik, die über die Kritik des Sprachgebrauchs hinausgeht und auch Systemkritik betreibt, mit dem Ziel, eine Sprachbewusstheit zu schaffen, die auch Denkstrukturen verändert:

„[...] Sprache einerseits als Spiegel, als Ausdruck historisch gewachsenen Denkens, Sprache andererseits als Hindernis, eine sich wandelnde oder schon gewandelte Wirklichkeit wahrzunehmen, Sprache aber auch als Hilfsmittel, an dieser Wandlung mitzuwirken.“ (SCHOENTHAL 1989, S. 299f.)

Dieser breit angelegte Kritikansatz stellt die feministische Sprachkritik in die Tradition der aufklärerischen Sprachkritik, wie es GISELA SCHOENTHAL 1989 formulierte und auch von JÜRGEN SCHIEWE (2002b) thematisiert wird.

Die wichtigsten Kritikpunkte sind folgende:

1. Darstellung von Frauen in clichéhaften Rollen. Beispiele wie *Der Vater liest Zeitung. Die Mutter liest Erbsen* finden sich in Lehrwerken und Grammatiken.
2. Ungleichbehandlungen bei Namensnennungen, insbesondere in Institutionen. Dazu gehört z. B. das Weglassen des Titels wie Dr.

7 Die Feministische Sprachkritik stellt einen Teilbereich der Feministischen Linguistik bzw. Linguistischen Geschlechterforschung dar; den zweiten bilden Forschungen zum geschlechtstypischen Kommunikationsverhalten (vgl. hierzu die Überblicksarbeiten in dem Sammelband von SCHOENTHAL 1998a).

oder Prof. von Frauen in offiziellen Telefonlisten im Gegensatz zur Namensnennung der männlichen Kollegen. In Wendungen wie *Die Väter des Grundgesetzes ...* (zu denen auch drei Frauen zählten) verschwinden Frauen völlig (vgl. SCHOENTHAL 1989, S. 305).

3. Asymmetrien im Wortschatz. So belegt RENATE SCHRAMBKE (2002) in einer Arbeit über dialektale Schimpfnamen weitaus mehr Negativbezeichnungen für Frauen als für Männer.
4. Nicht-Nennung von Frauen durch das so genannte ‚generische‘ Maskulinum. Sätze wie *Denkt der Normalbürger an Szene, dann an jene, die ihm seine Frau macht ...* (Anzeige des Verkehrsamtes Berlin, STERN, 9.5.1983; zit. n. PUSCH 1984, S. 93) finden sich insbesondere in der Presse (vgl. z.B. die Zusammenstellung in PUSCH 1984). Dass beim generischen Gebrauch des Maskulinums die maskuline Form nicht geschlechtsneutral interpretiert wird, zeigt die Irritation, die wir beim Lesen des Satzes *KFZ-Mechaniker wird Schauspielerin* haben (Schlagzeile; NEUE WESTFÄLISCHE, 7.4.1983; zit. nach PUSCH 1990, S. 48).⁸ Da in Texten zumeist generische und spezifische Verwendungen der maskulinen Form gemeinsam auftreten, kommt es auch häufig zu Missverständnissen beim Auflösen der Referenzbeziehungen (vgl. dazu DITTMANN 2002b).

Zentraler Gegenstand der Feministischen Sprachkritik ist der zuletzt genannte Kritikpunkt. Frauen werden durch den generischen Gebrauch des Maskulinums benachteiligt, da sie eben nicht mitgemeint sind und nicht mitgedacht werden – sie verschwinden. Diese These beruht auf der Grundannahme, dass es eine enge assoziative Bindung zwischen grammatischem Genus und natürlichem Geschlecht gibt. Eine empirische Überprüfung fand erst in den 1990er Jahren statt, und zwar nicht im Rahmen der Feministischen Sprachkritik, sondern im Rahmen psycholinguistischer Forschungen.⁹ Gefragt wird nach dem Einfluss des

8 Wir denken hierbei wohl zunächst an einen Fall von Geschlechtsumwandlung; oder wir halten den Satz aufgrund fehlender Genuskongruenz für ungrammatisch, was er aber laut DUDEN (1995, §1267, S. 721) nicht ist, denn er weist eine durchaus erlaubte Satzbildung auf.

9 Arbeiten hierzu sind z.B. im Fachbereich Psychologie der Universität Köln und der Universität Trier entstanden.

‚generischen‘ Maskulinums auf die mentalen Repräsentationen der Geschlechter. Impliziert ist die Frage nach dem Verhältnis von Genus und Sexus im Sprachsystem, in einem weiteren Sinne nach dem Verhältnis von Grammatik und Kognition.¹⁰

Eine der fundiertesten Studien für das Deutsche wurde von LISA IRMEN und ASTRID KÖHNCKE (1996) vorgelegt.¹¹ Sie untersuchten, welchen Einfluss das ‚generische‘ Maskulinum auf die kognitive Verfügbarkeit der Konzepte WEIBLICH und MÄNNLICH hat (vgl. IRMEN/KÖHNCKE 1996, S. 156). Das Experiment gestaltete sich folgendermaßen: Die (weiblichen und männlichen) Versuchspersonen mussten im Anschluss an die Darbietung von Stimulussätzen (per Computer) so schnell wie möglich antworten, ob der unterstrichene Begriff in dem dargebotenen Satz eine Instanz der kurz danach angegebenen Kategorie ‚Mann‘ oder ‚Frau‘ sei, wobei die Antworten und die Reaktionszeiten erfasst wurden. Bei den kritischen Items handelte es sich immer um Personenbezeichnungen in folgenden Varianten:

1. als maskuline Form in geschlechtsunspezifischem Kontext, also generischer Gebrauch (Sätze mit allgemeinem Charakter wie *Ein Kunde mit eigenem Girokonto wird bevorzugt*);
2. als spezifisch maskuline Form (Sätze mit bestimmtem Artikel und häufig in der Vergangenheitsform wie *Der Radfahrer fuhr gegen einen Zaun*);
3. als feminine Form (Sätze in Form allgemeiner Aussagen wie *Eine Bewerberin sollte sich gut vorbereiten*).

Die Target-Sätze enthielten Bezeichnungen für Berufe, die von beiden Geschlechtern ungefähr gleich ausgeübt werden (z. B. *Arzt*), sowie solche, die einen höheren Anteil an Frauen haben (z. B. *Telefonist*); außerdem allgemeine Personenbezeichnungen (z. B. *Kunde*) oder die Indefinitpronomen *jemand* und *einer*. Zudem waren Distraktoren eingebaut,

10 Das Genus-Sexus-Problem kann daher auch „als paradigmatische Frage der linguistischen Relativitätsthese angesehen werden“ (SCHEELE/GAULER 1993, S. 60).

11 Zum Überblick für das Deutsche vgl. BRAUN u. a. (1998, S. 266ff.); für das Englische vgl. IRMEN/KÖHNCKE (1996, 154ff.). Kritisch anzumerken ist allerdings, dass einige der Studien zum Deutschen Schwächen in der Empirie aufweisen. Positiv hervorzuheben sind die Untersuchungen von HEISE (2000), ROTHMUND (1998) sowie STAHLBERG/SCESNY (2001).

die Bezeichnungen von Gegenständen und entsprechenden Kategorien enthielten: z. B. *Ein Brett an der Rampe ist durchgebrochen* als Stimulusatz und als Kategorie ‚Brennstoff‘.

Die Auswertung der Antworten und der Reaktionszeiten ergab ein eindeutiges Ergebnis: Das ‚generische‘ Maskulinum wird nicht geschlechtsneutral interpretiert. Auch in geschlechtsunspezifischem Kontext gibt es eine schlechtere Verfügbarkeit der mentalen Repräsentation ‚Frau‘. Nur 20% der Versuchspersonen gaben an, dass die mit dem ‚generischen‘ Maskulinum bezeichneten Personen sich auf Frauen beziehen können. Die Ergebnisse wurden durch ein zweites Experiment, das mit Bildbenennungen bei gleicher Aufgabenstellung durchgeführt wurde, bestätigt: Die verhältnismäßig langen Reaktionszeiten für die Bestätigung der Frauen-Bilder nach dem generischen Gebrauch des Maskulinums weisen auf den maskulinen Bias dieser Art der Personenbezeichnungen hin.¹² Das Konzept MANN wird schneller aktiviert als das Konzept FRAU, also eine mentale Repräsentation aufgebaut, „die den Mann als das typische Exemplar beinhaltet“ (IRMEN/KOEHNCKE 1996, S. 163).

Auch die von anderen Untersuchungen geleistete Überprüfung von Alternativformulierungen zum ‚generischen‘ Maskulinum – insbesondere der Neutralformen wie *Studierende* sowie der Beidnennung wie *Studenten und Studentinnen* – ergab, dass selbst bei geschlechtsunspezifischen Kontexten nur durch Beidnennung Frauen mitgedacht werden (vgl. hierzu BRAUN u. a. 1998, HEISE 2000, SCHEELE/ROTHMUND 2001 sowie STAHLBERG/SCESNY 2001).¹³ Ein Sonderfall stellt die Binnen-I-Form wie *StudentInnen* dar: Ihr Gebrauch scheint zu einem höheren Anteil repräsentierter Frauen zu führen (vgl. HEISE 2000).

12 Die Bilder sollten danach beurteilt werden, ob sie einen konkreten Begriff aus dem Satz illustrierten. Zu ähnlichen Ergebnissen auf der Grundlage von Bildbenennungsaufgaben kommen RUMMLER u. a. (1995) in ihrer Untersuchung mit Grundschulkindern.

13 Die Forderung der feministischen Sprachkritik nach sprachlicher Sichtbarmachung von Frauen durch Alternativformulierungen hat sich in einer Vielzahl von Richtlinien bzw. Ratgebern in den deutschsprachigen Ländern niedergeschlagen (vgl. z. B. SCHRIFTENREIHE DER FRAUENMINISTERIN 1997); vgl. dazu auch den Überblick in SCHMIDT (2002, S. 241ff) und SCHOENTHAL (1998b und 2000).

5. Schlussbemerkung: Psycholinguistik und Sprachkritik

Wie lassen sich die hier insbesondere am Beispiel der Genus-Sexus-Thematik vorgeführten Ansätze, Methoden und Ergebnisse der Psycholinguistik für andere Themenbereiche der Sprachkritik nutzbar machen? Zum einen können psycholinguistische Kategorien und Ergebnisse aus dem Bereich der Sprachverarbeitung benutzt werden, um die spezifischen Kontextfaktoren, also den Beitrag des Kontextes zur Konzeptualisierung, zur ‚Wirkung der Wörter‘ genauer zu erfassen. Denn das Verstehen und Produzieren von Wörtern erfolgt auf der Basis einer komplexen Interaktion von außersprachlichen und sprachlichen Faktoren innerhalb von sozialen Situationen, in deren Rahmen Kontext zu definieren ist.¹⁴ Zudem lässt sich die Wirkung – psycholinguistisch als Konzept bzw. mentale Repräsentation erfasst –, die ein kritisiertes Wort beim Gebrauch hervorruft, empirisch nachweisen.¹⁵ Auch könnte empirisch überprüft werden, in welchen Sprechergruppen ein kritizierter Sprachgebrauch bereits zur Norm geworden ist und sich ein Sprachwandel abzeichnet.

Die Anwendung psycholinguistischer Methoden auf Fragestellungen der Sprachkritik empfiehlt sich nicht zuletzt unter wissenschaftstheoretischem und wissenschaftspolitischem Aspekt: Die Sprachkritik, die immer noch von Ansätzen, die von der strukturalistischen Position ausgehen und sie gleichzeitig in Frage stellen, bestimmt ist, könnte sich als moderne sprachwissenschaftliche Disziplin etablieren, die als angewandte Wissenschaft einen wesentlichen Beitrag zur öffentlichen Diskussion über Sprache zu leisten vermag.

Literatur

- ANTOS, GERD (1996): *Laienlinguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag*. Tübingen.
- BRAUN, FRIEDERIKE/GOTTBURGEN, ANJA/SCESNY, SABINE/STAHLBERG, DAGMAR (1998): Können Geophysiker Frauen sein? Generische Personenbezeichnungen im Deutschen. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 26, S. 265–283.

14 Vgl. dazu die Diskussion unter Genus-Sexus-Aspekt in SCHEELE/ROTHMUND (2001, S. 110ff.).

15 Fundierte empirische Untersuchungen erfordern allerdings einen großen Arbeits- und Zeitaufwand und können daher meist nur im Rahmen von Projekten durchgeführt werden.

- COSERIU, EUGENIO (1970): System, Norm und Rede. In: *Sprache, Strukturen und Funktionen. XII Aufsätze zur Allgemeinen und Romanischen Sprachwissenschaft*, hg. v. UWE PETERSEN, Tübingen, S. 193–212.
- COSERIU, EUGENIO (1975): System, Norm und Rede. In: DERS.: *Sprachtheorie und Allgemeine Sprachwissenschaft*, 5 Studien, München, S. 11–101.
- DITTMANN, JÜRGEN (2002a): Wörter im Geist. Das mentale Lexikon. In: *Über Wörter. Grundkurs Linguistik*, hg. v. JÜRGEN DITTMANN u. CLAUDIA SCHMIDT, Freiburg, S. 283–310.
- DITTMANN, JÜRGEN (2002b): Personenbezeichnungen und opake Geschlechtsreferenz. Am Beispiel von Wissenschaftstexten. In: GUTJAHR/CHEAURÉ/SCHMIDT (2002), S. 63–91.
- DUDEN-GRAMMATIK (1995): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 5., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim u. a. (Duden Band 4).
- FRIEDERICI, ANGELA D. (Hg.) (1999): Sprachrezeption. Göttingen, Bern, S. 270–306 (=Enzyklopädie der Psychologie, Bd. 2).
- GUTJAHR, ORTRUD/CHEAURÉ, ELISABETH/SCHMIDT, CLAUDIA (Hgg.) (2002): Geschlechterkonstruktionen in Sprache, Literatur und Gesellschaft. Freiburg.
- HEISE, ELKE (2000): Sind Frauen mitgemeint? Eine empirische Untersuchung zum Verständnis des generischen Maskulinums und seiner Alternativen. In: *Sprache und Kognition* 19, S. 3–13.
- IRMEN, LISA/KÖHNCKE, ASTRID (1996): Zur Psychologie des ‚generischen‘ Maskulinums. In: *Sprache und Kognition* 15, S. 152–166.
- KLEIN, WOLFGANG (1994): Keine Känguruhs zur Linken – über die Variabilität von Raumvorstellungen und ihren Ausdruck in der Sprache. In: *Sprache und Kognition. Perspektiven moderner Sprachpsychologie*, hg. v. HANS-JOACHIM KORNADE u. a., Heidelberg, S. 163–182.
- LEVELT, WILLEM, J. M. (1989): Speaking: From intention to articulation. Cambridge, Mass.
- PÖRKSEN, UWE (1994): Wissenschaftssprache und Sprachkritik. Untersuchungen zu Geschichte und Gegenwart. Tübingen.
- PUSCH, LUISE F. (1984): Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik. Frankfurt/M.
- VON POLENZ, PETER (1963): Sprachkritik und Sprachwissenschaft. In: *Neue Rundschau* 74, S. 381–403.
- ROTHMUND, KLAUS (1998): Automatische geschlechtsspezifische Assoziationen beim Lesen von Texten mit geschlechtseindeutigen und generisch maskulinen Textsubjekten. In: *Sprache und Kognition* 17, S. 183–198.
- RUMMLER, ULRIKE (1995): Ärztin oder Arzt? Eine psycholinguistische Untersuchung zum generischen Gebrauch des Maskulinums bei Grundschüle-

- rinnen und Grundschulern. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 51, S. 173–189.
- SCHEELE, BRIGITTE/GAULER, EVA (1993): Wählen Wissenschaftler ihre Probleme anders aus als WissenschaftlerInnen? Das Genus-Sexu-Problem als paradigmatischer Fall der linguistischen Relativitätsthese. In: *Sprache und Kognition* 12, S. 59–72.
- SCHEELE, BRIGITTE/ROTHMUND, JUTTA (2001): Sprache als Sozialität: Linguistische Relativität und das Genus-Sexu-Problem. In: *Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie*, hg. v. NORBERT GROEBEN, Bd. II, 1. Halbband, Münster, S. 77–129.
- SCHIEWE, JÜRGEN (1998): Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München.
- SCHIEWE, JÜRGEN (2002a): Wörter auf dem Prüfstand. Grundzüge der Sprachkritik. In: *Über Wörter. Grundkurs Linguistik*, hg. v. JÜRGEN DITTMANN u. CLAUDIA SCHMIDT, Freiburg, S. 189–210.
- SCHIEWE, JÜRGEN (2002b): „Brüderlichkeit“ und „Schwesterlichkeit“. Über Gemeinsamkeiten zwischen aufklärerischer und feministischer Sprachkritik. In: GUTJAHR/CHEAURÉ/SCHMIDT (2002), S. 211–232.
- SCHLOSSER, HORST DIETER (2000): *Lexikon der Unwörter*, Gütersloh.
- SCHMIDT, CLAUDIA (2002): KFZ-Mechaniker wird SchauspielerIn. Zum generischen Gebrauch des Maskulinums unter psycholinguistischem Aspekt. In: GUTJAHR/CHEAURÉ/SCHMIDT (2002), S. 233–246.
- SCHOENTHAL, GISELA (1989): Die Personenbezeichnungen im Deutschen als Gegenstand feministischer Sprachkritik. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 17, S. 296–314.
- SCHOENTHAL, GISELA (Hg.) (1998a): Feministische Linguistik – Linguistische Geschlechterforschung. Ergebnisse, Konsequenzen, Perspektiven. Hildesheim (Germanistische Linguistik, H. 139/140).
- SCHOENTHAL, GISELA (1998b): Von Burschinnen und Azubinnen. Feministische Sprachkritik in den westlichen Bundesländer. In: SCHOENTHAL (Hg.) (1998a), S. 9–31.
- SCHOENTHAL, GISELA (1999) [postum]: Wirkungen der feministischen Sprachkritik in der Öffentlichkeit. In: (Hg.): *Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit*, hg. v. GERHARD STICKEL, Berlin, New York, S. 225–242.
- SCHOENTHAL, GISELA (2000) [postum]: Impulse der feministischen Linguistik für Sprachsystem und Sprachgebrauch, bearbeitet von ANNE BETTEN. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, hg. v. WERNER BESCH, ANNE BETTEN, OSKAR

- REICHMANN u. STEFAN SONDEREGGER. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl., 2 Halbbde., 2. Halbband, Berlin, New York 2000, S. 2064–2100.
- SCHRAMBKE, RENATE (2002): Dupp und Dottel, Lusch und Lottel. Geschlechtsbezogene sprachliche Varianz bei Schimpfwörtern des süddeutschen Sprachraums. In: GUTJAHR/CHEAURÉ/SCHMIDT (2002), S. 247–279.
- SCHRIFTENREIHE DER FRAUENMINISTERIN (Hg.) (1997): Anleitungen zum geschlechtergerechten Sprachgebrauch, Bd. 13. Wien.
- STAHLBERG, DAGMAR/SCESNY, SABINE (2001): Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen. In: *Psychologische Rundschau* 52, S. 131–140.

Armin Burkhardt (Magdeburg)

Politische Sprache

Ansätze und Methoden ihrer Analyse und Kritik*

Nach einem kurzen Überblick über die jüngere Geschichte der linguistischen Beschäftigung mit der politischen Sprache werden zunächst einige wichtige Phänomene dieses Kommunikationsbereichs beschrieben, und zwar Schlagwörter, Metaphern, Euphemismen, Sprechhandlungen und Präsuppositionen. Dabei werden zugleich unterschiedliche Analysemethoden und die wichtigsten beschreibungssprachlichen Begriffe erläutert, die sich die ‚Politolinguistik‘ erarbeitet hat. Ein weiteres Kapitel ist der politischen Sprachkritik gewidmet. In ihm wird den Fragen nachgegangen, was solche Kritik leisten kann und wie sie im Einzelfall sinnvoll zu begründen ist.

1. Einleitung

Nachdem sich die Sprachwissenschaft jahrhundertlang fast ausschließlich als ‚harte‘ Systemlinguistik verstand, in deren Rahmen die als ‚weich‘ geltende Untersuchung der gesellschaftlichen Dimension von Sprache nur selten Platz fand, hat sich in den letzten Jahrzehnten nach und nach die Erkenntnis durchgesetzt, daß – neben vielen anderen Bereichen der Angewandten Linguistik – auch die Linguistik der politischen Sprache eine ebenso wichtige wie legitime Teildisziplin der Sprachwissenschaft darstellt. Zu den Aufgaben dieser „Politolinguistik“ (BURKHARDT 1996) gehört neben der Historiographie der politischen Sprache im Rahmen der Sprachgeschichtsschreibung auch die kritische Auseinandersetzung mit der politischen Kommunikation der jeweils eigenen Zeit. Zumindest im deutsch- und englischsprachigen Raum darf heute wohl als allgemein akzeptiert gelten, daß die Analyse und Kritik der politischen Sprache eine wichtige gesellschaftspolitische Serviceleistung der Linguistik ist: ein Bereich, in dem die Linguistik ins praktische Leben greift und eingreift.

* Einzelne Abschnitte dieses Aufsatzes sind mit BURKHARDT 1998a, 1998b und 2001 ganz oder teilweise identisch.

Im deutschen Sprachraum erfolgte die linguistisch-sprachkritische Beschäftigung mit der Sprache der Politik in fünf Schüben, die jeweils durch äußere Ereignisse motiviert waren:

1. Die erste Phase, nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, ist rückwärtsgewandt und durch die Auseinandersetzung mit der unmittelbaren Vergangenheit: der Sprache des Nationalsozialismus geprägt. Doch auch später ist der nationalsozialistische Sprachmißbrauch immer wieder zum Gegenstand linguistischer Studien sowie von Arbeiten aus benachbarten Disziplinen geworden.
2. Erst Anfang der 60er Jahre, nach Mauer-Bau und Kuba-Krise, nahm die Zahl der Veröffentlichungen zur politischen Sprache deutlich zu. In der Germanistischen Linguistik hat hier zunächst die Beschäftigung mit der Sprache im geteilten Deutschland, d. h. der Vergleich der deutschen Sprache in der DDR und in der Bundesrepublik, die Hauptrolle gespielt.
3. Im Zuge der durch die Studentenbewegung der späten 60er und frühen 70er Jahre initiierten Liberalisierung und Umstrukturierung der bundesdeutschen Gesellschaft einerseits und der Entstehung der Soziolinguistik andererseits trat – unter den Überschriften „Sprache und Herrschaft“ bzw. „Sprache und soziale Kontrolle“ – die Beschäftigung mit der als manipulatives Werkzeug begriffenen Sprache insbesondere der Gesellschafts- und Innenpolitik in den Vordergrund linguistischer Bemühungen im Bereich ‚politische Sprache‘. Die Aufgabe der Sprachwissenschaft auf diesem Gebiet wurde vor allem als Ideologiekritik begriffen. Die Zauberworte der linguistischen Diskussion dieser Zeit über die politische Sprache hießen *Manipulation* und *Verschleierung*.
4. Seit etwa 1982 waren es dann die erhitzten Diskussionen um die Atomrüstung, die dazu führten, daß sich das inzwischen wieder verkümmerte gesellschaftspolitische Engagement der Linguistik reaktivierte und eine Vielzahl von Arbeiten über den Gebrauch der Sprache in Rüstungs- und Militärpolitik hervorbrachte. Dieser Zeitabschnitt läßt sich aus heutiger Sicht auch als eine Art Selbstfindungs- und Konsolidierungsphase beschreiben, in der sich das Thema ‚politische Sprache‘ in der linguistischen Diskussion etablieren und das wissenschaftliche Instrumentarium erprobt

und – unter dem Einfluß neu entstandener pragmalinguistischer Konzepte – zum Teil verbessert werden konnte.

5. Seit 1989 wird für die linguistische (und politologische) Untersuchung der politischen Sprache naturgemäß die sprachliche Bewältigung der staatlichen Vereinigung zum herausragenden Thema. Zugleich wird dabei die auch in sprachlicher Hinsicht (in doppeltem Sinn) geteilte Vergangenheit nachgearbeitet. Neben der Sprache des „Migrationsdiskurses“ der letzten Jahrzehnte (vgl. JUNG/WENGELE/BÖKE 1997; NIEHR/BÖKE 2000) wurden im Gefolge der CDU-Schwarzgeldaffäre seit Ende 1999 auch die sprachlichen Aspekte politischer Skandalverarbeitung in den Medien zum Gegenstand politolinguistischer Untersuchungen.¹

Schon der kurze historische Abriss läßt erkennen, daß die Antriebskraft der ‚Politolinguistik‘ immer eine sprachkritische gewesen ist. Das gilt erst recht für die Arbeit der 1991 gegründeten Arbeitsgemeinschaft „Sprache in der Politik“ e. V., deren satzungsmäßiges Ziel „die Erforschung der Sprache in der Politik und die Förderung der sprachkritischen Diskussion in der Öffentlichkeit“ ist.²

Im folgenden werden zunächst einige der wichtigsten Grundbegriffe und Methoden der Politolinguistik erläutert. Dabei kann jedoch nur auf einige Aspekte der lexikalisch-semantischen (2.) und der pragmatischen (3.) Analyse eingegangen werden. Den Abschluß dieses Beitrags (4.) bilden Überlegungen zu den Möglichkeiten und Grenzen politischer oder besser: politolinguistischer Sprachkritik.

1 So gab die Arbeitsgemeinschaft „Sprache in der Politik“ e. V. ihrer 7. Arbeitstagung, die am 20./21. Oktober 2000 in den Räumen der Humboldt-Universität zu Berlin stattfand, den Titel „Sprache und Glaubwürdigkeit. Linguistik der politischen ‚Affäre(n)‘“. Die Ergebnisse dieser Tagung werden in einem Sammelband (BURKHARDT/PAPE 2002) veröffentlicht. – Auch der Migrationsdiskurs ist inzwischen zum Thema einer AG-Tagung geworden, die unter dem Titel „Multikulti light? – Einwanderung und Fremdheit im öffentlichen Diskurs“ am 21.–23. Februar 2002 in der RWTH Aachen stattfand. Auch die Referate dieser Tagung sollen publiziert werden.

2 Seit kurzen hat die AG eine eigene Homepage, die unter den Webadressen www.sprache-in-der-politik.de und www.politische-sprache.de erreichbar ist.

2. Lexikalisch-semantische Analyse

2.1 Schlag- und Wertwörter

Im demokratischen Staat ist Politik ein Streit um Einfluß und Interessen, ein Kampf um Macht und Meinungsführerschaft, der von den Parteien mit sprachlichen Mitteln ausgefochten wird. Wo Interessenkonflikte bestehen und mit publizistischen Mitteln ausgetragen werden müssen, liegt der Griff zur plakativen Bezeichnung, zum einprägsamen, zugleich politische Bewertungen enthaltenden Schlagwort nahe.

Schlagwörter sind dadurch bestimmt, daß sie „eine politisch aktuelle Tendenz, ein Problem, einen Lösungsvorschlag oder irgendeine politische Gegebenheit *schlaglichtartig charakterisieren* und subjektiv bewerten“ (BACHEM 1979, S. 63). Sie gehören zumeist „ideologiesprachlichen Zeichensystemen“ (KALIVODA 1986, S. 28) an und dienen dazu, eigene Positionen zu positivieren, gegnerische dagegen zu negativieren. Auf einer zweiten Stufe sind sie Sprachmittel, die dazu beitragen, „die vom Gegner behaupteten negativen Seiten des eigenen Standpunktes zurückzuweisen“ und „die vom Gegner beanspruchten positiven Seiten seiner Position zu widerlegen“ (BACHEM 1979, S. 259). In der Regel sind sie aus der Perspektive einer politischen Gruppierung gedacht und zielen auf Solidarisierung nach innen und auf Abgrenzung nach außen. Zugleich sind sie moralisch-appellativ: Wertwörter mit „deontischer Bedeutung“ (HERMANN 1989).

Unter partieller Berufung auf LADENDORF (1906, S. 2) hat HERMANN (1982, S. 91f) die Schlagwörter in „Fahnen-“ und „Stigmawörter“ unterschieden. Während FAHNENWÖRTER parteisprachliche Wörter sind, die – wie etwa *soziale Marktwirtschaft*, *Entspannung* und *Solidarpakt* – dazu dienen (bzw. dienten), die jeweils eigenen politischen und gesellschaftlichen Zielvorstellungen zu kennzeichnen, handelt es sich bei den STIGMAWÖRTERN um Negativ-Bezeichnungen von gegnerischen Parteien, deren Mitgliedern, Zielen, Werten usw. Sowohl „Fahnen-“ als auch „Stigmawörter“ sind demnach stets parteilich und stellen Konzepte und Ereignisse im Lichte ideologischer Interpretationen dar: Was den einen als *Beitritt* (nach Art. 23 des Grundgesetzes) erscheint, wird von den anderen (in Analogie zum „Anschluß“ Österreichs an das Deutsche Reich im Jahre 1938) als (letztlich grundgesetzwidriger) *Anschluß* denunziert. Was der eine Teil des politischen Spektrums positiv als *Sicherung des Standorts Deutschland* wertet, wird

von dem anderen als *Sozialabbau* kritisiert. Und wer von den Gegnern liberaler Asyl- oder Einwanderungspraxis abschätzig als *Scheinasylant*, *Wirtschaftsflüchtling* bzw. *-migrant*, *Ausländer* oder *Fremdarbeiter* bezeichnet wird, kann von deren Befürwortern freundlich als *Asylbewerber* bzw. *-suchender*, *ausländischer Mitbürger* oder *Zuwanderer* willkommen geheißen werden. Weil die „Fahnenwörter“ der einen in der Regel zugleich die „Stigmawörter“ der anderen sind, ist „ideologische Polysemie“ (vgl. DIECKMANN 1975, S. 70ff.) wesentliches Kennzeichen beider. Erst recht gilt dies für Ideologie- oder Systembezeichnungen wie *Republik*, *Monarchie*, *Diktatur*, *Kapitalismus*, *Kommunismus*, *Föderalismus*, *Nationalismus*, *Zentralismus* oder *Monetarismus*, die zwar in Philosophie, Politikwissenschaft und Staatsrecht einen neutralen, deskriptiven Gebrauch haben, doch im politischen Alltag stets mit ideologisch bedingten Deutungen und Wertungen verbunden sind. In bezug auf den jeweiligen „denotativen“ Bedeutungskern stimmen die unterschiedlichen ideologisch gebundenen Verwendungsweisen des betreffenden Begriffs weitgehend überein, aber hinsichtlich der „konnotativen“ Bewertung der bezeichneten Sache sind sie umstritten. Zudem haben unterschiedliche ideologische Auslegungen desselben Bedeutungskerns zumeist zur Folge, daß zusätzliche Nebenvorstellungen als weitere, aber jeweils gruppenspezifische semantische Merkmale hinzutreten. Anschauliche Beispiele sind die allseits umkämpften Begriffe *Sozialismus* und *Demokratie*: Für die CDU/CSU war *Sozialismus* stets aus guten Gründen ein Schimpfwort, für die SPD aus ebenso guten Gründen nicht, denn sie verstand darunter einen demokratischen Sozialstaat, während die CDU/CSU mit diesem Begriff die Vorstellung eines totalitären, ökonomisch maroden Zentralplanwirtschaftsstaats à la DDR verband und sich zugleich darum bemühte, den SPD-Begriff von *Sozialismus* in der Öffentlichkeit mit dem der SED zu identifizieren und dadurch zu stigmatisieren.³ Die CDU/CSU scheint den Kampf gewonnen zu haben, denn seit der Vereinigung der beiden deutschen Staaten wird *Sozialismus* aus Angst vor negativen Konnotationen auch von der SPD nicht mehr als Fahnenwort benutzt. Demgegenüber wird zwar unter *Demokratie* allseits ‚Volksherrschaft‘ verstanden, und darüber hinaus werden diesem Begriff von allen Seiten positive Konnotationen entgegengebracht, wer aber genau das Subjekt dieser Herrschaft ist und auf

3 Vgl. dazu schon ZIMMERMANN (1969, S. 40ff), sowie den noch heute umstrittenen Wahlkampfslogan von 1980: *Freiheit statt Sozialismus*.

welche Weise diese politisch organisiert werden soll, darüber gehen und gingen die Auffassungen weit auseinander. Im Laufe seiner Geschichte ist *Demokratie* – anders als *Sozialismus* – ein so hochgeschätztes Wort geworden, daß sich nicht selten sogar die Feinde der demokratischen Staatsform mit ihm schmücken. In beiden Fällen wird aber durch die Identität der Bezeichnung den Rezipienten die Reflexion der ideologischen Unterschiede zwischen konkurrierenden Gruppen, die dasselbe Schlagwort verwenden, versperrt oder doch zumindest erschwert.

HERMANNNS selbst (1994, S. 20) hat darauf hingewiesen, daß *Stigmawort* inzwischen häufig „als metasprachliche Bezeichnung für jedwedes Wort bzw. Schlagwort [verstanden wird], das Personen, Gegenstände, Sachverhalte irgendwie ‚stigmatisiert‘“. Umgekehrt wird der Begriff *Fahnenwort* im allgemeinen so bestimmt, daß er alle affirmativen politischen Schibboleths in sich schließt. Doch auch wenn es zutrifft, daß den meisten Fahnen- und Stigmawörtern aufgrund ihrer Parteilichkeit das Merkmal ideologischer Polysemie gemeinsam ist, zeigen die Beispiele, daß beide in völlig unterschiedlichen semantischen Relationen stehen können. Während nämlich etwa im Falle von *Beitritt* vs. *Anschluß* einander zwei verschiedene, semantisch unterschiedlich akzentuierte Bezeichnungen derselben Sache gegenüberstehen, handelt es sich bei Beispielwörtern wie *Sozialismus* um perspektivisch verschiedene Ausdeutungen desselben Begriffs. Um beide Phänomene terminologisch zu erfassen, hat JOSEF KLEIN (1991, S. 55ff.) zwischen „Bezeichnungs-“ und „Bedeutungskonkurrenz“ unterschieden und letzterer eine „deontische“ (wertend-appellative) und eine „deskriptive“ (denotativ orientierte) Erscheinungsform zugewiesen. Schon mit Blick auf die parteilichen Schlagwörter erweist sich damit eine weitere typologische Ausdifferenzierung als nötig. Ich habe daher vorgeschlagen, die Klasse der Fahnen- bzw. Stigmawörter auf „ideologisch polyseme“ Einheiten wie *Demokratie*, *Nation* oder *Elite* zu begrenzen (vgl. BURKHARDT 1998a, S. 102f.).

Mit dieser terminologischen Unterscheidung ist jedoch die ganze Bandbreite des Schlagworts noch keineswegs ausgemessen. Vielmehr sind weitere Unterscheidungen notwendig:

- Schlagwörter können auch überparteilich erscheinen, so ist es etwa bei *Reizüberflutung*, *Postmoderne*, *Selbstverwirklichung* oder *Politikverdrossenheit*. Weil Schlagwörter dieser Art zudem an die charakteristischen Diskursthemen der jeweiligen Zeitabschnitte

gebunden sind, erscheint es angemessen, sie als ZEITGEISTWÖRTER zu bezeichnen.

- Als überparteilich sind auch die HOCHWERTWÖRTER zu betrachten, die mehr oder weniger zeitlos über der aktuellen politischen Diskussion stehen: *Zukunft, Freiheit, Frieden, Menschenwürde, Volk, Bildung, Wohlstand, Kultur, soziale Sicherheit, Gesundheit, Gemeinschaft, Deutschland* und heute auch *Umweltschutz*. Diese Wörter bilden ein Repertoire, auf das von allen Seiten zurückgegriffen wird. Ihre abstrakte Unverbindlichkeit macht sie für Wahlkampfplakate und -slogans besonders geeignet. „Frieden für alle“ stand vor Jahren auf einem Europawahl-Plakat der CDU. „Es geht um Deutschland“ hieß es auf einem Plakat derselben Partei zu einer der vergangenen Bundestagswahlen.
- Parteiübergreifend negativierende Wörter (*Chaot, Terrorist, Rassismus, totalitär*) ließen sich demgegenüber als UNWERTWÖRTER fassen.
- Parteilich sind dagegen Begriffe wie *Beschäftigungsoffensive, Gesundheitsreform, Aufbau Ost, Ausstieg aus der Kernenergie*, die die tagespolitischen bis mittelfristigen Konzepte der einzelnen politischen Lager bezeichnen und in erster Linie der Verständigungswirtschaft dienen. Sie könnten PROGRAMMWÖRTER heißen.
- Metonymisch fokussierende und insofern ebenfalls sprachökonomisch bedingte Verkürzungen sind auch die STICH- oder THEMÄWÖRTER *Standort Deutschland, Globalisierung* (das inzwischen wohl zum Fahnen- bzw. Stigmawort geworden ist), *Fristen* vs. *Indikationenregelung, Flug- oder Schwarzgeld-Affäre*, durch die, im Vertrauen auf die (zumindest basale) Informiertheit des Rezipienten, jeweils nur einige wenige, besonders wichtige Aspekte des Bezeichneten lexikalisch (bzw. semantisch) hervorgehoben werden.
- Auf die Perspektive einer Partei beschränkte Abwertungen, die zumeist den Vorwurf moralischer Verfehlung enthalten, wären dagegen als SCHELTWÖRTER (*Blockadepolitik, Steuerlüge, Unrechtsstaat*) zu bestimmen.

- Schlagwörter schließlich, die Programm- oder Scheltwörtern von der gegnerischen Gruppierung in der tagespolitischen Auseinandersetzung als Konter unmittelbar entgegengesetzt werden, also vor allem auf den Streit des Augenblicks berechnet sind, könnten als GEGENSCHLAG-WÖRTER bezeichnet werden. Im Parlamentsplenum beziehen sie sich in der Regel auf die zentralen Schlüsselwörter der Reden politischer Gegner. Häufig handelt es sich um Neubildungen. Nachdem Noch-Kanzler Helmut Schmidt in der „Wende“-Debatte vom 1. Oktober 1982 der künftigen Regierungskoalition vorgeworfen hat, soziale Gerechtigkeit durch das „Ellenbogenprinzip“ ersetzen zu wollen, wird diese Provokation von mehreren Rednern der CDU aufgegriffen, bevor schließlich ihr damaliger Generalsekretär Geißler mit der begrifflichen Neuprägung vom „Ellenbogensozialismus“ kontert. Und nachdem Barzel für die CDU/CSU-Fraktion den Bürgern das neue Regierungsbündnis als „Koalition der Mitte“ empfohlen hatte, hielt der damalige SPD-Vorsitzende Brandt mit dessen Diffamierung als „Rechtskoalition“ dagegen.

Schon auf der Grundlage der zentralen Lexik läßt sich z. B. das Bild einer Parlamentssitzung nachzeichnen, ohne daß wesentliche Informationen verlorengehen.

Das Besondere an den Schlagwörtern ist nicht, daß sie abstrakte Verkürzungen sind und wertende Akzente setzen, sondern daß sie Ausdruck weltanschaulicher bzw. diskursstrategischer Positionen sind. Mit Hochwert-, Fahnen- und Programmwörtern wird lexikalische Integration, mit Stigma-, Unwert-, Gegenschlag- und Scheltwörtern dagegen lexikalische Ausgrenzung betrieben. Beim publizistischen Gebrauch politischer Sprache geht es darum, die Akzeptanz der mit ihnen verbundenen politischen Konzepte und Personen in der Öffentlichkeit zu fördern, dabei aber zugleich den politischen Gegner zu diskreditieren, um so die jeweils eigenen Meinungen und Interessen politisch mehrheitsfähig zu machen und durchzusetzen. Gerade um die Schlagwörter wird deshalb in der politischen Auseinandersetzung mit so erstaunlicher Zähigkeit gerungen: Es findet ein „Kampf um Begriffe“ statt.

Dieses neue Denkmodell stellte Kurt Biedenkopf – bis April 2002 Ministerpräsident des Landes Sachsen, damals Generalsekretär der CDU – im November 1973 auf dem 22. Bundesparteitag seiner Partei in Ham-

burg vor, um mit seiner Hilfe die zuvor erlittene Wahlniederlage der bis dato erfolgsgewohnten CDU zu erklären. Vor allem die SPD als politischer Gegner habe durch „Besetzung der Begriffe“ eine „Revolution neuer Art“ bewirkt, eine „Revolution der Gesellschaft durch die Sprache“; Revolutionen fänden heute nämlich nicht mehr durch „gewaltsame Besetzung der Zitadellen staatlicher Macht“ (BIEDENKOPF 1982, S. 191), sondern vielmehr durch die schleichende Besetzung der Begriffe statt, mit deren Hilfe die Regierungen regierten. Von seiner Partei verlangte Biedenkopf, sich diese neue lexikalisch-semantische Strategie zu eigen zu machen, und führte zugleich vor, wie eine solche Begriffsbesetzung zu bewerkstelligen sei. Am Beispiel des Begriffs *Solidarität*, der seit mehr als einem Jahrhundert ein Fahnenwort der Gewerkschaften, der Kommunisten und der SPD gewesen und also von der Arbeiterbewegung „besetzt“ worden war, versuchte er zu verdeutlichen, daß man in der öffentlichen Diskussion und im öffentlichen Bewußtsein Wörter für die eigene Seite zurückgewinnen kann, indem man sie mit neuen Inhalten versieht und mit diesen in passenden Kontexten unablässig wiederholt.

Indem sich die Linguistik den Biedenkopfschen Gedanken zu eigen machte, war ihr ein Modell an die Hand gegeben, mit dessen Hilfe sich das statische Konzept der traditionellen Schlagwortforschung überwinden und durch ein dynamisches ersetzen ließ, das Politik als öffentlichen Streit um die Bedeutungen der Wörter begriff und zugleich die Möglichkeit bot, bisherige lexikalisch-semantische Überlegungen in den pragmatischen Ansatz zu integrieren. Das semantische Lexikon-Modell wurde durch ein pragmatisches „Diskurs“-Modell ersetzt.

Diskurse sind über einen bestimmbaren, zumeist längeren Zeitraum in der Öffentlichkeit verbal ausgetragene Auseinandersetzungen über ein bestimmtes Thema, die sowohl durch Gemeinsamkeit epochalen Wissens und Denkens als auch durch ideologische Deutungsdifferenzen geprägt sind. Unterschiedliche Vokabeln und Begriffsdeutungen prallen im diskursiven Meinungsstreit aufeinander und werden von den Kontrahenten zu konkurrierenden, aber auch interferierenden Begriffs- und Aussagenetzen ausgebaut, „die sich in einem Text, aber auch in mehreren Texten zugleich entfalten können“ (GRÜNERT 1984, S. 23) und „die involvierten Kommunikationsteilnehmer in hohem Maße thematisch wie instrumental hinsichtlich des Gebrauchs sprachlicher Ausdrucksmöglichkeiten“ (HOPFER 1994, S. 125) binden. Die Diskursana-

lyse versteht sich als ein empirisch-pragmatisch orientiertes, die Intertextualität von Äußerungen berücksichtigendes Verfahren zur Beschreibung der lexikalisch-semanticen Vielstimmigkeit von Kontroversen im historischen Kontext und ist insofern als eine Erweiterung des begriffsgeschichtlichen Ansatzes zu betrachten. Dabei werden einzelne Begriffe oder „Leitvokabeln“ – wie *Gleichberechtigung*, *Zuwanderung* oder *friedliche Nutzung der Kernenergie* – „als diskursstrukturierende und Diskursströmungen benennende Elemente aufgefaßt [. . .], die einen Teil der diskursiven Beziehungen widerspiegeln.“ (BUSSE/TEUBERT 1994, S. 22) Neben der semantisch-pragmatischen Analyse je diskurstypischer, in der Regel antagonistischer (Schlag-)Wörter, Annahmen und Aussagen, stellt die korpusgestützte linguistische Interpretation authentischer „Sprachthematizierungen“, d. h. definierender bzw. kritisierender metasprachlicher Äußerungen der Diskursteilnehmer, wie sie z. B. in politischen Reden bzw. Kommentaren erscheinen oder in den Medien wiedergegeben werden (vgl. dazu auch STÖTZEL/WENGELER 1995, S. 2ff.), die wesentliche Untersuchungsmethode dar. Indem das Ausgehen von authentischen metasprachlichen Äußerungen der Diskursteilnehmer den Einfluß der Beobachterperspektive bei der Dateninterpretation verringern hilft, verspricht das neue Verfahren ein objektiveres Ergebnis. Ein Beispiel für eine solche Sprachthematizierung in der Presse stellt der folgende Kommentar zu *Doppelverdiener* dar, das – in dieser Bedeutung – als typisches Schlagwort der frühen 50er Jahre gelten kann:

„Doppelverdiener heißt in aller Welt der Mann, der mehrere Tätigkeiten hat und aus mehr als einer Stellung Gehalt, Lohn oder sonstige Bezüge erhält. Nur in Deutschland nennt man Doppelverdiener ein Ehepaar, dessen beide Partner arbeiten und Gehalt oder Lohn beziehen.“ (ALLGEMEINE ZEITUNG vom 22.4.1950; zit. nach STÖTZEL/WENGELER 1995, S. 452)

In der Politikersprache (vgl. dazu BURKHARDT 1996, S. 80f.) selbst sind derartige Thematisierungen perspektivisch: Sie markieren Diskurspositionen und grenzen sie gegen gegnerische Begriffe und an diese geknüpfte Denkweisen ab. Umgekehrt kann daher die Analyse solcher Thematisierungen zur Rekonstruktion ideologischer Positionen und Begriffssysteme sowie zur Beschreibung von Diskursverläufen und politisch-semanticen Wandlungsprozessen beitragen.

2.2 Metaphorik

Ein weiteres lexikalisches Charakteristikum öffentlich-politischen Redens ist der Hang zu suggestiver Metaphorik.

Metaphern sind implizite oder explizite Identitätsaussagen, in denen ein Referenzobjekt in vom allgemeinen Sprachgebrauch abweichender, ja zuweilen sogar in überraschender Weise unter ein Prädikat subsumiert wird, zu dem es den konventionellen Sprachregeln gemäß eigentlich nicht gehört, um durch die abweichende Prädikation einige Eigenschaften des angesprochenen Gegenstandes besonders hervorzuheben (vgl. dazu BURKHARDT 1987). Der Hörer muß den durch die Regelverletzung vordergründig zerstörten Sinn neu stiften, und zwar über den Vergleich der beiden im metaphorischen Ausdruck genannten Gegenstände oder genauer: zwischen dem, was bei Nennung der betreffenden Wörter üblicherweise assoziiert wird. Insofern sind metaphorische Sätze zugleich als indirekte Sprechakte zu betrachten.⁴ Weil sie implizite Identitätsaussagen sind, lassen sie sich – wie LAKOFF/JOHNSON (1980) das getan haben – am besten mit Sätzen der Form X IST/FÄLLT UNTER Y beschreiben. Die Leistung der Metapher ganz allgemein beruht auf Ähnlichkeit und/oder Analogie zwischen den Denotaten der beiden Metaphernteile und besteht im Erhellen fokussierter und im Ausblenden nicht-intendierter Eigenschaften bzw. Merkmale auf beiden Seiten.

Wenn Metaphern die Wahrnehmung steuern, indem sie einige Aspekte ihres Bezugsgegenstands hervorheben, andere dagegen ausblenden, dann muß die Frage nach dem, was ausgeblendet wird, d. h. in ihrem „toten Winkel“ (BRÜNNER 1987, S. 107) bleibt, die jeweils entscheidende sein: So betont die für das Jahr 1990 charakteristische Metapher vom „Zug der deutschen Einheit“ zwar die Unausweichlichkeit und Fahrplankmäßigkeit der staatlichen Vereinigung von DDR und (alter) Bundesrepublik und ist insofern integrativ ausgerichtet, doch schweigt sie sich über alternative Bahnverbindungen, etwaige Anschlußzüge, über den Zugtyp, die Beförderungsklasse, die Mitreisenden oder die am Zielort anzutreffenden Bedingungen ebenso aus wie über die zu erwartende Höhe des (in diesem Falle nachträglich zu entrichtenden) Fahrpreises, die damals manche Kritiker davon abgehalten hat, voreilig auf den Zug aufzuspringen. Dagegen bringt die Metapher von der *Asylanten-*

4 In der Regel handelt es sich dabei um Fälle „propositionaler Indirektheit“ (zum Begriff vgl. BURKHARDT 1986, S. 390ff.).

flut Schutzsuchende mit Naturkatastrophen in einen Zusammenhang und ist insofern auf Distanzierung bzw. Ausgrenzung angelegt. Sie betont unkontrollierbare Quantität und schürt dadurch Bedrohungsängste; mögliche Motive werden ausgeblendet, Fluchtursachen und humanitäre Beistandsverpflichtungen bleiben im „toten Winkel“. Daß es sich um Menschen handelt, die – auf der Suche nach Schutz und besseren Lebensbedingungen für sich und ihre Kinder – ins Land gekommen sind, läßt die Metapher von der *Flut* vollends aus dem Blickfeld treten: Sie kennt die Menschen nur als amorphe, bedrohliche Masse.⁵

Nur die wenigsten der Metaphern sind aber so originell wie die beiden eben genannten; zumeist wird lediglich an die traditionellen Muster angeknüpft, die die Alltagssprache bereitstellt. Man darf daher annehmen, daß die auffällige Stereotypie und Vagheit politischer Sprache vor allem auf den überhöhten Gebrauch vorgefertigter, bereits eingespielter, konventionalisierter, sogenannter „toter“ oder „verblaßter“ Metaphern zurückzuführen ist. Das ist aber nur die halbe Wahrheit, denn gleichwohl dienen auch die verblaßten Metaphern dazu, Ereignisse zu konzeptualisieren und Wahrnehmung zu strukturieren. Sie sind allenfalls als Individuen „tot“, d. h. werden nicht mehr als Metaphern verstanden, als Metapherotyp und -bildungsmuster sind sie jedoch im allgemeinen sehr lebendig und werden ständig fortgesponnen und reproduziert (vgl. dazu LAKOFF/JOHNSON 1980). Hier können nur zwei solcher Grundmuster angesprochen werden, die für die politische Sprache besonders charakteristisch sind:

A. PROBLEME SIND KRANKHEITEN/ POLITIKER SIND ÄRZTE

Im Lichte der Metaphern dieses Typs erscheinen wirtschaftliche oder politische Ereignisse als Fehlentwicklungen am Gesamtorganismus, deren „Erreger“ von den verantwortlichen Personen unter Rückgriff auf geeignete Behandlungsmethoden zu bekämpfen sind. Ein Verzicht auf therapeutische Maßnahmen ist ebenso ausgeschlossen wie eigenes Verschulden. Hierher gehören Metaphern wie die vom *Kollaps des Sozialismus* ebenso wie die von der *Gesundung der Staatsfinanzen*. Medizinische und Krankheitsmeta-

5 Es gab in der Bundesrepublik Deutschland schon einmal eine sogenannte *Lehrerschwemme*, wohl auch eine *Studentenschwemme*, und eine *Bildungskatastrophe* haben wir, wie allenthalben zu hören ist, auch schon wieder.

phorik ist zwar heute überwiegend in bezug auf die Wirtschaft gebräuchlich; sie findet sich jedoch auch im Umfeld kriegerischer Auseinandersetzungen: Es sei hier nur an die von amerikanischen Militärs während des Golf-Kriegs eingeführte, aber auch heute wieder gelegentlich zu hörende Metapher vom „chirurgischen Krieg“ bzw. „Schlag“ (am. *surgery strike*) erinnert, die z. B. in der folgenden Formulierung des französischen Fernsehens wieder aufgenommen wurde: „Chirurgisch präzise operieren sie den Krebs aus dem Saddam-Geschwulst“ (BILD vom 21. Januar 1991, S. 2).

Eine widerwärtige Radikalisierung der Krankheitsmetapher liegt vor, wenn politische Gegner oder ethnische Gruppen als Krankheiten (*Pest, Cholera, Krebs, Syphilis, Geschwür*) oder als deren Erreger bzw. Überträger (*Ungeziefer, Parasiten, Bazillen, Ratten, Schmeißfliegen*) metaphorisiert werden (vgl. BACHEM 1979, S. 128ff.). Weil diese Krankheiten und folglich auch deren Erreger bzw. Überträger gefährlich sind, gehört zur „deontischen“ Bedeutung ihrer Bezeichnungen, daß sie beseitigt bzw. „ausgemerzt“ werden müssen. Wer derartige Metaphern auf andere Personen anwendet, entmenschlicht diese daher nicht nur, sondern stiftet implizit zur Gewalt gegen sie an (vgl. KURZ 1982, S. 26). In der antisemitischen Propaganda der Nationalsozialisten erreichte diese inhumane Metaphorik ihren traurigen Höhepunkt und hat sicherlich in nicht unerheblichem Maße zur psychologischen Vorbereitung des Holocaust beigetragen.

B. INNENPOLITIK IST KRIEG/KAMPF

Metaphern dieses im innenpolitischen Diskurs (auch in der Presse) besonders häufig gebrauchten Typs fokussieren auf Konkurrenz und Polarisierung im Streit um Machterhalt und -erwerb. In der Sprache des *Torpedierens*, des *Unterminierens*, der *Gemetzel*, *Trommel-*, *Stör-* und *Sperrfeuer*, des *Vorstößes* bzw. *-marsches*, aber auch des *Rückzugs* und des *Wundenleckens*, der *Graben-* und *Richtungskämpfe*, *Scharmützel* und *Scheingefechte*, der *Fronten*, *Schützengräben*, *Flügelkämpfe* und *Friedensoffensiven*, der *Wahlkampfeschlachten*, *Preiskriege* und *Marschkolonnen*, der *Rededuelle*, *Rundumschläge* und des nur allmählich verrauchenden *Pulverdampfs* bleiben kooperative Aspekte der Politik notwendig eben-

so ausgeblendet wie das Gemeinwohl als oberstes Ziel politischen Handelns (vgl. BURKHARDT 1982, S. 836ff.).

Politische Metaphern haben ihre Zeit und ihre Geschichte. Manche Bilder bieten sich immer wieder an, andere werden gerade aufgrund ihrer historischen Reminiszenz von den Späterlebenden wieder aufgegriffen. Nach ihrem Gewicht im jeweiligen Diskurs lassen sich „exponierte“ (zumeist originelle) Basismetaphern, „routinierte“ Metaphern (Ableitungen aus diskurstypischen Bildfeldern) und „konventionelle“ („verblaßte“, „tote“) Metaphern unterscheiden, die für die politische Sprache allgemein charakteristisch sind.

2.3 Politische Euphemismen

Schon seit der Antike ist der Euphemismus stets eines der wichtigsten persuasiven Instrumente der Politikersprache gewesen. Euphemismen sind als lexikalische oder syntaktische Formen des Beschönigens zu bestimmen, als einkalkulierte Ungenauigkeiten, deren manipulativer Sinn darin liegt, beim Adressaten unliebsame Assoziationen zu unterdrücken oder durch positive zu ersetzen. Indem sie gebildet und verwendet werden, um negative Aspekte des Bezeichneten oder des beschriebenen Sachverhalts zu verhüllen, stellen euphemistische Äußerungen letztlich „partielle Lügen“ (LEINFELLNER 1971, S. 42) dar. Doch während solche Lügen im Alltag in der Regel eingesetzt werden, um in tabuisierten Lebensbereichen (Tod, Fäkalien, Sexualität) als übergroß empfundene Deutlichkeit zu vermeiden, fremde Gefühle nicht zu verletzen und dadurch die Psyche des/der Adressaten zu schonen, dienen sie diesem moralischen Zweck in den Sprachspielen der Politik eher selten, sondern sind auf die recht eigennützige Abwendung möglicher Image-Beschädigungen beim Sender und die Vermeidung nachteiliger Folgehandlungen von seiten des Hörers berechnet. Fokussieren Metaphern auf Eigenschaften ihres Referenzobjekts, um sie zu „erhellen“, so liegt die Aufgabe der Euphemismen gerade darin, Fokussierungen zu vermeiden, um dadurch den Blick auf unliebsame Denotateigenschaften zu „verstellen“. Der Euphemismus kann sich entweder der normalen, bereits verfügbaren Wörter der Sprache bedienen oder durch eigens erzeugte Neologismen zum Ausdruck gebracht werden (die gleichwohl von der Sprachgemeinschaft übernommen und dadurch Allgemeingut werden können).

Euphemismen lassen sich zunächst formal in (1.) „syntaktische“ und (2.) „lexikalische“ unterscheiden:

1. Syntaktische Euphemismen sind Sätze, die mit Hilfe von nicht oder weniger negativ konnotierten Wörtern oder Wendungen als ganze so formuliert sind, daß unangenehme Wahrheiten heruntergespielt werden: „Wir durchleben im Osten augenblicklich eine schwere militärische Belastung“, formulierte Goebbels in seiner berüchtigten Rede im Berliner Sportpalast vom 18. Februar 1943 – nur wenige Tage nach der vernichtenden Niederlage der Wehrmacht in der Schlacht von Stalingrad. Im demokratischen Staat mögen die Beispiele harmloser sein, doch werden auch hier Fehler nur selten ausdrücklich eingestanden, Krisen verbal übertüncht: „Auf jeden Fall gibt die derzeitige Konjunkturlage Anlaß zur Diskussion“, ließ im Januar 1970 der damalige Bundesbankpräsident diplomatisch verlauten; und im Januar 2000 disqualifizierte sich im Zuge der Parteispenden-Affäre der CDU in moralischer Hinsicht auch der hessische Ministerpräsident Roland Koch, indem dieser zwar einerseits zugab, die Öffentlichkeit belogen und zumindest in einem Falle wissentlich einen falschen Rechenschaftsbericht unterschrieben zu haben, dies aber andererseits lediglich beschönigend als eine bloße „Dummheit“ bezeichnete, die er begangen habe. Auch taktisch bedingtes Auslassen relevanter Informationen kann als Euphemismus betrachtet werden (vgl. LEINFELLNER 1971, S. 89ff.): In der denkwürdigen Tagung der DDR-Volkskammer am 13. November 1989 sagte der Vorsitzende des Ministerrates, Willi Stoph, u. a. den Satz: „Unsere Kompetenz war bekanntlich wesentlich eingeschränkt.“ Erst auf mehrmaliges Nachfragen war er bereit, diejenigen zu nennen, die solche Einschränkungen zu verantworten hatten: „Der Vorsitzende des Staatsrates und Generalsekretär des ZK der SED und der Stellvertreter des Staatsratsvorsitzenden, das Mitglied des Politbüros Mittag.“
2. Lexikalische Euphemismen sind entweder abstrahierend oder positivierend (vgl. dazu auch REICH 1973, S. 225f.). Beim abstrahierenden Euphemismus handelt es sich um die spontane oder planmäßige Bezeichnung einer Sache durch einen abstrakteren Oberbegriff, in dem deren negativ bewertete Merkmale getilgt

sind: *Sonderbehandlung* für ‚planmäßigen Völkermord‘, *Anschluß Österreichs* für ‚Besetzung Österreichs‘, *pazifizieren* bzw. *befrieden* (nach lat. *pacare*) für ‚mit militärischen Mitteln unterwerfen‘, *Gerät* oder *System* für ‚Waffe‘, *Gebührenanpassung* für ‚Gebührenerhöhung‘, *Aktion* für ‚Angriff‘ bzw. ‚militärischen Kampfeinsatz‘ und *neutralisieren* für ‚töten‘. Positivierend sind dagegen solche Euphemismen, in denen negative Merkmale der bezeichneten Sache getilgt und durch positive Assoziationen ersetzt sind: Was eigentlich eine Nuklearkatastrophe ist, wird zum *Störfall* heruntergespielt, indem das in *Katastrophe* enthaltene Merkmal ‚von unübersehbaren Ausmaßen‘ durch das zu *Störfall* gehörige Merkmal ‚von zeitlich und lokal begrenztem Umfang‘ substituiert wird.⁶ Bei den positivierenden Euphemismen handelt es sich zumeist um vorsätzlich zum Zwecke der Beschönigung gebildete Neuwörter: *Protektorat* für ‚besetztes Gebiet‘, *freisetzen* für ‚entlassen‘, *Sondermüll* für ‚umweltschädliche Abfälle‘, *Null- oder Minuswachstum* für ‚Stagnation‘ bzw. ‚Rezession‘, *ethnische Säuberung* für ‚Vertreibung bzw. Ermordung von Angehörigen ethnischer Minderheiten‘. Während abstrahierende Euphemismen synekdochisch sind, indem sie auf dem Ausweichen auf einen merkmalsärmeren Oberbegriff beruhen, können positivierende auf metonymische oder metaphorische Weise gebildet sein. Metonymisch sind sie, wenn innerhalb des betreffenden Frames

6 Zu den abstrahierenden Euphemismen sind auch die Mitglieder der Wortfamilie *Abwicklung*, *abwickeln* zu rechnen, die in ersten Jahren nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten ökonomisch-politisch sehr häufig zu Einsatz kam und auch ihren deutlichen Reflex in der deutschen Gegenwartsliteratur hinterlassen hat, z. B. den folgenden:

„Der [Chef der Treuhand] aber blieb und ließ sagen: Jetzt erst recht. Zügig und ohne falsche Rücksichtnahme muß die Altlast abgewickelt werden. Das ist nun mal unsere undankbare Aufgabe: abwickeln.

Und dieses Tätigkeitswort sollte zum Wort des Jahres werden. Ein häßliches Wort, wie geschaffen, den hier geduldig, dort fordernd auftretenden Kolonialherren glatt vom Munde zu gehen. Ein den Menschen aussparendes Wort; doch weil beim Abwickeln die Zahl der Arbeitslosen von Monat zu Monat stieg, ließ sich der Mensch nicht wegschummeln, so beflissen von notwendigem Personalabbau oder vom Gesundenschrupfen die Rede war. Und weitere Wortungeheuer wurden nach dem Regelwerk der Marktwirtschaft freigesetzt: Investitionshemmnisse sollten beseitigt, das Restrisiko akzeptiert, jegliche Überkapazitäten gekappt, Betriebe entkernt, Standortvorteile wahrgenommen werden.“ (GRASS 1995, S. 611)

ein Nebenaspekt über Gebühr hervorgehoben und etwa das Ablassen giftiger Chemikalien auf hoher See *Verklappung* genannt wird. Und sie sind metaphorisch, wenn eine verharmlosende Analogie gesetzt wird, wie sie etwa in Begriffen wie *atomares Pulverfaß* oder *Industrie-* bzw. *Entsorgungspark* zum Ausdruck kommt.

In allen seinen Erscheinungsformen dient der politische Euphemismus der Rechtfertigung vor der Öffentlichkeit, aber auch der des Sprechers vor sich selbst. Er ist also einerseits ein strategisches Mittel der Überzeugungsarbeit, andererseits ein psychologischer Schutzwall, mit dem sich einer umgibt, der Schlimmes tut bzw. zu tun beabsichtigt oder schlechte Nachrichten mitzuteilen hat. „Manche üble Tat wäre unterblieben“, schreibt der Sprachpsychologe FRIEDRICH KAINZ (1972, S. 386f.), „wenn die Sprache den Täter gezwungen hätte, ihr ins Gesicht zu sehen, indem sie ihm lediglich die unverblümete Direktbezeichnung zur Verfügung gestellt hätte, [...]“. Insofern sind Euphemismen nicht nur als Mittel der „gewollten Täuschung“ (HERINGER 1990, S. 56), sondern auch als Elemente ungewollter Selbsttäuschung zu verstehen (vgl. dazu auch DIECKMANN 1964, S. 108).

3. Pragmatische Analyse

3.1 Sprechhandlungsanalyse

Die „klassische“ Sprechakttheorie (AUSTIN 1962; SEARLE 1974) geht davon aus, daß Sprechen zugleich den Vollzug sozialer Handlungen bedeutet. Wer eine sinnvolle sprachliche Äußerung tut, der BESCHREIBT nicht bloß wirkliche oder mögliche Sachverhalte, sondern TEILT sie MIT, VERSPRICHT sie, KÜNDIGT sie AN, ENTSCULDIGT SICH für sie, BEFIEHLT ihre Realisierung, DROHT mit ihrer Herbeiführung oder FRAGT nach ihrem Bestand.

Ein Hauptproblem des sprechakttheoretischen Ansatzes bildeten aber von Anfang an die sogenannten „indirekten Sprechakte“, d. h. die Benutzung einer Handlungsform („Illokution“) zum Vollzug einer anderen, eigentlich intendierten, z. B. der Aussagen *Ich habe Durst* oder *Es ist heute aber ganz schön warm* zum Vollzug einer AUFFORDERUNG oder BITTE, dem Sprecher ein Bier zu bringen. Hier kommt es für den Sprecher darauf an, seine Äußerung so zu formulieren, daß sie für einen Hörer im Sinne eines bestimmten Handlungsbegriffs (in der Regel eines

Verbs) verstehbar wird, und Aufgabe des Hörers ist es, eine perzipierte Äußerung aufgrund ihrer Satzbedeutung und ihrer Kontextmerkmale einerseits und deren Übereinstimmung mit den semantischen Merkmalen eines bestimmten, in seinem Lexikon vorhandenen Sprechaktverbs als Vorkommen einer bestimmten Handlung zu interpretieren, so daß die vermeintlichen Aktvollzüge in Wirklichkeit Handlungszuschreibungen sind (vgl. zu alledem BURKHARDT 1986, S. 157ff.). Um das Zustandekommen indirekter Sprechakte oder besser: indirekter „illokutivnäher“ Interpretationen von Äußerungen erklären zu können, benötigt man aber zumindest noch ein weiteres theoretisches Modell, und zwar die Theorie der „conversational implicatures“ von Grice (die hier jedoch nicht im einzelnen erläutert werden kann⁷).

Offensichtliche Verstöße gegen eine oder mehrere der von GRICE 1975 unterschiedenen „Konversationsmaximen“ bei gleichzeitiger Unterstellung der weiteren Befolgung des allgemeinen Kooperationsprinzips geben dem Adressaten Anlaß zu Reinterpretationen, d. h. er wird versuchen, die Äußerung des Sprechers/Schreibers in einem Sinne zu interpretieren, nach dem die Befolgung der Maximen doch gewährleistet wäre (vgl. dazu auch KEMPSON 1975, S. 141ff.). Diese durch die Sprecheräußerung beim Hörer bewußt angeregten Schlußfolgerungen nennt Grice „conversational implicatures“.

In der Sprache der Politik, insbesondere der Diplomatie, spielen solche „Implikaturen“ eine große Rolle. Dies sei an dem folgenden Beispiel erläutert. Es handelt sich um das alles entscheidende Gespräch zwischen dem sowjetischen Botschafter Dobrynin und dem amerikanischen Justizminister und Bruder des damaligen Präsidenten, Robert Kennedy, am 27. Oktober 1962, dem vorletzten Tag der Kuba-Krise. Kurz zuvor war der amerikanischen Regierung gemeldet worden, daß eines ihrer Aufklärungsflugzeuge über Kuba abgeschossen worden und der Pilot dabei ums Leben gekommen war. Die Welt stand am Rand einer atomaren Katastrophe, denn Kennedy beschreibt die Zeit des Wartens nach dem Gespräch mit dem russischen Botschafter u. a. mit den Worten: „Zwar hatte er [der Präsident] die Hoffnung nicht aufgegeben, aber sie hing nun davon ab, daß Chruschtschow seinen Kurs innerhalb der nächsten Stunden änderte. Wir erwarteten eine militärische Konfrontation, die am Dienstag beginnen würde, vielleicht auch schon mor-

7 Für eine ausführliche Darstellung vgl. z. B. LEVINSON (1994, S. 100ff.).

gen ...“ (KENNEDY 1982, S. 108). Das Gespräch selbst ist in Robert Kennedys später als Buch veröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen in indirekter Rede wiedergegeben; seine, im Auftrag des Präsidenten ausgesprochenen Worte referiert er u. a. wie folgt:

„Die Sowjetunion habe heimlich Raketenbasen auf Kuba errichtet und gleichzeitig vertraulich und öffentlich erklärt, daß sie dies niemals tun werde. Wir müßten morgen die Zusicherung haben, daß diese Raketenbasen abgebaut würden. Meine Erklärung bedeute kein Ultimatum, sondern eine Feststellung der Tatsachen. Wenn die Sowjetunion diese Basen nicht entferne, würden wir sie entfernen. Präsident Kennedy hege aufrichtige Hochachtung für das Land des Botschafters und den Mut seines Volkes. Vielleicht werde die Sowjetunion einen Vergeltungsschlag für notwendig erachten, doch ehe er beendet wäre, würden nicht nur Amerikaner umgekommen sein, sondern auch Russen.“ (KENNEDY 1982, S. 106f.)

In dem zitierten Gesprächsbeitrag trifft Kennedy formal bloß eine „Feststellung der Tatsachen“ und verstößt damit auf jeden Fall gegen die erste Maxime der Quantität, die verlangt, daß ein Kommunikationsbeitrag so informativ wie nötig ist, und gegen diejenigen Maximen der Modalität, die Deutlichkeit fordern. Also muß die als bloße „Feststellung“ gekennzeichnete Äußerung reinterpretiert werden. Der Absatz beginnt mit der MITTEILUNG, daß die UdSSR in Kuba Raketen stationiert habe, obwohl sie gleichzeitig öffentlich und vertraulich ERKLÄRT habe, daß sie dies niemals tun werde. Über jemanden BEHAUPTEN, er habe vorsätzlich eine falsche Mitteilung oder eine falsche selbstverbindliche Ankündigung gemacht, heißt aber nicht weniger, als ihn der Lüge BEZICHTIGEN. Und man kann nicht jemandem gegenüber BEHAUPTEN, er besitze eine negativ bewertete Charaktereigenschaft oder habe etwas Schädliches oder moralisch Verwerfliches getan, ohne daß damit eine Interpretation der betreffenden Äußerung als VORWURF nicht zumindest nahegelegt würde. In den folgenden Sätzen macht Kennedy eine KONDITIONALE ANKÜNDIGUNG, d. h. er TEILT Dobrynin MIT, daß die Amerikaner die sowjetischen Basen auf Kuba entfernen würden, falls die Sowjets das nicht selbst täten. Die ANKÜNDIGUNG für den Hörer nachteiliger Sprecherhandlungen mit dem Ziel, ihn auf die Erfüllung bestimmter Bedingungen festzulegen, entspricht jedoch genau den semantischen Erfordernissen des Sprechaktverbs *drohen*. Insofern Kennedy seine DROHUNG, die einer kondi-

tionalen Kriegserklärung gleichkommt, auch noch terminiert, d. h. als zusätzliche Bedingung für das Nicht-Ausführen der nachteiligen Sprechhandlungen dem Adressaten für das Herstellen der auf seiner Seite geforderten Bedingungen auch noch eine bestimmte Frist setzt, stellen seine Äußerungen faktisch ein – diplomatisch verpacktes – ULTIMATUM dar. Weil Kennedys Äußerungen genau den semantischen Merkmalen des sprechaktbezeichnenden Ausdrucks *Ultimatum* entsprechen bzw. seinen Anwendungs- oder Referenzkriterien genügen, darum sind sie auch eins.

Aufs Ganze gesehen werden in der Sphäre der Politik natürlich alle möglichen Sprechhandlungen vollzogen, oder anders gesagt: Politische Äußerungen werden sprachlich und kontextuell so arrangiert, daß sie jeweils im Sinne bestimmter Sprechaktbezeichnungen verstanden werden können (vgl. dazu BURKHARDT 1986). Wie im normalen Leben wird auch in der Politik auf mündlichem wie auf schriftlichen Wege MITGETEILT, BEHAUPTET, GEFRAGT, GEBETEN, BEFOHLEN, GEDANKT, VORGESCHLAGEN, EIN VORWURF ERHOBEN, SICH ENTSCHULDIGT, GEWARNT, GEDROHT, ANGEGÜNDIGT, VERSPROCHEN oder sogar SEIN EHRENWORT GEGEBEN. Wie immer kann dies mit Hilfe sprechaktbezeichnender Ausdrücke wie z. B. „Ich frage Sie, [...]“, „Ich danke Ihnen“, „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort“ (vgl. dazu HERINGER 1990, S. 188ff.) oder durch Präsuppositionen und Implikaturen indirekt nahegelegt werden. Als „Sprache in der Politik“ spielt sich politische Kommunikation jedoch zu einem Großteil innerhalb von Institutionen ab und bringt dort eigene Sprechhandlungsformen hervor.

Zur institutionellen Kommunikation der Politik ist auch die parlamentarische Sprache zu rechnen. Hier erscheinen einerseits Sprechhandlungen der allgemein verfügbaren Typen, allerdings in von der Alltagssprache abweichender Gewichtung und Verteilung. Andererseits hat der deutsche Parlamentarismus, nach englischem, französischem und belgischem Vorbild, seit der Revolution von 1848 eine Reihe institutioneller, v. a. gesprächsorganisatorischer Sprechakttypen und Verfahrensmuster hervorgebracht, die z. T. in den Geschäftsordnungen kodifiziert sind und ihrerseits vorbildhaft auf die Arbeitsweise anderer Gremien eingewirkt haben (vgl. dazu HOLLY 1982, S. 13f.). Es handelt sich dabei größtenteils um Sprechakte des Präsidiums:

1. *debattenkonstitutive Sprechhandlungen*
z. B. ERÖFFNEN und SCHLIESSEN DER SITZUNG, AUFRUFEN und VERLESEN DER TAGESORDNUNG, UNTERBRECHUNG oder AUFHEBUNG DER SITZUNG
2. *debattenstrukturierende Sprechhandlungen*
z. B. FRAGESTELLUNG, FRAGE, OB DAS WORT GEWÜNSCHT WIRD, FESTSTELLEN EINES ABSTIMMUNGSERGEBNISSES
3. *debattenorganisierende Moderationen*
z. B. BITTE UM RUHE, ERTEILEN EINES WORTES, FRAGE NACH GESTATTEN EINER ZWISCHEN- oder ZUSATZFRAGE
4. *autoritative Maßnahmen*
z. B. ORDNUNGSRUF, RÜGE, SACHRUF, ENTZIEHEN DES WORTES

Die meisten dieser Sprechakte sind „deklarativ“, d. h. schaffen zugleich den Tatbestand, den sie sprachlich zum Ausdruck bringen.

Ein Redner kann im Prinzip alle denkbaren Arten von Sprechhandlungen vollziehen, obwohl man erwarten kann, daß in seinem Text ASSERTIVA und DIREKTIVA dominieren. Ihm stehen jedoch auch einige in der Regel mündlich vorzutragende DEKLARATIVA zu Gebote, von denen die ABGABE EINER ERKLÄRUNG und das STELLEN EINES ANTRAGS für die Institution Parlament besonders charakteristisch sind.⁸

Während der Redner Raum für Ausführungen hat, sind die kommunikativen Handlungen derjenigen, die das offizielle Rederecht nicht besitzen, notgedrungen kurz und entweder verbal:

1. Zwischenruf
 2. Zwischenfrage
- oder außersprachlich:

8 Allerdings hat der verfahrenstechnische Stellenwert gerade der institutionellen Sprechhandlungen der Redner im Zuge des Wandels vom „Diskussions-“ zum „Arbeits-“ bzw. „Schaufensterparlament“ (vgl. BURKHARDT 1992, S. 156ff.; 2002, S. 5ff.) deutlich abgenommen.

3. Zwischensymptome (Zustimmung, Heiterkeit, Lachen, Widerspruch, Beifall, früher auch Zischen bzw. Murren, Pultdeckelklappen, Verlassen des Sitzungssaales usw.)
4. Abstimmungszeichen (Handzeichen, Aufstehen, Sitzenbleiben).

Diese Zeichen unterliegen der historischen Veränderung. Das Pultdeckelklappen, um die Jahrhundertwende von den Abgeordneten des österreichischen Reichsrats zu stundenlanger Störung der Sitzung eingesetzt, war noch im Bundestag der 50er Jahre eine häufig praktizierte Form der Mißfallenskundgebung, die erst mit dem Einbau einer neuen Bestuhlung verschwand. Früher übliches Zischen ist inzwischen aus der Mode gekommen. Nach anfänglich ernsthaft interrogativer Verwendung hat die im Bundestag 1953 mit dem Ziel der Belebung der Debatten eingeführte ZWISCHENFRAGE zwar im Laufe der Zeit zahlreiche Mustervarianten ausgeprägt, ist aber zugleich mehr und mehr zum Mittel der Provokation, Ridikülisierung und Selbstdarstellung herabgekommen (vgl. BURKHARDT 1995, S. 81ff.; 1998b, S. 225ff.).

Auch der Zwischenruf hat vielfältige syntaktische Formen entwickelt und kann zum Vollzug einer Vielzahl unterschiedlicher Sprechhandlungen eingesetzt werden. Die Untersuchung seiner Geschichte hat seit den Tagen der Paulskirchenversammlung einen deutlichen Rollenwandel ergeben: Diente er anfänglich fast ausschließlich der Bekundung von ZUSTIMMUNG oder ABLEHNUNG, liegt seine Aufgabe im heutigen Parlament vor allem darin, auf (vermeintlich) vergessene oder unberücksichtigt gebliebene Argumente hinzuweisen. Solche MEMORANDA werden überaus häufig von IRONIE und SPOTT überlagert. Während ZUSTIMMUNG und ABLEHNUNG – bei gleichzeitigem radikalen Anstieg der Zwischenrufquantität und -durchschnittslänge – immer geringeren Raum einnehmen, dominieren heute – neben dem echten HINWEIS auf (Gegen-)Argumente – vor allem solche Formen, die der RIDIKÜLISIERUNG des Redners dienen. Im „Diskussionsparlament“ des 19. Jahrhunderts kaum vorhandene EVALUATIVA wie VORWURF oder ABQUALIFIKATION (der Person bzw. des Inhalts) beanspruchen im „Arbeits-“ bzw. „Schaufensterparlament“ immer breiteren Raum, auch wenn sie sich dabei – infolge des abnehmenden Gewichtes der Plenardebatte – zumeist moderaterer Formen bedienen. Weil im „Schaufensterparlamentarismus“ die Plenarreden immer weniger dazu dienen, Abgeordnete anderer Fraktionen zu überzeugen,

sondern immer deutlicher darauf angelegt sind, die eigene Position zu verteidigen und den politischen Gegner vor den Augen der Nation zu diskreditieren, ist der Zwischenruf nach und nach sowohl hinsichtlich seiner Länge als auch hinsichtlich seiner Variabilität, Leistung und Frequenz immer mehr zu einem – wenngleich ein wenig hilflosen – Stör- und Abwehrinstrument des andersdenkenden Zuhörers ausgebaut worden (vgl. zu alledem BURKHARDT 1993, S. 168 ff.; 1998b, S. 216 ff. sowie insb. 2003).

Vergleichbare Entwertungen können unter den politischen Bedingungen des jeweiligen Systems bzw. Systemzustands auch andere, nicht-institutionelle Sprechakttypen durchlaufen, so z. B. das Versprechen, wenn es als Wahlversprechen erscheint. Dann handelt es sich nämlich um VERSPRECHEN, von denen jeder weiß (bzw. wissen sollte), daß sie strenggenommen keine sind (vgl. dazu DIECKMANN 1981, S. 278; HERINGER 1990, S. 95f.).

3.2 Präsuppositionsanalyse

Jeder Text sagt mehr, als wörtlich in ihm ausformuliert ist. Viele wichtige Aussagen sind „zwischen den Zeilen“ verborgen, werden nur mitgedacht, aber nicht mitgesagt. Dieses stillschweigend Mitgedachte, im Gesagten aber Implizierte, das der Hörer/Leser erschließen muß, sind die Präsuppositionen: unausdrücklich mitbehauptete Voraussetzungen und Grundannahmen, die einer Äußerung zugrunde liegen. Von STALNAKER (1972, S. 387f.) werden sie definiert als „propositions implicitly *supposed* before the relevant linguistic business is transacted.“ Nur wenn die präsupponierten Sätze wahr sind bzw. der Glaube des Sprechers an ihre Wahrheit zumindest unterstellt wird, ergibt der Wortlaut einer Äußerung wirklich Sinn.

In der kompetitiven Sprache der Politik (innerhalb wie außerhalb des Parlaments) ist dieses Mitgedachte, aber nicht Mitgesagte nicht selten insofern provokativ, als es dazu dient, den politischen Gegner unterschwellig zu diffamieren, oder politische Wertungen nahelegt, die keineswegs die suggerierte allgemeine Zustimmung finden. Es lassen sich 6 Präsuppositionstypen unterscheiden, von denen hier nur die drei für

die politische Sprache wichtigsten an Textbeispielen aus dem Deutschen Bundestag erläutert werden sollen⁹:

1. Textuelle Präsupposition

Unter einer „textuellen Präsupposition“ wird die implizite Mitbehauptung ideologisch-weltanschaulicher oder strategischer Prämissen verstanden, die sich aus dem Kontext ergeben und ohne deren Voraussetzung die betreffende Äußerung keinen Sinn ergäbe, weil sie sonst gegen die Griceschen Konversationsmaximen (vgl. GRICE 1975) verstoßen würde. Textuelle Präsuppositionen sind also die Sätze, die wahr sein bzw. für wahr gehalten werden müssen, damit das tatsächlich Gesagte als sinnvolle, in sich kohärente Äußerung erscheint. In der Regel handelt es sich um nicht mitgesagte, aber mitgedachte und mitzudenkende ideologische Prämissen der Redner. Der Hörer/Leser muß die Äußerung (bzw. den ganzen Text) entsprechend „aufdatieren“ (DE BEAUGRANDE/DRESSLER 1972, S. 76, S. 109f.). Präsuppositionen dieser Art sind es, die in der Sprache der Politik die unscheinbarste, aber zugleich auch die wichtigste Rolle spielen:

„Mischnick (FDP): [...]

Als die ersten [„Mahnwachen“] in Erscheinung traten, hat mir mein Sohn aus der „Chronik der Deutschen“ die Seite aufgeschlagen, wo die „Mahnwachen“ 1933 standen. Was daraus geworden ist, wissen wir.

(Lebhafter Beifall bei der FDP und der CDU/CSU – Frau Beck-Oberdorf [GRÜNE]: Unverschämt!)“ (DB 10/2388f.)

Mischnicks Äußerung verstößt nur dann nicht gegen die Griceschen Maximen (insbesondere die der „Qualität“ und der „Relation“) und macht nur dann Sinn, wenn sie als Analogisierung der Demonstrationsformen der Nationalsozialisten und der Friedensbewegung verstanden wird. Gewollt oder ungewollt ergibt sich so die perfide Präsupposition: die Friedensbewegung bedient sich der Demonstrationsformen der Nationalsozialisten und steht diesen daher nahe. Durch sie wird der politische Gegner implizit diffamiert und öffentlich ausgegrenzt. Entsprechend schroff weist die

9 Präsuppositionen werden im Folgenden durch serifenlosen Schriftschnitt hervorgehoben. – Für eine ausführlichere Darstellung vgl. BURKHARDT (1998a, S. 209ff.).

Zwischenruferin Beck-Oberdorf diese implizite Provokation der Friedensbewegung per INHALTLICHER ABQUALIFIKATION zurück. Ihr Zuruf ist also keine Reaktion auf die Proposition, sondern auf die Präsupposition.

2. vollständige syllogistische Präsupposition

Die vollständige syllogistische Präsupposition erscheint vergleichsweise selten. In ihr wird ein kompletter logischer Schluß mitgedacht, aber nicht mitgesagt:

„Dr. Waigel (CDU/CSU): [...]

Meine Damen und Herren, wir sind zu der Überzeugung gekommen, daß diese *Stationierung auch moralisch, ethisch gerechtfertigt ist.*

(Schwenninger [GRÜNE]: Oh je, oh je! – Burgmann [GRÜNE]: Das ist eine wirklich komische Moral! – Frau Potthast [GRÜNE]: Das ist der Verfall der politischen Moral!)“ (DB 10/2373)

Waigel gibt durch seinen Satz einen Syllogismus (der 1. Figur) des Typs „Camestres“ mit zu verstehen:

Wer der Stationierung zustimmt, ist moralisch, ethisch gerechtfertigt.
Die GRÜNEN und die Mehrheit der SPD stimmen der Stationierung nicht zu.
∴ Die GRÜNEN und die Mehrheit der SPD sind moralisch, ethisch nicht gerechtfertigt.

Vollständige syllogistische Präsuppositionen sind die wohl subtilsten, weil am wenigsten angreifbaren Formen von Ausgrenzung und Provokation, sowohl in Redebeiträgen als auch in Zwischenrufen. Entsprechend heftig fällt zumeist die Reaktion des politischen Gegners aus.

3. partielle syllogistische Präsupposition

Bei der partiellen syllogistischen Präsupposition, die man im Sinne der Rhetorik auch als Enthymem bezeichnen könnte (vgl. dazu z. B. UEDING/STEINBRINK 1986, S. 25f., S. 247f.), werden entweder die beiden Prämissen oder die Konklusion ausgesprochen,

wobei zugleich die Konklusion bzw. die jeweils andere der beiden Prämissen textuell präsupponiert wird. Ein besonders perfides Beispiel für eine solche Präsupposition lieferte Seiders (CDU/CSU) mit seinem an den GRÜNEN Reents gerichteten Zwischenruf: „So kann nur ein Kommunist reden!“ (DB 10/2538). Das zugrundeliegende Schlußverfahren (ein „Darii“ der 1. Figur) läßt sich wie folgt beschreiben:

Wer in einer bestimmten Weise redet, ist Kommunist.
 Reents redet in eben dieser Weise.
 ∴ Reents ist Kommunist.

Nimmt man hinzu, daß *Kommunist* eines der Haupt-Stigmawörter der bundesrepublikanischen Gesellschaft war und ist, so entfaltet sich (als lexikalische Präsupposition) die „deontische Bedeutung“ ist *ethisch verwerflich/das darf man nicht sein*, und es entsteht auf der anderen Seite ein indirekter VORWURF.

Weil Präsuppositionen ihre Wirkung „zwischen den Zeilen“ entfalten und ihren Sprechern im Streitfall jederzeit die Möglichkeit des Rückzugs auf den geäußerten Wortlaut eröffnen, sind sie nur schwer anzugreifen, kaum justitiabel und insofern besonders subtil.

4. Überlegungen zur (politischen) Sprachkritik

Politolinguistik ist Sprachkritik. Da sie aber die Analyse der politischen Kommunikation überhaupt und die neutrale Beschreibung der Geschichte der politischen Sprache ebenfalls zum Gegenstand hat, ist sie nicht *allein* Sprachkritik, sondern nur *auch*. Doch was ist Sprachkritik?

Zunächst einmal ist der Begriff von dem der „Sprachpflege“ abzuheben, wie sie etwa satzungsgemäße Aufgabe der Gesellschaft für deutsche Sprache ist. Sprachpflege ist für mich die Förderung der Sprachreflexion bei möglichst vielen Sprechern einer Sprache auf möglichst hohem lexikalischen, grammatischen und stilistischen Niveau. In bezug auf unsere Sprache ist es demnach die Hauptaufgabe der Sprachpflege, sich um die Sicherung dessen zu bemühen, was gemeinhin als „gutes Deutsch“, bezeichnet wird, d. h. den system- und stilnormgerechten Gebrauch der deutschen Sprache. Der Begriff der Sprachkritik steht

dem der Sprachpflege sehr nahe, überschneidet sich sogar mit ihm, akzentuiert aber viel stärker die (be-)wertende Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten und Grenzen der Ausdrucksformen einer Sprache sowie den Vor- und Nachteilen, den – praktischen, semantisch-kognitiven und/oder moralisch begründeten – Schwächen des zu einem bestimmten Zeitpunkt vorfindlichen Sprachgebrauchs. Insofern ist Sprachkritik vor allem Sprachgebrauchskritik und Reflexion der aus der Sprachverwendung resultierenden Konsequenzen für Sprachverständnis und Sprachsystem. Eben weil er ein konstruktives „Meckern“ einschließt, ziehe ich den Begriff der Sprachkritik dem der Sprachpflege vor. Hinzu kommt, daß sich der Begriff Sprachpflege auf die politische Sprache allenfalls partiell anwenden läßt.

Hinsichtlich der Sprachkritik ist zunächst einmal zwischen philosophischer und linguistischer Sprachkritik zu unterscheiden. Philosophische Sprachkritik – wie etwa diejenige MAUTHNERS, WITTGENSTEINS oder der Analytischen Philosophie – ist Erkenntniskritik. Hier wird in erster Linie das angeprangert und zu berichtigen versucht, was FRIEDRICH KAINZ die „Sprachverführung des Denkens“ genannt hat, also etwa das Verstehen des Meinens als innerer Akt oder die vergegenständlichende Interpretation des Schmerz- oder des Bedeutungsbegriffs. Linguistische Sprachkritik, ebenso wie etwa die laienhafte oder auch die feuilletonistische Sprachkritik, ist häufig sprachkonservativ und verteidigt idealisierte ältere Sprachstände gegen phonetisch/phonologische, morphologische, semantische, lexikalische, syntaktische, stilistische und textsortenbezogene Neuerungen (vgl. dazu auch ZIMMERMANN 1969, S. 10f.). Solche eher systemlinguistische Sprachkritik hat aber auch eine argumentative, wissenschaftlich begründete Spielart, die Regelveränderungen beschreibt, die sich im Sprachgebrauch manifestieren, und vor ihren negativen Folgen für die Entwicklung der Sprache oder für die künftige Kommunikation warnt. Z. B. haben wir im Deutschen die Möglichkeit, zwei- und mehrgliedrige Komposita und komplexe Satzglieder zu bilden. Wir können beispielsweise sagen: *Rindfleischetikettierungsübertragungsaufgabenüberwachungsgesetz* oder *der von vielen gehegte Wunsch nach Nennung der Spendernamen durch Helmut Kohl*. Substantive können im Deutschen links und rechts Attribute haben, die ihrerseits Attribute haben können. Die Regeln für Bildung und Abfolge der Attribute sind ziemlich komplex und können daher hier nicht im einzelnen erläutert werden. Es gibt aber eine Regel, die verhindert, daß

Attributbeziehungen über das Kernsubstantiv eines Satzglieds hinweg auf die andere Seite des Substantivs hergestellt werden. Das gilt auch für die Grundwörter von Komposita, deren Bestimmungswörter sich als inkorporierte Linksattribute deuten lassen. Gegen diese Regel wird heutzutage immer häufiger verstoßen. Von Hunderten von Beispielen, die ich in wissenschaftlichen Arbeiten, Tageszeitungen, Romanen, v. a. aber im Videotext gefunden habe, nenne ich nur die folgenden:

1. *Russischer Botschafterwechsel in Bonn.*

Hier wird ein adjektivisches Attribut fälschlich auf das Bestimmungswort eines Kompositums bezogen. Das bekannteste Beispiel dieser Art ist der *vierstöckige Hausbesitzer*, der schon von WUSTMANN (1891, S. 211) kritisiert worden ist.

2. *Beendigungswunsch des Verkaufsgesprächs durch die Verkäuferin.*

Hier wird ein Genitivattribut fälschlich auf das Bestimmungswort eines Kompositums bezogen. Gemeint war: ‚der Wunsch nach Beendigung des Verkaufsgesprächs durch die Verkäuferin‘. (Von einer Autoreparaturwerkstatt habe ich einmal ein Schreiben erhalten, dem – wie es dort hieß – die *Rechn.-Kopie des Motorschadens* beigelegt war.)

3. *Alarmierender Vertrauensschwund in die Politik.*

Hier wird ein Präpositional(objekt)attribut fälschlich auf das Bestimmungswort eines Kompositums bezogen. (Ein Schwund in die Politik geht dem Vertrauensschwund offenbar voraus.) Gemeint war aber: ‚alarmierender Schwund des Vertrauens in die Politik‘. Ein klassisches Beispiel, das sich bereits bei WUSTMANN (1891, S. 212) findet, ist: *100 Stück Kinderhemden von 2 bis 14 Jahren.*

Was sich hier zeigt, ist, daß immer wieder die Regeln der grammatischen Beziehungen verletzt werden. Das wäre an sich noch nicht so schlimm. Zu befürchten ist jedoch, daß Mißverständnisse entstehen und die zunehmende Zahl solcher Abweichungen, besonders in den Medien, zu Regelunsicherheit und schließlich zur Regelaufhebung führt. Wenn aber Attributbeziehungen zu Grund- und Bestimmungswort gleichermaßen zulässig werden, wird das Verständnis zumindest erschwert. „*Im Mordprozeß aus Fremdenhaß gegen Skinheads* ist der 25 Jahre alte Hauptangeklagte zu lebenslanger Haft verurteilt worden.“ Alles klar? Es ging

um *einen Mord aus Fremdenhaß*, der einen *Prozeß gegen Skinheads* zur Folge hatte. Weil das Gemeinte hier durch die doppelte Attributbeziehung auf Grund- wie Bestimmungswort verunklart wird, kann die sprachkritische Betrachtung nur dazu führen, vom Gebrauch solcher Satzgliedkonstruktionen abzuraten.¹⁰

Von solcher, sagen wir, systembezogenen Sprachgebrauchskritik ist die politische Sprachkritik oder – nach dem eben Gesagten – vielleicht besser: Kritik an der politischen Sprache zu unterscheiden. Diese ist zwar – wenn sie von Sprachwissenschaftlern betrieben wird – linguistisch abgestützt, aber im wesentlichen moralisch/ethisch begründet, denn sie schließt Vorwürfe an die jeweiligen Sprachbenutzer ein. Um Mißverständnissen noch mehr vorzubeugen, möchte ich in diesem Zusammenhang von „politolinguistischer Sprachkritik“ sprechen. Als wissenschaftliche hat sie sich um das zu bemühen, was der sonstigen öffentlichen oder privaten Sprachkritik nur selten gelingt: um ideologische und parteipolitische – nicht aber um moralische – Neutralität. Dabei bleibt jedoch ZIMMERMANNs schon vor mehr als 30 Jahren mit Blick auf die Diskussion um das *Wörterbuch des Unmenschen* geäußerte Einschätzung richtig: „Der Gefahr, nicht genügend zwischen wissenschaftlicher Folgerung und politischer Bewertung zu trennen, entgeht auch die Sprachwissenschaft nicht immer, [...]“ (1969, S. 11)

Am bekanntesten ist die Wortkritik, wie sie sich z. B. jedes Jahr in der Wahl des „Unworts des Jahres“, manifestiert: *Kollateralschaden*, *national befreite Zone* oder etwa *deutsche Leitkultur*. Zur Erinnerung an den schon fast wieder vergessenen „Leitkultur“-Diskurs des Jahres 2000 sei an dieser Stelle exemplarisch aus zwei Zeitungsartikeln zitiert.

Die MAINZER ALLGEMEINE ZEITUNG schreibt am 31. Oktober 2000:

„Nichts genaues weiß man nicht. Dies auch nach Tagen des Bedenkens. [...] Ein Schlagwort aber, wenn es denn schon unbedingt sein muss, sollte wenigstens treffen und unmissverständlich sein.“

Unions-Fraktionschef Merz hat den vieldeutigen Begriff Leitkultur beileibe nicht erfunden; er hat ihn wieder hervor gekramt, weil ihm offenbar nach Provokation des Publikums zumute war. Und die ist ihm geglückt, wenn auch um den Preis des Beifalls von der falschen Seite. Wenn Merz meint, Ausländer, die hier leben, sollten Deutsch können, warum sagt er es dann nicht? Oder meint er vielleicht doch etwas ganz anderes?“

10 Vgl. zu alledem ausführlich BURKHARDT 1999.

Und der Kölner EXPRESS schreibt am selben Tag:

„Ganz Deutschland ist seit Tagen im Quizfieber. Ausgelöst hat es Unionsfraktionschef Merz mit seiner deutschen Leitkultur. Meint er damit Goethe oder Schiller, Uwe Seeler oder vielleicht das Hofbräuhaus in München, Dieter Thomas Heck oder die Erbsensuppe mit Speck? Vielleicht wissen es Merz & Co. ja selbst nicht so genau. Das Schlimme daran ist nur, dass mit solch diffusen Schlagworten nationalistische Geister gerufen werden, die man lieber in der Flasche lassen sollte. Am deutschen Wesen muss die Welt nun wirklich nicht mehr genesen.“

Von Bundeskanzler Schröder berichtet ZDF.text am 3. November 2000, er habe

„die Debatte über den Begriff der deutschen Leitkultur als grotesk bezeichnet. Auf dem SPD-Landesparteitag in Sachsen-Anhalt verwies Schröder auf das Grundgesetz, das von der Würde des Menschen rede, „nicht des deutschen Menschen““.

Die fast einhellige Kritik der Medien an diesem Begriff, den die CDU dann doch in ihr Grundsatzpapier zur Zuwanderung aufgenommen hat, zeigt, daß er einerseits als abstrakt-inhaltsloses Schlagwort und andererseits im Sinne nationaler Überheblichkeit verstanden worden war. Und dies zu Recht, denn zum einen läßt er im Unklaren, was – über die an sich selbstverständliche Respektierung der Verfassung hinaus – im Zusammenhang mit der Zuwanderungsproblematik mit „deutscher Kultur“ gemeint sein könnte. Zum andern legt das Bestimmungswort *Leit-* in *Leitkultur* (ähnlich wie in *Leittier*, *Leitzins*, *Leitsatz*, *Leitstrag* oder *Leitwährung*) eine Vorrangigkeit, wenn nicht Höherwertigkeit der durch *deutsch* charakterisierten Kultur nahe. Natürlich kann es in einem Land oder in einer Epoche eine Leitkultur geben, doch für diese Funktion kann nur eine fremde, z. B. die griechische für die Römer, die französische für das höfische Mittelalter oder die lateinische für Humanismus und Renaissance, in Frage kommen. Keinesfalls aber kann eine Kultur ihre eigene Leitkultur sein. Zu beachten ist hier, daß den Vorwürfen der Inhaltslosigkeit, Überheblichkeit, Unangemessenheit und Unlogik oder Irrationalität neben epistemologischen v.a. moralische Kriterien zugrunde liegen.

Auch das, was oben über die Schlagwörter, Metaphern und Euphemismen, Sprechhandlungen und Präsuppositionen der politischen Spra-

che ausgeführt wurde, war zwar in erster Linie Darstellung der wichtigsten Begriffe und Methoden der lexikalischen und pragmatischen Analyse politischer Sprache, beinhaltete aber zugleich politolinguistische Sprach-, insbesondere Wort- und Sprechhandlungskritik. Dabei ging es um Werte wie sachliche Angemessenheit, Aufrichtigkeit und Respekt vor dem Anderen, die selber als ethisch begründete Handlungs- bzw. Kommunikationsnormen zu betrachten sind. Auch hier wird deutlich, daß sich politolinguistische Sprachkritik in letzter Instanz immer an Normen orientieren muß, die selber auf moralischen Kriterien beruhen.

Abschließend möchte ich noch einige weitere Beispiele für die pragmatisch und semantisch gestützte Kritik an der politischen Sprache geben, an denen die zugrundeliegende moralische Argumentation besonders deutlich wird. In der CDU-Parteispendenaffäre 2000/01 dominierten bei vielen politisch Verantwortlichen mangelndes Unrechtsbewußtsein und eine Tendenz zur Verharmlosung bis hin zur Bagatellisierung, die sich auch im sprachlichen Ausdruck niederschlug. Auch hier war und ist es Aufgabe der politolinguistischen Sprachkritik, öffentlich gleichsam den moralischen Zeigefinger in die Wunde zu legen, um kritisch auf solche unterschweligen Botschaften hinzuweisen.

1. Als der frühere Innenminister Kanther, der in einer Pressekonferenz vor laufenden Kameras zugegeben hatte, am Transfer von Schwarzgeldern auf Parteikonten im Ausland beteiligt gewesen zu sein, auf öffentlichen und politischen Druck sein Bundestagsmandat niederlegte, tat er dies mit dem Satz „Die Treibjagd ist vorbei“. In dieser Jagd-Metapher stilisiert sich Kanther selbst zum „Hasen“, d. h. zum unschuldigen Opfer, das von der auf ihn gehetzten „Meute“ zur Strecke gebracht worden ist. Deutlicher als durch diese Metapher hätte er sein mangelndes Unrechtsbewußtsein wohl nicht zu erkennen geben können. Zu kritisieren ist hier nicht der sprachliche Ausdruck als solcher – *Treibjagd* ist ein ganz normales Wort der deutschen Sprache –, sondern die Diskrepanz zwischen der moralischen Erwartung (Schuldeingeständnis, Reue) und der amoralischen Haltung (Schuldvorwurf gegen andere statt Ausdruck eigener Unschuld), die sich in der Metapher manifestiert.

2. Bei dem Begriff *Spende* denkt man zunächst an Geldzuwendungen für mildtätige, karitative Zwecke. Parteispenden sind aber, wie wir inzwischen gelernt haben, etwas völlig anderes, nämlich Zuwendungen an politische Parteien, die dem Eigeninteresse des Geldgebers dienen, also das Gegenteil von Zuwendungen zum Nutzen der Empfänger. In den Selbstrechtfertigungen in die Affäre verwickelter CDU-Politiker werden die karitativen Konnotationen des Spendenbegriffs verharmlosend ausgenutzt. So sagte etwa der frühere Schatzmeister der hessischen CDU, Prinz zu Sayn-Wittgenstein, in einem Interview für die FRANKFURTER ALLGEMEINE SONNTAGSZEITUNG (16.1.00): „Wir hatten Spenden gesammelt, wie ein Eichhörnchen seinen Wintervorrat zusammenträgt.“ Und auch der CDU-Vorsitzende Schäuble lenkte vom schwarzen Aktenköfferchen schnell zur Assoziation der Sammelbüchse über, als er in seiner bekannten Pressekonferenz vom 11. Januar 2000 erst über die Spende des Waffenhändlers Schreiber sprach und dann sagte:

„vermutlich hab‘ ich irgendwann im Laufe meines Abgeordnetenlebens auch in meinem Wahlkreis die eine oder andere Spende in bar selber bekommen obwohl ich meine nicht in einer vergleichbaren Größenordnung (stotter) ganz sicher nicht. Ganz sicher nicht hab‘ ich auch großen Wert darauf gelegt, dass der Empfang der Spende bestätigt wird.“¹¹

Wie man weiß, hat der Hinweis auf die Ausstellung von Spendenquittungen nicht wesentlich zur Erhöhung der Glaubwürdigkeit beigetragen. Auch hier sind die diagnostizierten Verharmlosungen aus moralischen Gründen zu kritisieren, weil sie teils mangelndes Unrechtsbewußtsein, teils den Versuch der Täuschung der Öffentlichkeit beinhalten.

3. Eine semantisch-pragmatische Verfallsgeschichte, die der des VERSPRECHENS, wie sie oben (3.1) geschildert wurde, vergleichbar ist, hat in der politischen Sprache der vergangenen Jahre auch die ENTSCULDIGUNG durchlaufen: Zum einen beziehen sich Sprechhandlungen dieses Typs heute gelegentlich auf Verbre-

11 Das Transkript der Pressekonferenz wurde mir, als Grundlage für ein Telefoninterview, vom Hessischen Rundfunk zur Verfügung gestellt.

chen, die so groß sind, daß man sich ihre Annahme durch einen Adressaten beim besten Willen nicht vorstellen kann. So ist es etwa, wenn sich der Papst für Verbrechen der Inquisition ENTSCULDIGT. Zum andern werden die für diesen Sprechakt typischen „Glückensbedingungen“ in der politischen Kommunikation zunehmend vernebelt. Denn während ENTSCULDIGUNGEN im alltäglichen Leben Teil einer Sprechaktsequenz sind und nur „glücken“, wenn der Adressat sie ausdrücklich akzeptiert, werden sie von der politischen Klasse zunehmend als DEKLARATIONEN aufgefaßt, deren bloßes Aussprechen ihr „Glücken“ bereits garantiert (vgl. dazu LIEDTKE 2002).

In seiner Rede vor dem Deutschen Bundestag am 20. Januar 2000, also gleichsam auf dem Höhepunkt des CDU-Parteispendenskandals, nimmt der damalige CDU-Vorsitzende Schäuble auf eine eigene Bemerkung aus der Debatte vom 2. Dezember 1999 Bezug, die sich später als Lüge herausgestellt hatte:

„Dabei ist mir passiert – dafür möchte ich mich ENTSCULDIGEN, Herr Präsident, verehrte Kolleginnen und Kollegen –, dass ich auf Zurufe aus den Reihen der Regierungskoalition nicht so reagiert habe, wie ich hätte reagieren müssen. Ich bedauere das und ENTSCULDIGE mich dafür.“ (DB 14/7426)¹²

Im weiteren Verlauf seiner Rede ENTSCULDIGT sich Schäuble mehrmals – allerdings weniger für sich selbst als für seine Partei – oder WEIST AUF bereits vollzogene ENTSCULDIGUNGEN hin:

„Ich habe ihm [Helmut Kohl] gesagt: Ich glaube, dass, jedenfalls nach dem Eindruck, der in breiten Kreisen der Bevölkerung entstanden ist, gerade auch durch die neue Dimension, die der Schock der hessischen Erfahrungen ausgelöst hat, bis zu dem entsetzlichen Punkt, für den sich die hessische CDU genauso wie die CDU Deutschlands ENTSCULDIGT hat, dass jüdische Mitbürger ohne jede Verantwortung hier in eine schiefe Debatte und in Gerüchte hineingezogen worden sind [...]“ (DB 14/7427)

12 Hier wie im folgenden werden Beispielzitate aus den Stenographischen Berichten des Deutschen Bundestages jeweils mit dem Kürzel "DB" + Angabe von Legislaturperiode und Seitenzahl gekennzeichnet.

„[...] und dann hat das Präsidium der CDU Deutschlands gesagt: So geht das nicht, dann treten wir alle zurück, nicht einer allein. Du hast einen Fehler gemacht – das habe ich, ich habe mich auch ENTSCULDIGT –, aber du hast nicht gegen Gesetze verstoßen, du hast unser Vertrauen, du wirst gebraucht.“ (DB 14/7427)

„Jeder Mensch in unserem Lande, der diese Debatte verfolgt, wird nicht bezweifeln und nicht bestreiten können, dass ich in allem Ernst sage: Es gibt in der Verantwortung der CDU schwerwiegende Verstöße, für die wir die Verantwortung tragen, für die ich mich ENTSCULDIGT habe, die wir abschließend mit allen Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, aufklären werden, [...].“ (DB 14/7429)

„Ich habe mich für die Verstöße, die in der Verantwortung der CDU begangen worden sind, ENTSCULDIGT und zugesagt, dass wir alles tun werden, dass sich so etwas nicht wiederholen wird.“ (DB 14/7429)¹³

Eine ENTSCULDIGUNG, wie sie vom Parteivorsitzenden stellvertretend für andere vollzogen wird, ist aber von Haus aus ein „expressiver“ Sprechakt, der als „Aufrichtigkeitsbedingung“ die Einsicht des Sprechers in eigene Schuld gegenüber dem Hörer einschließt. Insofern setzt ihr explizit performativer Vollzug gerade die Glaubwürdigkeit voraus, die der Parteiführung der CDU Anfang 2000 fehlt. Häufige Wiederholung bringt die Entschuldigung höchstens in die Gefahr, zum öffentlichen Ritual zu erstarren. Weil sie eine Pflicht der demokratischen Politik zur Glaubwürdigkeit voraussetzt, ist auch die Kritik an der Kaschierung von Glaubwürdigkeitsmängeln oder der Suspendierung der „Aufrichtigkeitsbedingung“ moralisch begründet.

4. Interessant sind schließlich im Rahmen des Parteispenden-Skandals auch die Begründungen, die für eigenes Fehlverhalten gegeben werden. Daß sie häufig überhaupt nicht stringent sind, fällt in der gesprochenen Sprache beim Zuhören so leicht nicht auf. Für den illegalen Transfer angeblich legaler Spendengelder in die Schweiz gab z. B. der Prinz zu Sayn-Wittgenstein (im oben schon zitierten Interview für die Sonntagsausgabe der FAZ) die folgende Begründung:

¹³ Hervorhebung durch Großbuchstaben vom Verf. dieses Artikels [A.B.].

„Und dann gab es ein neues Parteiengesetz, dass man *plötzlich*, wenn ich mich recht erinnere, als Vermögen der Parteien deklarieren sollte. Und da sind Kanther und ich auf die Idee gekommen, das Geld nicht mehr in Deutschland anzulegen, sondern es ins Ausland zu geben, *damit in der Partei keine Begehrlichkeit wächst*.“

– Also das Parteienfinanzierungsgesetz wurde „plötzlich“ verabschiedet – und ohne Mitarbeit der CDU? Und das Geld wurde nur ins Ausland transferiert, um in Deutschland innerparteiliche „Begehrlichkeiten“ zu verhindern? In vergleichbarer Weise stellt Schäuble in seiner Pressekonferenz zunächst dar, daß er in der Zeitung vom Ermittlungsverfahren gegen Schreiber gelesen habe, und sagt dann:

„[da] hab' ich gedacht ist das nicht der der mir damals die Spende gebracht hat, hab' sie darauf angesprochen und die Antwort war einerseits ja, insoweit war es dann für mich auch wieder erledigt. Weil für mich sichergestellt war, dass nicht irgendwer auf die Idee gekommen wäre ich hätte das Geld für mich behalten oder so [...]“.

Also obwohl der Überbringer der früheren Spende identisch war mit der Person, gegen die ein Ermittlungsverfahren eröffnet wurde, ist die Angelegenheit für Schäuble erledigt, und das bloß, weil er glaubt, daß niemand auf die Idee käme, er habe das Geld für sich behalten? Hier wie im Beispiel des Prinzen zu Sayn-Wittgenstein sind die elementaren Regeln logischer Textkohärenz verletzt. Es werden Pseudobegründungen gegeben. Auch dadurch tragen solche Äußerungen zur Verunklarung und zur Verharmlosung bei. Verunklarung und Verharmlosung aber sind unseren Vorstellungen von demokratischer Politik nicht angemessen und werden daher wiederum aus moralischen Gründen kritisiert.

5. Kurzes Fazit

Wer Sprachkritik betreiben will, unterliegt der Begründungspflicht. Um dieser zu genügen, ist sorgfältige Analyse unerlässlich, für deren Durchführung selber wissenschaftlich fundierte Methoden und Kategorien

benötigt werden, wie sie oben z.T. skizziert worden sind. Bestimmte Wörter, Wortgebräuche, Aussprachegewohnheiten, Sprechhandlungen usw. einfach nur gefühlsmäßig abzulehnen, wie dies etwa Sprachpuristen oder Sprachkonservative tun, genügt nicht und gehört nicht zur Sprachkritik. Politolinguistische Sprachkritik, die ihren Namen verdient, ist dagegen stets sowohl linguistisch als auch moralisch begründet. Wie man sieht, ist auf diesem Felde sehr viel und immer wieder neue Arbeit zu leisten. Ich habe dafür nur einige Beispiele gegeben.

Literatur

- AUSTIN, JOHN LANGSHAW (1962): *How to Do Things with Words*. The William James Lectures delivered at Harvard University in 1955. New York.
- BACHEM, ROLF (1979): *Einführung in die Analyse politischer Texte*. München.
- DE BEAUGRANDE, ROBERT-ALAIN/DRESSLER, WOLFGANG (1981): *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen.
- BIEDENKOPF, KURT H. (1982): *Sprache und Politik*. In: *Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik*, hg. v. HANS-JÜRGEN HERINGER, Tübingen, S. 189–197.
- BRÜNNER, GISELA (1987): *Metaphern für Sprache und Kommunikation in Alltag und Wissenschaft*. In: *Diskussion Deutsch* 18, H. 94, S. 100–119.
- BURKHARDT, ARMIN (1982): *Können Wörter lügen?* In: *Universitas. Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft* 47, S. 831–840.
- BURKHARDT, ARMIN (1986): *Soziale Akte, Sprechakte und Textillokutionen*. A. Reinachs Rechtsphilosophie und die moderne Linguistik. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik; 69).
- BURKHARDT, ARMIN (1987): *Wie die ‚wahre Welt‘ endlich zur Metapher wurde*. Zur Konstitution, Leistung und Typologie der Metapher. In: *Conceptus* 21, H. 52, S. 39–67.
- BURKHARDT, ARMIN (1992): *Ein Parlament sucht(e) seine Sprache – Zur Sprache der Volkskammer*. In: *Sprache im Umbruch. Politischer Sprachwandel im Zeichen von „Wende“ und „Vereinigung“*, hg. v. ARMIN BURKHARDT u. K. PETER FRITZSCHE, Berlin, New York (Sprache, Politik, Öffentlichkeit; 1), S. 155–197.
- BURKHARDT, ARMIN (1993): *Der Einfluß der Medien auf das parlamentarische Sprechen*. In: *Sprache in den Medien nach 1945*, hg. v. BERND ULRICH BIERE u. HELMUT HENNE, Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik; 135), S. 158–203.

- BURKHARDT, ARMIN (1995): Zwischen Diskussions- und Schaufensterparlamentarismus. Zur Diagnose und Kritik parlamentarischer Kommunikation – am Beispiel von Zwischenfragen und Kurzdialogen. In: *Sprache des Parlaments und Semiotik der Demokratie. Studien zur politischen Kommunikation in der Moderne*, hg. v. ANDREAS DÖRNER u. LUDGERA VOGT, Berlin, New York (Sprache, Politik, Öffentlichkeit; 6), S. 73–106.
- BURKHARDT, ARMIN (1996): Politolinguistik. Versuch einer Ortsbestimmung. In: *Sprachstrategien und Dialogblockaden. Linguistische und politikwissenschaftliche Studien zur politischen Kommunikation*, hg. v. JOSEF KLEIN u. HAJO DIEKMANN-SHENKE, Berlin, New York (Sprache, Politik, Öffentlichkeit; 7), S. 75–100.
- BURKHARDT, ARMIN (1998a): Deutsche Sprachgeschichte und politische Geschichte. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, hg. v. WERNER BESCH, ANNE BETTEN, OSKAR REICHMANN u. STEFAN SONDEREGGER, 2. vollständig neu bearbeitete u. erw. Aufl., 2 Halbbde., 1. Halbbd. Berlin, New York (HSK 2.1), S. 98–122.
- BURKHARDT, ARMIN (1998b): Integration und Distanzierung. Zu einigen typischen Sprachphänomenen im modernen Parlamentarismus. In: *Sprache als Mittel von Identifikation und Distanzierung*, hg. v. RUTH REIHER u. UNDINE KRAMER, Frankfurt/M. u. a. (Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte; 5), S. 195–236.
- BURKHARDT, ARMIN (1999): Gut erhaltene Knochenfunde von Urmenschen. Zu einigen typischen Attributfehlern in der deutschen Gegenwartssprache. In: *Sprachreport*, H. 2, S. 2–10.
- BURKHARDT, ARMIN (2001): Politische Sprache. Grundbegriffe und Analysemethoden. In: *Die deutsche Literatur*, hg. v. der GESELLSCHAFT FÜR GERMANISTIK DER KANSAI-UNIVERSITÄT OSAKA 45, S. 1–32.
- BURKHARDT, ARMIN (2002): Das Parlament und seine Sprache. Studien zu Theorie und Geschichte parlamentarischer Kommunikation. Tübingen.
- BURKHARDT, ARMIN (2003): Zwischen Monolog und Dialog. Zur Theorie, Typologie und Geschichte des Zwischenrufs im deutschen Parlamentarismus. Tübingen.
- BURKHARDT, ARMIN/PAPE, KORNELIA (Hgg.) (2002): Sprache und Glaubwürdigkeit. Linguistik der politischen ‚Affäre(n)‘. Wiesbaden (erscheint).
- BUSSE, DIETRICH/HERMANN, FRITZ/TEUBERT, WOLFGANG (Hgg.) (1994): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen.
- DIECKMANN, WALTHER (1964): Information oder Überredung. Zum Wortgebrauch der politischen Werbung in Deutschland seit der französischen Revolution. Marburg.

- DIECKMANN, WALTHER (1975): Sprache in der Politik. Einführung in die Pragmatik und Semantik der politischen Sprache. 2. Aufl. Heidelberg.
- DIECKMANN, WALTHER (1981): Politische Sprache – Politische Kommunikation. Vorträge – Aufsätze – Entwürfe. Heidelberg.
- GRASS, GÜNTER (1995): Ein weites Feld. Roman. 3. Aufl. Göttingen
- GRICE, H. PAUL (1975): Logic and Conversation. In: *Speech Acts*, hg. v. PETER COLE u. JERRY L. MORGAN, New York, San Francisco, London (Syntax and Semantics; 3), S. 41–58.
- GRÜNERT, HORST (1984): Deutsche Sprachgeschichte und politische Geschichte in ihrer Verflechtung. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, hg. v. WERNER BESCH, ANNE BETTEN, OSKAR REICHMANN u. STEFAN SONDEREGGER, 2. vollständig neu bearbeitete u. erw. Aufl., 2 Halbbde., 1. Halbbd. Berlin, New York (HSK 2.1), S. 29–37.
- HERINGER, HANS JÜRGEN (1990): „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.“ Politik – Sprache – Moral. München.
- HERMANN, FRITZ (1982): Brisante Wörter. Zur lexikographischen Behandlung parteisprachlicher Wörter und Wendungen in Wörterbüchern der deutschen Gegenwartssprache. In: *Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie II*, hg. v. HERBERT ERNST WIEGAND, Hildesheim, New York (Germanistische Linguistik 3–6/80), S. 87–108.
- HERMANN, FRITZ (1989): Deontische Tautologien. Ein linguistischer Beitrag zur Interpretation des Godesberger Programms (1959) der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. In: *Politische Semantik. Beiträge zur politischen Sprachverwendung*, hg. v. JOSEF KLEIN, Opladen, S. 69–149.
- HERMANN, FRITZ (1994): Schlüssel-, Schlag- und Fahnenwörter. Zu Begrifflichkeit und Theorie der lexikalischen ‚politischen‘ Semantik. Heidelberg (Arbeiten aus dem Sonderforschungsbereich 245 „Sprache und Situation“, Heidelberg/Mannheim; 81).
- HOLLY, WERNER (1982): Zur Geschichte parlamentarischen Sprachhandelns in Deutschland. Eine historisch-pragmatische Skizze an Beispielen aus ersten Sitzungen von verfassunggebenden Versammlungen. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 47, S. 10–48.
- HOPFER, REINHARD (1994): Vom Konsens zum Dissens. Diskursanalytische Untersuchungen zum Wandel des Sprachgebrauchs der CDU in der DDR im Herbst 1989. In: *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*, hg. v. DIETRICH BUSSE, FRITZ HERMANN u. WOLFGANG TEUBERT, Opladen, S. 124–142.
- JUNG, MATTHIAS/WENGLER, MARTIN/BÖKE, KARIN (Hgg.) (1997): Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag. Opladen.

- KAINZ, FRIEDRICH (1972): Über die Sprachverführung des Denkens. Berlin.
- KALIVODA, GREGOR (1986): Parlamentarische Rhetorik und Argumentation. Untersuchungen zum Sprachgebrauch des 1. Vereinigten Landtags in Berlin 1847. Frankfurt/M., Bern, New York.
- KEMPSON, RUTH M. (1975): Presupposition and the Delimitation of Semantics. Cambridge u. a.
- KENNEDY, ROBERT F. (1982): Dreizehn Tage. Wie die Welt beinahe unterging. 2. Aufl. Darmstadt.
- KLEIN, JOSEF (1991): Kann man ‚Begriffe besetzen‘? Zur linguistischen Differenzierung einer plakativen politischen Metapher. In: *Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik*, hg. v. FRANK LIEDTKE, MARTIN WENGELER u. KARIN BÖKE, Opladen, S. 44–69.
- KURZ, GERHARD (1982): Metapher, Allegorie, Symbol. Göttingen (Kleine Vandenhoeck-Reihe; 1486).
- LADENDORF, OTTO (1906): Historisches Schlagwörterbuch. Ein Versuch. Straßburg, Berlin [Neudr.: Hildesheim 1968].
- LAKOFF, GEORGE/JOHNSON, MARK (1980): *Metaphors We Live By*. Chicago, London.
- LEINFELLNER, ELISABETH (1971): Der Euphemismus in der politischen Sprache. Berlin.
- LEVINSON, STEPHEN C. (1994): Pragmatik. 2., unveränderte Aufl. Tübingen.
- LIEDTKE, FRANK (2002). Entschuldigung – ein sprachliches Ritual für Skandalisierte. In: *Sprache und Glaubwürdigkeit. Linguistik der politischen ‚Affäre(n)‘*, hg. v. ARMIN BURKHARDT u. KORNELIA PAPE, Wiesbaden (erscheint).
- NIEHR, THOMAS/BÖKE, KARIN (Hgg.) (2000): Einwanderungsdiskurse. Vergleichende diskursanalytische Studien. Wiesbaden.
- REICH, HANS H. (1973): Die Verwendbarkeit des Begriffs Euphemismus bei der Untersuchung politischen Sprachgebrauchs. In: *Zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR. Methoden und Probleme seiner Erforschung*, hg. v. MANFRED W. HELLMANN, Düsseldorf, S. 216–232.
- SEARLE, JOHN ROGERS (1974): *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. London.
- STALNAKER, R. C. (1972): Pragmatics. In: *Semantics of Natural Language*, hg. v. DONALD DAVIDSON u. GILBERT HARMAN, Dordrecht, S. 380–397.
- STÖTZEL, GEORG/WENGELER, MARTIN (1995): Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin, New York (Sprache, Politik, Öffentlichkeit; 4).

- UEDING, GERT/STEINBRINK, BERND (1986): Grundriß der Rhetorik. Geschichte – Technik – Methode. 2. Aufl. Stuttgart.
- WUSTMANN, GUSTAV (1891): Allerlei Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Leipzig.
- ZIMMERMANN, HANS DIETER (1969): Die politische Rede. Der Sprachgebrauch Bonner Politiker. Stuttgart u. a.

Axel Wermelskirchen (F. A. Z. Berlin)

Soviel Floskel war nie

Sprachkritik als journalistische Praxis

Der Beitrag betrachtet Sprachkritik aus einer anderen, außerwissenschaftlichen Perspektive: aus der Perspektive der Printmedien, in denen die Sprachkritik traditionell eine wichtige Stellung einnimmt. Er gibt Einblick in die alltägliche journalistische Arbeit mit Sprache und zeigt Möglichkeiten von Sprachkritik als redaktioneller Methode.

Als der letzte Senator des neuen rot-roten Senats gewählt und vereidigt war, das war gegen 21.40 Uhr am Abend und Gott sei Dank noch früh genug für unseren Redaktionsschluß, da rief der Präsident des Abgeordnetenhauses die neuen Senatorinnen und Senatoren für das erste Foto vor die Kameras des Fernsehens und der Pressefotografen zusammen. „Jetzt sagt er ‚Gruppenbild mit Damen‘“, frotzelte ich in der Gruppe der Kollegen, die mit mir im Umbruchraum vor dem Fernsehgerät standen. Und Walter Momper, der Präsident des Abgeordnetenhauses, tat mir den Gefallen. Er sagte: „So, jetzt machen wir noch das Bild, ein Gruppenbild mit zwei Damen.“ Da habe ich mich gefreut, bestimmt nicht deswegen, weil Momper diese immer wieder zu hörende, auf den Böllschen Romantitel zurückgehende und mittlerweile gar nicht mehr ironische, sondern reflexhaft gebrauchte Floskel verwendete, sondern weil eine junge Kollegin ein verwundertes und anerkennendes „Bingo“ hören ließ. Ich vermute, sie wird in ihrem Journalistenleben nie unter irgendein Foto mit Männern und Frauen die Unterschrift machen: Gruppenbild mit Damen. In gut der Hälfte der Berliner Zeitungen stand die Floskel übrigens anderntags unter dem Bild des neuen rot-roten Senats.

Damit sind wir schon bei der literarisch gehobenen Form von Floskel, wie sie vor allem Feuilletonjournalisten zum Ausweis von Bildung und Belesenheit bis zum Geht-nicht-mehr verwenden. „Soviel Floskel war nie“ heißt der Titel des Vortrags, zu dem Sie mich eingeladen haben. Ich danke für diese Einladung und fühle mich geehrt, in diesem Kreis von Sprachwissenschaftlern über ein Thema zu sprechen, das für mich

zu den vergnüglichen Seiten meines Berufs gehört. Wissenschaftliches werden Sie füglich nicht von mir erwarten, aber ein paar Streiflichter aus dem journalistischen Alltag kann ich bieten, dem alltäglichen Gebrauch des journalistischen Handwerkszeugs, der Sprache. Wenn das zu Teilen auch noch vergnüglich für Sie wäre, dann hätte ich mein Ziel schon erreicht.

„Soviel Anfang war nie“, heißt es in einer frühen Übersetzung von Walt Whitmans „Song of myself“. Der Dichter, der im neunzehnten Jahrhundert lebte, besang damit einen großen Anfang der Geschichte: Amerika. Weil die Zeile so geheimnisvoll und pathetisch klingt, wurde sie zu einem der Lieblingsbruchstücke in Feuilletonüberschriften, auch, leider, in der F. A. Z. Die meisten ordnen den Satz übrigens Hölderlin oder Rilke zu, wenn man sie fragt. „Soviel Anmut war nie“, „soviel Erinnerung war nie“, „soviel Behagen war nie“, „soviel Filet war nie“, es nimmt kein Ende mit den Variationen. Im Berliner TAGESSPIEGEL stand einmal unter dem Bild eines Museumsgebäudes: „Soviel Rohbau war nie“. Die spezifisch Berliner Feuilletonmarotte, die fast jeden Tag zu lesen ist, geht auf einen Film von Wim Wenders zurück: „Der Himmel über Berlin“. Als wir im Herbst 1999 mit den *Berliner Seiten* der F. A. Z. anfangen, wimmelte es in den Texten der Mitarbeiter von ‚Himmel über Berlin‘. Ich habe das in den Redaktionskonferenzen so lange immer wieder ironisiert, daß der ‚Himmel über Berlin‘ im Blatt jetzt auf ein erträgliches Maß geschrumpft ist, bei aller Hauptstadtbegeisterung, die uns immer noch erfüllt.

Noch ein paar Beispiele für edlen Feuilleton-Überschriftenquark, dann mag es genug sein damit: Böll ist überaus beliebt. „Und sagte kein einziges Wort“ wird liebend gern abgewandelt, und wenn sich jemand, der in der Öffentlichkeit steht, etwas zu Schulden hat kommen lassen, dann kann man sicher sein, daß es heißt „Die verlorene Ehre“ nicht „der Katharina Blum“, sondern des, nehmen wir ein historisches Beispiel, Helmut Kohl. Beliebt weiterhin auch „Der diskrete Charme der Bourgeoisie“. Nach dem Film „Der mit dem Wolf tanzt“ brach eine veritable „Der-mit-Seuche“ in den Überschriften aus, und noch heute kann kaum ein Redakteur an sich halten, wenn er einen Artikel über Müll betiteln soll: In achtzig Prozent der Fälle knallt er gedankenlos irgendwas darüber mit Faßbinder: „Die Stadt, der Müll und der Tod“. „Nordsee, Mordsee“ von Hark Bohm verblaßt gerade, während „Eines langen Tages Reise in die Nacht“ nicht auszurotten ist. Achten Sie beim

Zeitungenlesen mal auf solche Floskeln. Die Augen werden Ihnen übergehen, wenn Sie feststellen, wie häufig Titel literarischer Werke und großer Filme verwendet werden. Ich gehe jede Wette darauf ein, daß jetzt bald, wenn die Frühjahrsstürme kommen und Bilder umgestürzter Bäume oder zerzauster Frisuren zu sehen sind, wieder dutzendfach zu lesen sein wird, na, was? – richtig: „vom Winde verweht“. Das allererstaunlichste daran ist für mich, daß ausgerechnet die hochgebildeten und individualistischen Feuilletonisten zu diesen abgenutzten Floskeln greifen. Es klingelt ein Glöckchen, und dem Pawlowschen Hund läuft das Wasser im Maul zusammen.

Das tröstet all jene, die nicht den edlen Feuilletons angehören, die gewöhnlichen Politik-, Wirtschafts- und Lokalredakteure, die ‚Nachrichten-Ackergäule‘ bei den Agenturen, die ‚Pressemöpse‘ der Ministerien, Behörden und Verbände. Im folgenden eine kleine Horrauswahl all dessen, was ich jeden Tag aus den Texten in den Sprachmüllkorb zu befördern habe, wenn mir denn die Zeit dazu bleibt und das Floskelvernichtungsprogramm im Hirn sauber arbeitet: *Weichen stellen, grünes Licht geben, rote Karte zeigen, über die Bühne bringen, unter den Teppich kehren, den Gürtel enger schnallen, sich weit aus dem Fenster lehnen, einen Denkkzettel verpassen, das Handtuch werfen, Nägel mit Köpfen machen, über den Ladentisch gehen, den Besitzer wechseln, zur Kasse bitten.* Wie ist die Enttäuschung? *Herb.* Was ist erreicht? *Das Ende der Fahnenstange.* Was ist mit der Kuh? *Die Kuh ist vom Eis!* Was geschah beim letzten Eisregen? Auf den Straßen *ging nichts mehr.* Was ist der jüngste Spendenskandal? Nur *die Spitze des Eisbergs.* Und wen müssen wir da nennen? Richtig: *Roß und Reiter.* Was sind die jüngsten Arbeitslosenzahlen für Schröder: *Eine schallende Ohrfeige.* Was sind sie nicht? *Das Gelbe vom Ei.* Was können sie werden? *Das Aus* für die Regierung. Wie nennt man dicke oder knorzige Politiker, wenn sie gestorben sind? Jawoll, man nennt sie *politisches Urgestein.* Was müssen wir überwinden? *Die Durststrecke.* Was müssen wir reden? *Klartext.* Was tun wir derweil mit den Menschen? *Wir holen sie da ab, wo sie stehen und beziehen sie ein, damit sie sich einbringen können und sich nicht ausgegrenzt fühlen.* Wie trösten wir den Freund, dessen Schwierigkeiten wir kennen? Wir sagen ihm mitfühlend: *Ich weiß um deine Probleme.* Was sagen wir, wenn das alles mal wieder mehr schlecht als recht klappt? Dann sagen wir halt: *Damit kann ich leben.*

Wenn Sie diese und ein paar Dutzend andere Floskeln flüssig aneinanderreihen können, sind Sie schon fast Pressesprecher oder Journalist. Jedenfalls meinen einige Kollegen, wenn sie diese Art Sprache verwenden, gehörten sie dazu. Die Floskeln sind der Zugangsausweis. Je mehr man davon benutzt, um so professioneller ist man. Daß das Gegenteil der Fall ist, lernt man nicht in allen Redaktionen. Daß ich es während meines Journalistikstudiums an der Universität Mainz und später in der F. A. Z. gelernt habe, betrachte ich als Privileg. In der F. A. Z. gibt es eine Unwort-Liste für den internen Gebrauch, die der Kollege Klaus Natorp zusammengestellt hat. Zu Beginn seiner Karriere hat er aus fernen Weltgegenden wie Indien und China berichtet. Bis zum Ruhestand vor ein paar Jahren hat er neben seinen Pflichten als Kommentator im sogenannten ‚Denkerflügel‘ unserer Frankfurter Zentrale ein waches Auge darauf gehabt, wie in der Redaktion mit Sprache umgegangen wird. Seine Unwortliste, die Hunderte Positionen umfaßt, trägt deshalb im Haus auch seinen Namen: die Natorp-Liste. Selbst gestandene Journalisten, die aus anderen Redaktionen zu uns kommen, versagen ihr den Respekt nicht und versuchen, sich danach zu richten. Sie steht im hauseigenen Intranet für jeden bereit. Ich habe mir aus Spaß an der Sache eine gänzlich unsystematische eigene Liste gemacht und sie später auch an Volontäre verteilt. Das alles erzähle ich Ihnen nicht, um die F. A. Z. oder gar mich selbst zu rühmen. Ich will damit nur sagen: Es muß sich um die Pflege der Sprache jemand kümmern in der Redaktion, wie informell auch immer, damit der Standard gehalten wird. Klaus Natorp etwa unterbricht seinen Ruhestand zweimal im Monat und kommt montags in die Redaktionskonferenz. Dann moniert er die sprachlichen Mißgriffe, die ihm bei der Lektüre des Blatts aufgefallen sind, und das Protokoll der Sitzung wird sogar an die Korrespondenten in aller Welt geschickt. Da schleicht sich manchmal etwas Belehrend-Oberlehrerhaftes in den Ton, aber da kann man gegensteuern. „Ridendo corrigo mores“ steht über dem Stadttheater meiner Heimatstadt Koblenz, „lachend verbessere ich die Sitten“. Das gilt für mich auch in der Sprachkritik, vor allem dann, wenn ich sie über Sprachglossen auch noch dem Leser zumute. Mit dem erhobenen Zeigefinger ist da meines Erachtens nichts zu wollen, sonst steht man gleich als Besserwisser da; es muß Spaß machen, so ätzend ironisch es manchmal werden kann.

Deshalb kann ich auch nicht in den Chor jener ‚Sprachkritiker‘ einstimmen, die bierernst gegen die Windmühlenflügel einer vermeint-

lichen ‚Anglisierung‘ der deutschen Sprache antönen. Gewiß ist das ‚Denglish‘ der Werbe- und Wirtschaftssprache ein lächerlicher Greuel, aber es käme mir nie in den Sinn, dagegen einen verbissenen Verein zu gründen. Wer gegen die zahllosen deutschen Floskeln ein wenig immunisiert ist, der wird seine Rede und Schreibe ohnehin nicht im Übermaß mit englischen Brocken spicken, um zu zeigen, daß er immer *hip* und *cool* dem neuesten *hype* folgt. Aber dagegen den Bundestag zu bemühen oder wie in Frankreich Gesetze zu erlassen, das widerstrebt mir, da wird mir die Sache zu nationalpädagogisch. Ich begnüge mich mit gelegentlichen Hinweisen auf Anglizismen, die kaum mehr einer als solche erkennt, etwa das seuchenartig verbreitete „weltweit“ (*world wide*) oder die üblich gewordene Antworteinleitungsfloskel „Ich denke“ (*I think*). Sie wird als gesunkene Upper-Class-Marotte mittlerweile auch von Leuten verwendet, etwa in den Nachmittagstalkshows des Fernsehens, denen wir zutrauen, daß sie etwas meinen oder vermuten oder glauben oder annehmen, bei denen wir aber spontan anzweifeln, daß sie auch noch denken können. Auch diskutiere ich lieber *über* die Sprache, als die Sprache zu diskutieren (*to discuss a problem*). Und „standing ovation“ ist mit „stehende Ovationen“ so schlecht übersetzt, daß einem die Haare zu Berge stehen, genauso wie *once more* als „einmal mehr“, *has the say* als „hat das Sagen“, *makes no sense* als „macht keinen Sinn“. Die ‚Anglizismen‘ wachsen aber dauernd nach. Der neueste Hit ist *not really*, nicht wirklich. Ich bin versucht zu sagen: Wer mir morgen eine deutsche Zeitung zeigen kann, in der die modische Formulierung ‚nicht wirklich‘ nicht vorkommt, der hat nicht sorgfältig gelesen, nicht wirklich. Aber so schlimm ist das doch alles wirklich nicht, daß man es unter Strafandrohung verbieten müßte.

Ein kleiner Exkurs sei mir jetzt gestattet, zur Rechtschreibung und Zeichensetzung. Da mache ich jeden Tag, den der liebe Gott in meinem Berliner Redaktionsbüro werden läßt, meine privaten Pisa-Studien. Mittlerweile sehe ich die zweite Welle nachwachsender Kollegen mit der Rechtschreibung und dem Beistrich ringen. Das Ergebnis ist manchmal schon ziemlich niederschmetternd, nicht nur, wenn jemand in einem Text irgendwo Rosinen nicht aus dem Teig pickt, sondern aus dem *Teich*. Die nachbildungsreformerische Setzung des Beistrichs folgt oft keinerlei Regel mehr. Die gefällige Verteilung der Kommata über den Text folgt dem Gießkannenprinzip: Drüber kippen und warten, wo sie

sich festsetzen. Ich nehme den jungen Kollegen das nicht übel, weil ihnen in der Schule und an der Universität niemand beigebracht hat, wie es geht. Ich glaube nicht einmal, daß es zur Volksbildung gehört. Aber wenn Leute, deren Handwerkszeug die Sprache ist, solch alte Kulturtechniken nicht mehr beherrschen, stimmt es mich doch ein wenig bedenklich. Außerdem ist der Redakteur so faul wie jeder andere Mensch auch, und wenn er in einem Text das zweite Dutzend Kommata neu hat plazieren müssen, steigt langsam ein gewisser Haß sowohl auf den Text als auch auf den Verfasser in ihm hoch. Gelegentlich gehe ich dann so weit, daß ich den oder die Betreffende (nicht: den oder die Betroffene) auf die Existenz eines schönen gelben Buchs aufmerksam mache, des Dudens. Den habe ich schließlich auch neben dem Computer liegen, und ich bin auch nicht so sattelfest in diesen Dingen, daß ich ihn nicht jeden Tag zum Nachschlagen benutzte. Habe ich mich wieder einmal ordentlich gequält mit einem Kommachaostext, dann beruhige ich mich mit meinem sarkastischen Standardspruch: Wenn es einmal nur noch Fernsehen gibt, kann ich mich wie in Indien an die Straße setzen und mein Brot damit verdienen, daß ich analphabetischen Mitbürgern gegen Geld Briefe schreibe oder vorlese. Wie auch immer: Wir können alle froh sein, daß große Zeitungen ein Korrektorat haben, das die meisten Fehler dann doch noch ausbügelt.

Warum sagt ein Versicherungsvertreter, den ich wegen einer Unfallversicherung für meine Töchter zu einem Beratungsgespräch gebeten habe, so eine Versicherung sei schon gut; man denke nur an den Fall, daß die Mädchen „im Fahrradbereich“ am Verkehr teilnehmen. Warum sagt er nicht einfach: wenn die Mädchen Fahrrad fahren? Weil er irgendwie mitgekriegt hat, daß die wichtigen Leute im Fernsehen ihre Sätze immer mit „Bereich“ bedeutungsschwer machen. „Im Bereich der Steuerpolitik“ klingt wichtiger als „in der Steuerpolitik“, und darauf kommt es an. Ein guter Journalist nun wird das bedeutsam Klingende sofort wegredigieren, also in 99,9 Prozent aller Fälle das Wort „Bereich“ wegstreichen. Selbst wenn man an dem Wort gar nichts auszusetzen hätte: Man muß es heute streichen, weil es jeden Tag tausendfach auftritt. Und wer will schon jeden Tag die gleiche Suppe auslöffeln? Wer will wirklich jeden Tag hundertfach das Wörtchen „auslösen“ lesen? „Das Erdbeben von xy hat in der ganzen Welt Trauer und Entsetzen ausgelöst.“ Kein deutscher Agenturjournalist käme noch auf die Idee,

es einmal mit einem anderen Wort zu versuchen, mit hervorrufen etwa, bewirken, verursachen, heraufbeschwören, entfesseln, erregen, zustandebringen, einleiten, entfachen, erzeugen, verschulden und so weiter. Es ist eben bequem, und es ist der Branchenjargon, der bei Gebrauch Zugehörigkeit zu den ‚Insidern‘ suggeriert. Es gibt Dutzende solcher abgelutschter Begriffe, die gebetsmühlenartig Tag für Tag wiederholt werden. „Bescheren“ ist ein Beispiel, das sich nicht ausrotten läßt, da hilft kein Christkind. Seit Jahren wird ‚beschert‘, mittlerweile längst nicht mehr ironisch und gänzlich sinnverkehrt. „Das Erdbeben bescherte dem ohnehin armen Land einen tiefen Konjunkturbruch.“ Warum heißt es stereotyp und unaufhaltsam, die Kabinettsentscheidung habe für Ärger in der Koalition gesorgt, die Sturmflut für Lebensmittelknappheit? Kann eine Sturmflut für etwas sorgen wie die Eltern für ihre Kinder? Kann sie natürlich nicht. Aber ich streiche die Formel an manchen Tagen ein halbes dutzendmal aus Texten, und wenn ich sie übersehen habe, kann ich mich am andern Tag, so ich den Text noch einmal überfliege, tatsächlich scheußlich darüber ärgern. Was läßt Redakteure zu Weihnachten „Alle Jahre wieder“ oder „Süßer die Kassen nie klingeln“ über einen Text schreiben, wo das doch schon kurz nach dem Ableben Karls des Großen nicht mehr originell war? Warum heißt ein Hund bei der zweiten Erwähnung im Text fast immer „Vierbeiner“, ein Wal „Meeressäuger“, Kuba die „Zuckerinsel“ und Ludwig II. „Märchenkönig“? Warum ist Köln dann zwanghaft die „Domstadt“ und Frankfurt am Main die „Mainmetropole“? Immerhin wissen wir, warum der SPIEGEL seit Jahrzehnten „Gottesmann“ statt Priester schreibt. Das liegt am kritischen Geist Rudolf Augsteins, der Gottesmänner haßt, es sei denn, sie stehen politisch links. Warum kann noch einer glauben, es sei pfiffig, über einen Tagungsbericht mit großem Programm zu schreiben, es sei ein Mammutprogramm gewesen? Wolf Schneider wartet seit Jahren auf den Tag, an dem er über den Bericht von einem nicht sonderlich großen Paläontologenkongreß in Deisenhofen die Überschrift machen kann: „Kleiner Mammutkongreß in Deisenhofen“. Ich warte mit ihm. Die Stunde wird kommen, und es wird eine Sternstunde sein.

Es gibt Hunderte solcher bei klarem Verstand eigentlich nicht mehr zu benutzender Wörter und Wendungen. Erwähnte ich sie alle, wir könnten morgen gemeinsam frühstücken gehen und die Woche über weitermachen. So nenne ich nur meine aktuellen Favoriten: Das eine Wörtchen heißt „deutlich“. Die Zahl der Arbeitslosen ist gestiegen.

Wie ist sie gestiegen? *Deutlich*. In der zweiten Hälfte des Konzerts war das Orchester besser. Nicht viel besser, nicht etwas besser, nicht unvergleichlich viel besser, nicht merklich besser, sondern *deutlich* besser. Zählen Sie „deutlich“ bei Ihrer Lektüre, es wird Ihnen wie Schuppen von Augen fallen. Zählen Sie auch „eher“: Die zweite Hälfte des Konzerts war *eher* schwach, nicht schwach allein, sondern *eher* schwach. „Eher“ ist der heimliche Herrscher des Journalismus geworden. Das liegt daran, das man sich noch ein Hintertürchen offenhalten will: Bloß nicht sagen, das Konzert sei schwach gewesen. Mit „eher schwach“ ist Klarheit wünschenswert vermieden. Zählen Sie drittens noch das Wörtchen „irritiert“, vor allem in den Feuilletons. Es grassiert in einem Ausmaß, von dem sich Außenstehende auch nicht annähernd eine Vorstellung machen. „Irritierende Bilder“, „irritierend schöne Bauten“, „irritierend neue Erfahrungen“. Es nimmt kein Ende mehr mit den Irritationen, alle Welt ist ‚irritiert‘. Ganz am Anfang hieß das Wort einmal „aufreizen“, heute wird es zum vermeintlich edlen Stereotyp für „verwirren, befremden, beängstigen“, zu einem schnittigen Sammelwort, zum gleichmacherisch-modernen Ausdruck von Gefühlen.

Warum schreiben heute alle „zeitgleich“ statt „gleichzeitig“ und „zwischenzeitlich“ statt „inzwischen“? Warum haben inzwischen zwar fast alle einmal davon gehört, daß man das Wort „durchführen“ vermeiden soll, weil es zur unmenschlichen Sprache der Bürokraten gehört, schreiben aber ohne jeden Widerstand im Hirn ständig, daß etwas „abgesegnet“ wird? Zum einen liegt es daran, daß es schnell gehen muß mit den Texten, und der Schreiber deswegen hinhaut, was ihm als erstes in den Kopf kommt. Zum anderen sind diese „Wörtchen“ modern, und wer will sich sagen lassen, er komme mit den neuen Moden nicht mehr mit? Aber wie es so ist mit der Mode: Morgen kommt eine neue, und wer dann immer noch „absegnen“ schreibt, zeigt nur noch, daß er, was vor zwanzig Jahren einmal *haute couture*, neu und vielleicht sogar witzig war, dann mit allen anderen als Konfektion weiterträgt, bis man es nicht mehr sehen und hören kann.

Mein Resümee: Ein journalistischer Text ist schon dann nicht ganz schlecht, wenn er von allen Floskeln, Gedankenlosigkeiten und Bequemlichkeiten gereinigt ist. Er stellt dann einen praktischen Beitrag zur Sprachkritik und zur Sprachpflege dar.

Teil III

Sprachwissenschaft und Sprachkritik

Podiumsdiskussion:

Sprachkritik als angewandte Linguistik?

Teilnehmer:

Prof. Dr. Peter Auer
Dr. Armin Ayren
Prof. Dr. Hans-Martin Gauger
Stefan Hupka
PD Dr. Jürgen Schiewe
Kersten Sven Roth (Diskussionsleitung)

ROTH: Guten Abend, meine Damen und Herren. Wir freuen uns, dass wir für die heutige Abschlussdiskussion zu unserer Reihe „Streitfall Sprache – Sprachkritik als angewandte Linguistik?“ ein derart hochkarätig und vielseitig besetztes Podium gewinnen konnten.

Ich begrüße zunächst Herrn Prof. Dr. Peter Auer, der nach langjähriger wissenschaftlicher Tätigkeit an der Universität Konstanz und einer Professur in Hamburg seit 1998 Inhaber des Lehrstuhls für Germanische Philologie an der Universität Freiburg ist. Herr Auer, in welchen Zusammenhängen begegnen Sie der Sprachkritik, inwiefern beschäftigen Sie sich mit ihr?

AUER: Es ist vielleicht etwas ungünstig, dass ich der Erste in dieser Runde bin, den Sie fragen, denn ich gehöre zu jenen Linguisten, die die Meinung vertreten, dass die Sprachwissenschaft und die Sprachkritik essentiell eigentlich nichts miteinander zu tun haben oder, anders gesagt, dass die Linguisten nicht in irgendeiner privilegierten Form Sprachkritik betreiben können. Ich habe vielleicht später noch mehr Zeit zu erklären, in welcher Weise das zu verstehen ist.

ROTH: Ich begrüße weiter Herrn Stefan Hupka. Er hat nach einem Studium der Germanistik und Politologie sowie dem Abschluss an der Hamburger Journalistenschule lange Jahre in verschiedenen Funktionen für die *dpa* und diverse Zeitungen gearbeitet. Seit 1995 ist er Ressortleiter bei der *Badischen Zeitung* in Freiburg, deren stellvertretender

Chefredakteur er seit 1997 ist. Auch an Sie die Frage: Wann und in welcher Form beschäftigen Sie sich mit Sprachkritik?

HUPKA: Wir beschäftigen uns in zweierlei Hinsicht mit Sprachkritik, allerdings, glaube ich, nicht in einer Weise, die Akademiker zufrieden stellen wird, denn das geschieht – um es salopp zu sagen – ganz aus dem Bauch heraus: Einmal kritisieren wir uns selbst täglich in der „Blattkritik“, und dann kritisieren wir auch andere: Das Medium der Politik beispielweise ist die Sprache. Wenn wir Politiker kritisieren, kritisieren wir deshalb immer auch die Sprache. Das heißt, wir versuchen bei uns selbst möglichst dazu beizutragen, dass wir die deutsche Sprache möglichst wenig verhunzen, und wir achten bei anderen darauf, ob das, was sie als Botschaft vermitteln, auch tragfähig ist.

ROTH: Ich darf den zweiten Vertreter der Sprachwissenschaft am heutigen Abend begrüßen: Herrn Privatdozent Dr. Jürgen Schiewe, seit vielen Jahren Dozent für Deutsche Sprache in Freiburg. Seit dem Wintersemester 2000/2001 vertritt er den Lehrstuhl für Germanistische Sprachwissenschaft an der Universität Greifswald. Auch an Sie, Herr Schiewe, die Frage nach Ihrer Beschäftigung mit der Sprachkritik.

SCHIEWE: Wenn ich, nach Herrn Auer, als zweiter Sprachwissenschaftler spreche, sehen Sie sogleich, wie weit die Linguistik in ihrer Auffassung darüber, welche Aufgaben sie hat und inwiefern sie sich auch um Sprachkritik kümmern soll, auseinander geht. Ich bin im Gegensatz zu Herrn Auer schon der Meinung, dass sich die Linguistik mit Sprachkritik beschäftigen, dass sie Sprachkritik als Teil ihres Faches auch akzeptieren und ausbauen sollte.

Ich habe mich mit Sprachkritik im Zusammenhang mit Sprachgeschichte beschäftigt, Sprachkritik als einem Teil der Sprachgeschichte. Forschungen, die teilweise ich gemacht habe, teilweise meine Doktorandinnen und Doktoranden im Moment machen, zeigen, dass Sprachkritik ein Faktor der Sprachentwicklung ist. Sprachgeschichte ist kein unbewusster, automatisch ablaufender Prozess, vielmehr haben sich sprachkritische Bemühungen in der Sprachgeschichte niedergeschlagen. Das kann man einmal als sprachgeschichtlichen Befund feststellen, und wenn dieser Befund stimmt, dann wird man natürlich auch sagen können, dass Sprachkritik in der Gegenwart sehr wohl einen Sinn haben kann. Wenn man zeigen kann, dass sich Sprachkritik in der Sprachge-

schichte niedergeschlagen hat, dann wird Sprachkritik das auch zukünftig tun können.

Das ist das eine Gebiet, auf dem ich mich mit Sprachkritik beschäftige, das andere ist, dass ich an der Universität Greifswald auch daran beteiligt bin, neue Studiengänge mit zu konzipieren, unter anderem den Masterstudiengang „Deutsche Sprachwissenschaft“. Greifswald ist zwar eine noch etwas ältere Universität als die Universität Freiburg, setzt jetzt aber neu an und konzipiert Studiengänge ganz neu. Dort wird eben nicht mehr so theorielastig wie vielleicht an älteren Universitäten gearbeitet, sondern es wird ganz stark auch auf Praxis-, auf Anwendungsbezogenheit gesetzt. Beispielweise ist dort im Masterstudiengangs die Sprachkritik ein wichtiger Teil der Ausbildung innerhalb der Sprachwissenschaft.

ROTH: Herzlich Willkommen auch Herrn Dr. Armin Ayren, promovierter Philologe und langjähriger DAAD-Lektor in Frankreich und Italien, der sich vor allen Dingen als Autor mehrerer Romane und zahlreicher Sprachglossen einen Namen gemacht hat, aber auch immer wieder als Rezensent für verschiedene Zeitungen tätig wurde. Nicht zuletzt war er viele Jahre Gymnasiallehrer für das Fach Deutsch. Herr Ayren, welche sind Ihre Berührungspunkte mit der Sprachkritik?

AYREN: Ich bin zu dieser Art der Beschäftigung mit Sprache eigentlich eher durch Zufall gekommen. Ich war, wie wir gerade gehört haben, Lektor in Italien und in Frankreich, und in Frankreich hat dazu gehört, dass man auch Sprach-, insbesondere Grammatikunterricht gibt, und dort musste ich zwei Semester lang das Thema Konjunktiv behandeln. In diese Materie habe ich mich dann hineinverbissen und eigentlich nie mehr herausgefunden. Das erste Resultat war ein Roman, „Buhl oder Der Konjunktiv“, in der der Held sich noch mehr als ich in den Konjunktiv verbeißt. Ich habe später acht Jahre lang für die F. A. Z. Rezensionen geschrieben und dabei – ohne das selber immer so wahrzunehmen – stets auch angemerkt, ob die Konjunktive in den Büchern, die ich besprochen habe, richtig waren, bis Herr Reich-Ranicki mich eines Tages angerufen und mir gesagt hat, es gebe auch noch andere Möglichkeiten der Literaturkritik. Inzwischen hat sich das Spektrum meiner Beschäftigung mit Sprache schon etwas ausgeweitet. Das sind also die drei Gebiete, auf denen ich mich mit Sprachkritik befasst habe:

Die Sprachglossen, das Schreiben von Literatur, in der das eine Rolle spielt, und eben die Kritiken.

ROTH: Schließlich begrüße ich als den dritten Sprachwissenschaftler in der Runde Herrn Prof. Dr. Hans-Martin Gauger, der im Anschluss an seine Habilitation 1968 über dreißig Jahre lang Inhaber des Lehrstuhls für Romanische Sprachwissenschaft an der Freiburger Universität war und in diesem Rahmen ein ungeheuer großes Spektrum an Forschungsbereichen abgedeckt hat. Auch er hat sich außerdem immer wieder literarisch betätigt. Herr Gauger, wie haben Sie sich mit Sprachkritik beschäftigt, bzw. wie beschäftigen Sie sich mit ihr?

GAUGER: Vielen Dank für die Einladung zum Gespräch über dieses faszinierende Thema. Mein Interesse an der Sprachkritik ist alt. Ich bin im stilistischen Zusammenhang, im Zusammenhang mit Sprachgebrauch und dem Willen, selber ordentlich zu schreiben, auf die Sprachkritik gestoßen. Vielleicht stehe ich halbwegs in der Mitte zwischen den beiden Sprachwissenschaftlern, die sich bereits geäußert haben. Ich meine, Sprachkritik darf sein, Sprachkritik muss sein, Sprachkritik sollte zumindest *Gegenstand* der Linguistik sein. Das ist ja immerhin Informationsmaterial – bis hierhin würden Sie, Herr Auer, sicher mit mir gehen: dass die Sprachkritiker Informanten sind für die Sprachwissenschaftler. Ich meine auch, dass eine gewisse Privilegierung des Sprachwissenschaftlers für die Sprachkritik schon dadurch gegeben ist, dass er sich doch als Linguist hoffentlich etwas besser auskennt als andere, gewisse Fehler vermeidet, die von außerfachlichen Sprachkritikern – gegen die ich nichts habe – natürlich leicht gemacht werden. Ich meine also, auch Linguisten können sich als Sprachkritiker betätigen, aber – da kommt der Bruch – ich meine nach wie vor, dass von der Linguistik selbst her kein Weg zu dem, was die Sprachkritik unausweichlich macht und machen muss, führt: Bewerten. Wir haben von der Sprachwissenschaft her keine Möglichkeit zu bewerten, ob „wegen des schlechten Wetters“ oder „wegen dem schlechten Wetter“ besser ist. Wir können auch nicht sagen, ob man „StudentInnen“ und „LehrerInnen“ schreiben soll. Wir können dazu schon einiges sagen und Material beisteuern, aber mit Zustimmungszwang, was ja das wissenschaftliche Ideal ist, können wir da nicht argumentieren. Letztlich läuft es fast immer auf ein „Ich will das halt nicht“ oder ein „Doch, ich will das“ hinaus.

ROTH: Lassen Sie mich bitte hier einhaken: Können wir vielleicht noch einmal einen Schritt zurück machen, um zu klären (oder wenigstens zu skizzieren), was wir, auch in dieser Diskussion, unter „Sprachkritik“ verstehen wollen? Hier wurde jetzt schon über sehr verschiedene Dinge gesprochen, das ist ja auch der Gedanke hinter der Zusammensetzung des Podiums. Vielleicht können wir die Runde gerade noch einmal durchgehen, um zu klären, was „Sprachkritik“ im Zusammenhang mit dem, über das Sie jeweils gesprochen haben, eigentlich meint. Herr Gauger, Sie haben schon von der „Bewertung“ gesprochen. Wie würden Sie darüber hinaus Sprachkritik, wie Sie sie verstehen, bzw. wie sie Sie interessiert, definieren?

GAUGER: Das ist bis hierhin ja nicht so schwer. Die Sprachkritik macht die Sprache zum Gegenstand der Kritik. Die Sprache kommt in zwei sehr verschiedenen Erscheinungsweisen vor: Erstens als konkrete Sprachverwendung, das also, was Saussure *parole* nennt, und zweitens als das, was wir als Sprachbesitz in unseren Köpfen haben. Beides kann man kritisieren. Meistens wendet sich Sprachkritik gegen die Sprachverwendung. Man kann aber auch eine Sprache selbst kritisieren. Ich kann zum Beispiel das Deutsche kritisieren, weil wir diese ärgerliche Abfolge bei den Zahlen haben, bei der die Einerzahlen vor den Zehnerzahlen kommen, was sonst in den europäischen Sprachen nicht der Fall ist – „einundvierzig“ gegen „fourty-one“, was zum Beispiel beim Notieren von Telefonnummern oder dann beim Telefonieren selbst ärgerlich ist. Hier geht es also um das Auseinanderfallen von Gesprochenem und Geschriebenem. Oder man kann kritisieren, dass wir keinen normalen Ausdruck für das, was im Englischen „to make love“ und im Französischen „faire l’amour“ heißt, haben, wo es also diese beiden völlig normalen Ausdrücke gibt, während wir dafür nur medizinische, juristische oder ordinäre Begriffe haben. Hier kann man also die Sprache selbst kritisieren. Und daneben gibt es eben das ganze breite Feld der Sprachverwendung, von der ja schon ausführlich gesprochen worden ist. Mehr ist eigentlich zur Definition nicht nötig.

Man könnte noch dazu sagen – aber das gehört eigentlich nicht mehr zum Thema: Die Sprache kritisiert auch selber. Man könnte demnach auch von Kritik sprechen, die in der Sprache selbst enthalten ist. Man nehme beispielsweise das Adjektiv „hündisch“, das von „Hund“ abgeleitet ist. Warum ist das so negativ? Das ist doch eine implizite Kritik am Hund.

ROTH: Wenn man diese Unterscheidung aufgreift, dann wäre das, was Sie, Herr Ayren über Ihr sprachkritisches „Urmotiv“, den Konjunktiv, berichtet haben, der Sprachverwendungskritik zuzuordnen. Können Sie Sprachkritik, wie Sie sie betreiben, darüber hinaus definieren?

AYREN: Um es definieren zu können, müsste man darüber mächtig nachgedacht haben. Aber wenn ich Sprachkritik betreibe, tue ich das eigentlich selten auf der Basis irgendeines theoretischen Unterbaus. Ich habe zur Vorbereitung auf diese Veranstaltung in den zahlreichen Büchern von Herrn Gauger gelesen und gefunden, dass er dort die Sprachkritik in die philosophische, die moralisch-politische, die literarische und die philologische unterscheidet. Ich habe mir dann versucht klarzumachen, was ich denn nun tue, und bin dann dahinter gekommen, dass das eigentlich fast immer alles gleichzeitig ist. Das geht ja ineinander über. Wenn ich einem Autor in einer Rezension irgendeinen falschen grammatischen Gebrauch vorwerfe, dann ist das zunächst philologische Kritik, aber das könnte auch eine moralische sein, wenn ich ihm durch die Blume mitzuteilen versuche, dass er eigentlich nicht richtig Deutsch kann. Das wäre dann gleichsam der erhobene Zeigefinger, der natürlich auch ziemlich schulmeisterlich wirken mag. Und literarische Sprachkritik ist es natürlich auch, wenn ich ihm sage, dass er nicht richtig schreiben kann.

Es gibt außerdem noch einen Punkt, warum man das nicht so richtig trennen oder unterscheiden kann: Ich habe immer wieder festgestellt, dass ich, wenn ich in einem Punkt kritisch war und dann länger darüber nachgedacht habe, dahinter gekommen bin, dass man das auch anders sehen kann. Ich will Ihnen ein Beispiel geben: Ich weiß nicht, ob Ihnen aufgefallen ist, dass wir seit zwanzig Jahren eine sehr merkwürdige Verschiebung im Wortakzent des Deutschen haben. Ich habe das nachgeprüft. Heute betont man sehr viele Wörter auf der ersten Silbe, die man früher auf der zweiten oder dritten betont hat. Zum Beispiel sagt man heute „*finanziell*“ und nicht mehr „*finanziell*“. Am Anfang hat mich das sehr gestört, bis ich mir überlegt habe, dass ja eigentlich dabei jetzt nicht mehr eine bedeutungslose Endung den Akzent trägt, sondern der sinntragende Teil des Wortes. Es handelt sich keineswegs um eine Verschlechterung, sondern nur um eine Veränderung, die man sogar für sinnvoll halten kann. Man muss also bei der Sprachkritik immer sehr aufpassen und unterscheiden, ob die Kritik wirklich etwas Negatives bloßlegen oder ob sie nur traditionell an dem

festhalten will, was man gewohnt ist, und nur nicht sehen will, dass eine Sprachveränderung auch positiv sein kann.

ROTH: Herr Hupka, Sie haben zwei Formen von Sprachkritik genannt, die in Ihrer täglichen Arbeit vorkommen und die zunächst einmal in ganz unterschiedliche Richtungen zu weisen scheinen. Können Sie dennoch versuchen zu beschreiben, was beides unter dem Etikett „Sprachkritik“ vereint?

HUPKA: Für unseren Alltag als Journalisten muss sich die Sprachkritik vor allen Dingen damit beschäftigen, ob die Sprache das hält, was sie beansprucht. Wenn Sie eine regionale Tageszeitung haben, die den Markgräfler Winzer ebenso zufrieden stellen soll wie den Universitätsprofessor in Freiburg und wenn sie Grundversorgung bieten soll, dann muss sie vor allen Dingen verständlich sein. Das heißt, dass Sprachkritik bei dieser Bandbreite im Publikum vor allem damit zu tun hat, dass die Sprache auf Verständlichkeit zu untersuchen ist, im Falle von Nachrichten etwa. Man untersucht den Kommentar auf die Argumente, die Reportage auf Anschaulichkeit. Das sind die Kriterien, an denen sich Gebrauchstexte, wie wir sie liefern, die zudem noch häufig unter dem Aktualitätsdruck in großer Eile zustande kommen, messen lassen müssen. Das ist die Sprachkritik, die wir uns gefallen lassen müssen und die wir uns selber auferlegen. Ich bin da sehr nah bei Herrn Wermelskirchen, der in seinem Vortrag ja einen Blick in den Floskelbaukasten erlaubt hat. Den Floskelbaukasten, den übrigens nicht nur Journalisten, sondern auch Politiker, Funktionäre, Verbandsrepräsentanten benutzen. Es ist eine schöne, aber auch notwendige Aufgabe, die Sprache, wie sie uns von solchen Leuten entgegen tritt, auf solche Floskeln zu untersuchen, die große „Floskelreinigungsmaschine“ einzusetzen. Dann nämlich wird eine schöne, süffige, verständliche, prägnante und präzise Sprache daraus, und das ist der Sinn, den ich hinter Sprachkritik sehe.

ROTH: Herr Schiewe, darf ich auch Sie um einen Definitions- oder Eingrenzungsversuch bitten?

SCHIEWE: Die beiden Bereiche, die Herr Gauger unterschieden hat, würde ich grundsätzlich auch unterscheiden und sagen: Natürlich können wir am individuellen Sprechen, an der *parole*, wie Saussure sagt, Kritik üben, und das tun wir auch täglich. Wenn wir miteinander reden, fragen wir „Wie meinst du das?“ oder „Kannst du das noch mal

anders sagen?“, wenn wir etwas nicht verstanden haben. Das ist die alltägliche Form von Sprachkritik, die wir in jedem Kommunikationsakt mit anderen tagtäglich üben. Solche Sprachkritik meine ich hier nicht, wenn wir über Sprachkritik als angewandte Sprachwissenschaft sprechen wollen. Ich meine auch nicht die Sprachkritik am System, also an der *langue* des Deutschen, obwohl ich da schon einen großen Bereich sehe und finde, dass hier die feministische Sprachkritik vieles geleistet hat. Es ist beispielsweise interessant zu sehen, dass wir die Relativanschlüsse mit „wer“ und „was“ nicht mit einem femininen Bezugswort aufnehmen können. Statt „Wes Brot ich ess, dess' Lied ich sing“ – eigentlich „Wessen Brot ich esse, dessen Lied singe ich“ – kann ich eben nicht sagen, „Wessen Brot ich esse, deren Lied singe ich“. So etwas wäre Systemkritik, die ich also durchaus in bestimmten Bereichen für wichtig halte.

Aber noch viel wichtiger, denke ich, ist der Bereich von Sprache, den der Sprachwissenschaftler Coseriu zwischen das System und die *parole* gesetzt hat: den Bereich der sozialen Norm. Wir sprechen ja nicht etwa so, dass wir alle aufgrund unseres Sprachbesitzes, unserer Kompetenz, die Sprache neu erfinden, sondern wir haben alle gewisse Muster im Kopf, Normmuster, die sich auch wandeln können. Bei diesen Sprachnormen handelt es sich um Möglichkeiten, die aus dem System heraus gewonnen worden sind, die aber dann standardisiert worden sind und sich festgesetzt haben. Für mich ist Sprachkritik grundsätzlich das Aufzeigen der Möglichkeit, dass man etwas auch prinzipiell anders sagen kann. Um dieses Anders-Sagen geht es. Dahinter steht der Versuch, bestehende Normen – um ein ebenfalls sprachkritikwürdiges Modewort zu verwenden – zu hinterfragen, zu reflektieren und vielleicht eben auch zu kritisieren. Dieses Anders-Sagen beinhaltet auch die Chance, einen anderen Blick auf die Sache zu erhalten, eine andere Funktion meiner Äußerung hervorbringen zu können. Es handelt sich also um ein reflexives Moment, das in der Sprachkritik enthalten ist. Reflexiv, indem ich meinen eigenen Sprachgebrauch, aber auch den anderer reflektiere und im Hinblick auf ihre Normhaftigkeit, auf ihre Musterhaftigkeit kritisiere.

Einen zweiten Punkt muss ich noch erwähnen, um einem Missverständnis vorzubeugen: Bei Sprachkritik geht es natürlich nicht darum, irgendjemandem einen bestimmten Sprachgebrauch vorzuschreiben. Sprachkritik, wie ich sie verstehe, soll nicht in dem Sinne prä-

skriptiv sein, dass sie sagt: „Das ist gut und richtig, ihr sprecht falsch und ich spreche richtig, ihr müsst so und so reden“. Vielmehr beinhaltet sie, wie gesagt, das Aufzeigen der Möglichkeit, dass man etwas auch anders sagen kann, die Möglichkeit, bestehende Normen in Frage zu stellen, sie zu reflektieren und daraufhin zu kritisieren. Eine Entscheidung darüber, was letztlich besser oder schlechter im Sprachgebrauch ist, treffen niemals die Sprachkritikerinnen und Sprachkritiker, diese Entscheidung treffen immer die Sprachbenutzer, wenn Sie so wollen: das „Sprachvolk“. Die Sprachkritiker reflektieren nur etwas, geben es weiter an eine interessierte Sprechergemeinschaft, und diese Sprechergemeinschaft muss dann darüber entscheiden, ob sie das Kritisierte tatsächlich für kritikwürdig hält und den Vorschlägen folgt oder aber nicht.

ROTH: Herr Auer, wir haben jetzt einiges an Ansätzen und Definitionsversuchen gehört. Darf ich vielleicht im Anschluss an Ihr Eingangsstatement die Frage etwas modifiziert an Sie weiterreichen: Gibt es unter dem Gehörten etwas, das Ihnen „sympathischer“ ist, etwas, das Sie vielleicht näher oder ferner an der Linguistik sehen?

AUER: Ich will versuchen, mein Eingangsstatement, dass die Linguistik keinen privilegierten Zugang zur Sprachkritik habe, ein wenig zu präzisieren. Das hängt natürlich mit dem zusammen, was Herr Gauger schon gesagt hat, dass nämlich, wie ich glaube, wir Linguisten *aus dem Fach heraus* keine Evaluationskriterien entwickeln können, um guten oder schlechten Sprachgebrauch oder schöne oder hässliche Sprachstrukturen zu unterscheiden. Ich will das kurz anhand von Beispielen zeigen. Ich will aber vorher, um da keine Missverständnisse aufkommen zu lassen, sagen, dass ich der Meinung bin, dass Linguistik ein extrem praxisbezogenes Fach ist, und dass wir sehr viel zu Dingen zu sagen haben, die höchste gesellschaftliche Relevanz haben. Ich denke zum Beispiel an die PISA-Studie, die eigentlich eine Studie über sprachliche (in diesem Fall vor allem textlinguistische) Fähigkeiten ist und völlig in unseren Arbeitsbereich fällt.

Welche Formen von Sprachkritik also gibt es? Sie haben die wohl einfachste Form von Sprachkritik schon erwähnt, Herr Gauger, nämlich die, die uns einfach sagt: „So wie du sprichst, ist es grammatisch falsch.“ Denken Sie etwa an die Auseinandersetzung um die Konstruktion „weil“ plus Hauptsatzstellung – also beispielsweise: „Ich bin zu spät dran, weil ich bin wieder zu spät aus dem Bett gekommen“. Natur-

lich ist gegen konservative Stimmen, die einen solchen Sprachwandel ablehnen, überhaupt nichts einzuwenden und jede Lehrerin, die ihrem Schüler diesen Satz im Aufsatzheft rot unterstreicht, hat Recht: er entspricht nicht der schriftsprachlichen Norm des Deutschen. Nur denke ich, Linguisten haben aufgrund ihrer Fachkompetenz keinerlei Handhabe zu sagen, dass die eine Struktur „besser“ sei als die andere. Wir wissen, dass sich alle Sprachen wandeln und dass der Wandel natürlich mit einer Phase verbunden ist, in der so genannte „falsche“ Formen mit so genannten „richtigen“, also kanonischen, in der etablierten Norm festgeschriebenen konkurrieren. Kein vernünftiger Linguist würde diese Form von Sprachkritik betreiben. Dass uns Linguisten das eine oder andere in der Entwicklung der Gegenwartssprache auch nicht gefällt, ist sozusagen unsere Privatsache.

Die zweite Form von Sprachkritik könnte man vielleicht als „aufklärerische Sprachkritik“ bezeichnen. Hierzu gehören all die Glossen und auch tiefer gehende Statements, die bestimmte Worte als irreführend und inadäquat für den Referenzbereich, auf den sie sich beziehen, darstellen. Die Ermordung der Zivilbevölkerung in einem Krieg als „Kollateralschaden“ zu bezeichnen, ist ein solcher Fall. Ich habe größten Respekt vor all denen, die solche (teilweise auch absichtlichen) Missverhältnisse zwischen Wörtern und dem, was sie in der Welt bezeichnen, aufdecken. Nur glaube ich, dass eine Linguistin oder ein Linguist nicht weniger oder mehr als irgendein anderer die Welt mit Verstand beobachtender Mensch in der Lage ist, dieses Missverhältnis aufzudecken. Ich würde sogar noch weitergehen und sagen: Eigentlich sind die, die über den Referenzbereich Bescheid wissen, diejenigen, die also wissen, was im Balkankrieg oder sonstwo passiert ist, eher in der Lage, über dieses Missverhältnis zwischen Wörtern und Dingen zu sprechen als die Linguisten, die sich „nur“ mit den Wörtern beschäftigen. Dieser aufklärerische Zweig der Sprachkritik ist also wichtig und für das intellektuelle Leben einer Gesellschaft geradezu von zentraler Bedeutung, aber die Linguisten haben kein Privileg, diese Art von Sprachkritik zu betreiben. Viele andere können das mindestens genauso gut.

Die dritte Form von Sprachkritik ist meiner Ansicht nach eigentlich die wichtigste. Sie ist wesentlich stärker in gesellschaftliche Prozesse eingebunden und muss auch als solche beschrieben werden. Ich denke da an so etwas wie die feministische Sprachkritik, die ja auch schon erwähnt worden ist; man könnte auch sämtliche sprachpuristi-

schen Bewegungen, die es in Deutschland immer gab und ansatzweise auch heute wieder gibt, als Beispiel nehmen, um zu zeigen, dass gesellschaftliche Auseinandersetzungen, Machtkämpfe zwischen sozialen Gruppierungen, auch in der Sprache ihren Ausdruck finden. In diesem Bereich kann die Linguistik, jedenfalls wenn sie sich als gesellschaftswissenschaftlich orientierte Linguistik versteht, zeigen, wie der Kampf um bestimmte Wörter, morphologische Formen und so weiter in diese gesellschaftlichen Auseinandersetzungen eingebunden ist. Sie kann für solche gesellschaftlichen Auseinandersetzungen natürlich auch Material liefern; zum Beispiel kann sie als Beitrag zur Diskussion um den Einfluss des Englischen auf das Deutsche Aussagen darüber machen, ob sich der Anteil von Anglizismen in der Alltags- und Zeitungssprache wirklich in den letzten Jahren erhöht hat; oder in der Diskussion um geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen darauf hinweisen, dass die Morphologie des Deutschen bestimmte Splittingformen sehr erschwert. Aber letztendlich geht das am Punkt vorbei: nämlich dass sich hinter diesen scheinbar sprachlichen Debatten gesellschaftliche Konflikte – zwischen Globalisierungsverlierern und Globalisierungsgewinnern, zwischen Männern und Frauen – verbergen, die es zu benennen und zu analysieren gilt. Das noch einmal als Klärung dessen, was ich vorhin nur angedeutet habe.

GAUGER: Es gibt natürlich, Herr Auer, eine gewisse Betriebsblindheit bei vielen Linguisten. Ich will Ihnen gerne mal einen außerordentlich witzigen Absatz eines sehr witzigen Linguisten vorlesen, den Sie sicher kennen, Steven Pinker, der in einem Kapitel seines berühmten Buchs „Der Sprachinstinkt“ folgendes über die „Sprachhüter“ (so nennt er sie) schreibt:

„Stellen Sie sich vor, Sie sehen einen Naturfilm. Gezeigt werden die üblichen großartigen Aufnahmen von Tieren in ihrem natürlichen Lebensraum. Doch dann klärt Sie der Sprecher über einige bedenkliche Fakten auf. Die Delphine machen falsche Schwimmbewegungen, der Kuckuck ruft zu nachlässig, die Meisen bauen ihr Nest nicht richtig, die Pandabären halten den Bambus in der falschen Pfote, das Lied des Buckelwals enthält mehrere wohlbekannte Fehler, und die Schreie der Affen sind schon seit Hunderten von Jahren in stetigem Verfall begriffen. Wahrscheinlich würden Sie denken: Was um alles in der Welt soll es bedeuten, daß das Lied des Buckelwals ‚Fehler‘ enthält? Singt der

Buckelwal denn nicht so, wie ein Buckelwal eben singt? Und wer zum Teufel, ist eigentlich dieser Sprecher?“

Sie haben die Analogie erkannt, die ja durchaus witzig ist: Der „Sprecher“ ist der Sprachkritiker. Aber das meine ich nun mit einer geradezu abnormen Betriebsblindheit. Er sagt dann wörtlich: „Für einen Sprachwissenschaftler oder Psycholinguisten ist die Sprache freilich mit dem Lied des Buckelwals vergleichbar.“ Das hätte auch sein Meister Chomsky gesagt: Das Sprechen läuft völlig unbewusst ab. Es wird nicht gesehen, dass – beim Buckelwal wissen wir nicht so genau Bescheid –, dass jedenfalls der Mensch über ein Sprachbewusstsein verfügt, dass die Sprache in Varietäten vorliegt – räumlichen, zeitlichen, sozialen, medialen – und dass es hier überall Ansätze für Sprachbewusstsein und für Sprachkritik gibt. Es wird nicht gesehen, dass die Sprachkritik selbst zur Sprache gehört und dass der Sprachkritiker nur etwas aufgreift, was in der Sprache selbst schon lebendig ist. Das ist das eine, was ich gegen einige Linguisten sagen wollte.

Das andere ist, dass es nun andere Linguisten gibt wie den Kollegen Horst Dieter Schlosser, der jährlich das „Unwort des Jahres“ herausucht und dabei völlig verantwortungslos vorgeht, wie ich finde. Dieses Jahr war es komischerweise „Gotteskrieger“ – meiner Meinung nach ein völlig normaler und absolut korrekter Ausdruck. Er hat dabei keinerlei sprachwissenschaftliche Berechtigung, so etwas zu dekretieren, nimmt sie aber in Anspruch. Beim anderen Unwort, „Kreuzzug“, würde ich eher einhaken, aber das hat Präsident Bush ja sofort zurückgezogen und zeigte sich lernfähig. Es geht eben nichts über eine solide Halb-bildung. Das also ist die andere Blindheit: Es sind nicht die Pinkers, sondern es ist die freche Usurpation, gegen die man sich wehren muss. Er hat kein Recht, die Sprachwissenschaft dafür in Anspruch zu nehmen. Da, Herr Auer, sind wir sicher einig.

AUER: Das ist genau der Punkt: Im Namen der Sprachwissenschaft wird hier in einem Bereich Sprachkritik betrieben, in dem man aus der Sprachwissenschaft heraus keine Kriterien entwickeln kann. Das ist unseriös.

Was Pinker angeht: Ich würde natürlich nie mit dem Biologismus übereinstimmen, der aus diesem Abschnitt aus dem „Sprachinstinkt“ spricht. Natürlich ist menschliche Sprache selbstreflexiv. Allerdings ist es von der Ablehnung dieser Position bis zur Begründung einer linguis-

tischen Sprachkritik noch ein weiter Weg. Sie haben es richtig gesagt: Reflexivität der Sprache ist ein Teil des Objektbereichs der Linguistik, sie gehört zu den Fakten, die wir beschreiben und zu denen wir deskriptiv Stellung beziehen können, aber wir tun es letztlich immer aus der beobachtenden, nicht aus der normsetzenden Perspektive.

SCHIEWE: Ich habe ja nicht gesagt, dass es keine unsinnigen Formen von Sprachkritik gibt. Der Meinung bin ich auch. Wenn ich mich hier für Sprachkritik ausspreche, dann will ich nicht sämtliche Sprachkritik verteidigen, sondern ich versuche – und insofern habe ich einen eher konstruktiven als einen die Sprachkritik kritisierenden Ansatz –, Sprachkritik so zu konstruieren, dass sie sinnvoll sein und in Zusammenarbeit mit der Sprachwissenschaft gewisse Aufgaben übernehmen kann. Ich glaube, es bringt uns jetzt nicht sehr viel weiter, auf Schlosser und vielen anderen herumzuhacken – wenn es sein muss, hacke ich gerne noch auf dem heutigen Purismus herum, zu dem ich sehr viel sagen könnte. Aber ich denke, das ist nicht unser Thema. Wir sollten uns darauf konzentrieren, konstruktiv darüber nachzudenken, ob Sprachkritik Teil der Sprachwissenschaft werden und wie eine Kooperation zwischen Sprachwissenschaft und Sprachkritik aussehen könnte. Sogar Herr Auer hat ja zum Schluss etwas angedeutet, dem ich völlig zustimmen würde.

Mich wundert nur, dass wir Sprachwissenschaftler immer sagen, dass wir nichts bewerten dürften, dass wir überhaupt nicht dazu übergehen dürfen zu sagen: „Das ist besser und das ist schlechter“. Die Leute, die zur Zeit an der Gentechnik arbeiten, die einerseits Grundlagenforschung betreiben und auf der anderen Seite nach der technischen Verwertbarkeit ihrer Ergebnisse suchen, haben überhaupt kein Problem damit zu überlegen, was sie mit ihren wissenschaftlichen Ergebnissen machen wollen, wie sie sie anwenden können. Die sagen uns natürlich „Wir müssen in der Genetik jetzt so und so fortfahren und das und das machen“. In gewisser Weise sehe ich da durchaus eine Parallele. Alle anderen Wissenschaften haben einen anwendungsbezogenen Bereich, nur die Sprachwissenschaft scheut sich davor, zu gesellschaftlich relevanten Fragen Stellung zu beziehen.

HUPKA: Ich will Ihnen, Herr Gauger, sagen, warum Journalisten das, was Leute wie Schlosser machen, so interessant finden, und warum sie darauf anspringen. Natürlich ist es Effekthascherei, das gebe ich zu. Aber das, was diese Jury unternimmt, wenn sie einmal im Jahr das

„Unwort des Jahres“ prämiert oder brandmarkt, das ist – etwa im Falle des „Kollateralschadens“ – die Entlarvung eines Jargons. Und darin sehe ich sehr wohl eine journalistische Aufgabe. Anders als im Fall der Buckelwale haben wir es ja mit Leuten zu tun, die kommunizieren wollen, die „über die Rampe kommen“ wollen. Aber das sind alles Gruppen. Das sind Bauernverbände, das sind Parteien, das sind Bankiers, und jede dieser Gruppe – auch die Wissenschaft übrigens – hat ihren Jargon, und der Journalist ist in der manchmal vielleicht auch selbst ernannten Position des Dolmetschers. Wir müssen schauen, dass wir das, was der Gruppenjargon ist, für ein größeres Publikum verständlich machen. Und wenn wir dann feststellen, dass zum Beispiel Militärs in Kriegen anfangen, Mord und Totschlag, Bluttaten als „Kollateralschäden“ zu tarnen, zu kaschieren, um damit eine größere Akzeptanz für das eigene Tun zu schaffen, dann ist das schon ein Vorgang, den man brandmarken muss. Da finde ich die Aktion „Unwort des Jahres“ kein schlechtes Hilfsmittel. Ob das nun vor dem strengen linguistischen Auge Bestand hat, daran habe ich auch meine Zweifel. Ich habe den Verdacht, dass wir als Zeitungsleute manchmal die experimentelle Basis für linguistische Beschäftigungen darstellen, dass unsere Texte analysiert werden. Ich habe aber noch nie direkt von linguistischer Seite etwas dazu gehört. Wir haben unsere Meinung über Ihre Branche und Sie wahrscheinlich die Ihrige über unsere. Ich fände es ein großartiges Experiment, wenn wir das mal zusammen bringen würden, wenn also Sie die Blattkritik übernehmen würden.

ROTH: Um daran direkt anzuschließen: Herr Auer hat vorhin gesagt, dass jemand, der sich im Referenzbereich gut auskennt, möglicherweise für die von Ihnen charakterisierten Formen von Sprachkritik eher zuständig ist. Sie haben nun ausgeführt, was den speziellen Ansatz der journalistischen Sprachkritik ausmacht. Nun könnte man ja sagen, dass das nichts miteinander zu tun haben muss, dass diese journalistische Sprachkritik unabhängig von der Linguistik funktionieren kann und mehr mit ihren Gegenständen zu tun hat als mit der Sprache. Gibt es denn trotzdem etwas, was Sie sich in Ihrer journalistischen Praxis von der Linguistik, von der Wissenschaft, deren Gegenstand nun einmal die Sprache ist, wünschen würden? Eine spezielle Leistung der Linguistik, die Sie im Sinne einer Hilfestellung interessieren würde?

HUPKA: Sicher. Ich würde mir wünschen, dass wir es mit Linguisten zu tun hätten, die offensiv auf uns zukämen und uns zur Reflexion über ein mögliches Missverhältnis zwischen der Art, wie wir uns ausdrücken und dem, wie wir uns ausdrücken könnten, zwischen dem, was wir schreiben und dem, was wir meinen, anregten. Für eine solche Verbesserung ihres Produkts durch Blattkritik sind, glaube ich, Journalisten immer empfänglich.

ROTH: Kann die Linguistik das leisten?

GAUGER: Also ich bin ja für eine linguistisch beratene Sprachkritik. Diese Beratung ist dann quasi automatisch gesichert, wenn die Linguistik selbst Sprachkritik betreibt. Der Linguist muss nur wissen, dass er in diesem Moment ein Stück weit aus seinem Fach heraus tritt, weil er ihm die Kriterien nicht entnehmen kann. Ich habe insoweit gar nichts gegen die „Unwort“-Aktion. Ich habe nur etwas gegen die Inanspruchnahme der Sprachwissenschaft. Sie können das als Kriterium nehmen: Immer, wenn jeder hätte mitreden können, wenn es nicht nötig war, Sprachwissenschaft zu studieren, um dies zu sagen, dann ist es sicher nicht linguistisch. Das ist doch ein klares operationales Kriterium. Um gegen den Ausdruck „Gotteskrieger“ einzuwenden – ich zitiere: „kein Glaube an einen Gott, gleich welcher Religion, kann einen Krieg oder gar Terroranschläge rechtfertigen“ –, muss ich nicht Linguistik studieren.

Ich möchte noch ein Wort einwerfen, das mir entscheidend zu sein scheint: Sprachkultur. Wir brauchen eine Sprachkultur. Man kann es auch „Sprachpflege“ nennen, „Pflege“ ist die Übersetzung von „Kultur“. Es geht um eine Sensibilisierung. Es ist einfach wichtig, dass die Leute ein Gefühl dafür bekommen, dass es nicht egal ist, wie man redet.

AYREN: Herr Hupka hat gesagt, er wolle gerne, dass ihm die Sprachwissenschaft hilft. Das wäre ja dann endlich mal ein Punkt, an dem auch irgendein Erfolg festzustellen wäre. Dieser Punkt hat mir bei der ganzen Diskussion gefehlt: Nützt denn die Sprachkritik irgendetwas? Geht sie nicht einfach an denen, die es betrifft, glatt vorbei? Wenn etwa Herr Pörksen ein Buch schreibt über „Plastikwörter“ oder wenn wir in der Zeitung Sprachglossen schreiben – nützt denn das irgendetwas? Ich muss sagen, dass ich da äußerst skeptisch bin. Wenn Sie hundert Jahre alte Bücher anschauen, diesen unsäglichen Wustmann etwa – „Allerlei Sprachdummheiten“ von 1912 –, dann wird dort an Wörtern Kritik ge-

übt, die inzwischen so normal geworden sind, dass sie niemand mehr als falsch empfindet. Wustmann hielt zum Beispiel „offensichtlich“ für ein Unwort, weil es aus „offenbar“ und „sichtlich“ zusammengebraut sei. Das mag ja sein, aber es stört heute niemanden mehr. „Belanglos“, „großzügig“, „jugendlich“ oder „Unstimmigkeit“ hält er ebenfalls für entsetzliche Wörter, die man schnell wieder ausrotten müsse. Wenn ich dann heute Wörter wie „Textsorte“ anprangere oder den unsäglichen Gebrauch von „Philosophie“ – jeder Fußballtrainer hat ja heute eine Philosophie –, dann frage ich mich, wenn ich darüber eine Glosse schreibe, ob das irgendjemand zur Kenntnis nimmt. Ich habe mal in der *Badischen Zeitung* eine Glosse über das Wort „grottenschlecht“ geschrieben. Ich wollte den Fußballreportern klarmachen, dass das mit einer „Grotte“ gar nichts zu tun hat, sondern mit der „Krot“, der „Kröte“. Glauben Sie, das hat etwas genützt? In der gleichen *Badischen Zeitung* stand am nächsten Tag wieder „grottenschlecht“ mit ‚g‘. Wenn wir also die Frage nach dem Erfolg stellen – da bin ich sehr, sehr skeptisch.

SCHIEWE: Herr Gauger, Sie tun so, als ob das, was unser Fach ist, ein für allemal fest stehe, als ob es Gesetzen folge, die von irgendwoher gegeben sind, die wir selbst nicht in der Hand haben. Unser Fach ist aber ein soziales Konstrukt. Wir alle sind selbst dafür verantwortlich, wie unser Fach aussieht und was wir für Wissenschaft halten. Wir brauchen nur in die Wissenschaftsgeschichte und die Wissenschaftstheorie zu schauen, dann sehen wir, dass die Maßstäbe der Wissenschaftlichkeit vor hundert Jahren noch ganz andere waren und dass wir eben auch heute ganz bestimmte Maßstäbe haben. Wenn Sie so urteilen, dass wir fachlich nicht für Sprachkritik zuständig seien, dann ist das im Moment dasjenige Konstrukt, das den Denkstil, das Paradigma bildet. Das ist jedoch nicht unveränderbar. Im Gegenteil, es ist veränderbar. Wir selbst haben es in der Hand, und wenn wir konstruktiv und ernsthaft darüber nachdenken wollten und würden, inwiefern Sprachkritik als angewandter Bestandteil der Linguistik mit in die Wissenschaft hineingehören könnte, dann würden wir damit auch durchaus Erfolg haben können.

Herr Hupka, ich finde es sehr wichtig zu sehen, dass auch der Journalismus ein Interesse daran hat, vielleicht so etwas wie Beratung von der Linguistik zu bekommen. Aber dafür müssten wir Linguisten und Linguistinnen, die dafür zuständig wären, uns erst einmal mit gewissen Maßstäben ausstatten, damit wir uns überhaupt ein Urteil über das, was Sie in Ihrer Zeitung schreiben, erlauben können. Wir müssten al-

so innerhalb der Sprachwissenschaft erst einmal grundsätzlich darüber nachdenken, was eigentlich die Kriterien von Verstehen und Verständlichkeit sind. Das wird gemacht, aber es müsste auch auf Texte, Kommunikationssituationen und so weiter angewendet werden. Das heißt, wir müssten über Grundlagen der Sprachbewertung nachdenken. Und damit wären wir wieder bei der Sprachkritik, die wir in der Sprachwissenschaft oder zumindest neben der Sprachwissenschaft dulden und ausbauen sollten, weil wir diese Kriterien sonst nicht finden, über die wir mit Ihnen in Kontakt treten könnten.

ROTH: Herr Ayren, auch an Sie in Ihrer Funktion als ehemaliger Deutschlehrer noch mal die Frage, die ich Herrn Hupka vorhin für seinen Bereich gestellt habe: Zum Deutschunterricht gehört ja Sprachkritik und Erziehung zu sprachkritischem Denken. Sie haben im Zusammenhang mit Ihren Sprachglossen gesagt, Sie hätten keinen theoretischen Unterbau für Ihre Sprachkritik. Inwieweit konnten Sie im Zusammenhang mit Sprachkritik in Ihrer Deutschlehrer-Praxis auf die Linguistik zurückgreifen?

AYREN: Wir hatten vor einigen Jahren in der Schule mit Linguistik im engeren Sinn zu tun. Damals kam von den Ministerien der Befehl, dass man Linguistik in der Oberstufe des Gymnasiums durchzunehmen habe. Man durfte also nicht mehr sagen: „Ich sage was, und du hörst zu“, sondern musste von „Sender“ und „Empfänger“ sprechen. Ich habe mich damals energisch gewehrt, habe sogar, wenn ich Erstkorrekturen von Abituraufsätzen an den Zweitkorrektor weitergeben musste, dazu geschrieben, dass meine Schüler diese Linguistik nicht durchgenommen hatten. Ich habe damals auch ans Ministerium geschrieben und mich auf den damaligen Kultusminister Storz berufen, der diese Art der Linguistik „Sprachanalyse ohne Sprache“ genannt hatte. Natürlich habe ich mit Schülern versucht, darüber zu reflektieren, aber was man an der Universität darunter versteht und betreibt, ist zu hoch für das, was man in der Schule machen kann. Wenn ich Aufsätze korrigiere und mit den Schülern danach bespreche, wie man es hätte besser machen können, dann ist das eine ganz einfache Art von Sprachkritik. Mit Linguistik hat das aber eigentlich nichts zu tun.

GAUGER: Herr Schiewe, gegen die Formel „Sprachkritik als angewandte Linguistik“ habe ich gar nichts. Noch einmal: Je intensiver sich die Sprachkritik durch die Sprachwissenschaft beraten lässt, desto solider

ist sie. Was mir fehlt – ich lasse mich aber gerne überzeugen –, ist wirklich das Entwickeln von Kriterien für eine solche Bewertung. Dies habe ich eben bisher in keinem Fall gefunden. Und wir müssen uns natürlich im Klaren sein: Es wäre eine Art Rückfall. Wir hatten bis zur Begründung der Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert eine wertende Sprachreflexion. Die Grammatik diente dazu, gutes und richtiges Schreiben zu erlernen. Die Reflexion über Sprache wurde eben in dem Maße wissenschaftlich, wie sie darauf verzichtet hat, Orientierungswissen zu liefern und wirklich nur noch beschreiben wollte. Das hat mit Jacob Grimm angefangen.

SCHIEWE: Wer anders als die Fachleute soll denn Orientierungswissen anbieten? Es geht doch nicht darum, Orientierungswissen zu verordnen, sondern Angebote zur Reflexion zu machen. Wenn wir als Wissenschaftler darauf verzichten, dann öffnen wir allem und jedem Tür und Tor für unseriöse Sprachkritik, die womöglich noch mit Macht und journalistischer Verbreitung versehen ist. Ich finde das erstens falsch und zweitens auch bedauerlich. Ob das im Übrigen ein Rückfall ist, bezweifle ich. Die Sprachwissenschaft hat sich aus dieser Reflexion ausgegliedert. Heute wird wissenschaftsgeschichtlich sehr oft fälschlicherweise so getan, als hätte sich die Sprachkritik ausgegliedert, es war aber die Sprachwissenschaft, die sich methodisch ausgegliedert hat. Ich will ja nicht die Sprachwissenschaft zu Sprachkritik machen. Ich will nur, dass die Sprachwissenschaft mit der Sprachkritik redet und sie als einen Anwendungsbereich innerhalb des Faches zulässt, ernstnimmt und ausbaut.

ROTH: Herr Schiewe hat das vorhin bereits angedeutet: Es werden zur Zeit überall neue Studiengänge konzipiert im Zusammenhang mit dem „Master“-Abschluss und dem „BA“. Gibt es in den Lehrplänen für diese Studiengänge Ihrer Meinung nach irgendeinen Platz für die Sprachkritik, Herr Auer?

AUER: Sie werden wahrscheinlich keine andere Antwort von mir erwarten: Ich glaube nicht, dass es den gibt, und ich glaube auch nicht, dass es ihn geben sollte. Natürlich ist Sprachkritik *Gegenstand* der Linguistik, besonders der Sprachgeschichtsschreibung. Aber praktische Sprachkritik, hier muss ich Herrn Schiewe widersprechen, muss immer präskriptiv sein, und wir wollen doch nicht zu einer präskriptiven Sprachwissenschaft zurück! Wenn Sie sagen, Sprachkritik bestehe darin, die Mög-

lichkeiten des Anders-Sagens aufzuzeigen, dann ist natürlich Linguistik immer Sprachkritik. Die gesamte Sprachwissenschaft besteht letztendlich darin zu zeigen, dass Sprache nicht natürlicherweise so ist, wie sie ist, sondern in einem gewissen Sinne (den die Linguistik erfassen möchte) auch anders sein könnte. Nur glaube ich, dass das noch nicht reicht, wenn Sprachkritik die Veränderung des Kritisierten erreichen möchte, denn der Sprachbenutzer fragt sich, wenn man ihm sagt, er könnte auch anders sprechen, warum in aller Welt er es denn anders machen sollte als bisher. Es muss also eine evaluative Komponente dazukommen, die dann doch präskriptiv ist. Und diese Präskription in der Ausbildung fest zu schreiben, hielte ich für einen Rückfall in die vorlinguistische Zeit des 19. Jahrhunderts. Ich glaube also nicht, dass die neuen Studiengänge die Sprachkritik in einem wesentlichen Sinn aufnehmen werden. Aber ich will noch einmal sagen: Das heißt keineswegs, dass sie nicht angewandte Sprachwissenschaft integrieren sollten. Was Herr Hupka angesprochen hat, was letztlich auf Textverstehen und -verständlichkeit und auf die Effizienz der Informationsmedien hinausläuft, gehört selbstverständlich zum Bereich der Sprachwissenschaft. Wenn Sie uns also sagen, was Sie mit Ihrer Zeitung erreichen wollen, können wir Linguisten wahrscheinlich auch überprüfen, ob Sie – gemessen an diesen Zielen – anders schreiben sollten. Die Ziele (und damit auch Normen) müssen Sie selber setzen.

GAUGER: Da möchte ich Herrn Auer leicht widersprechen. Was spricht gegen solche Studiengänge? Sprachkritische Studiengänge, solche zu Sprachkultur, Schreibenlernen, Sprechenlernen. Das gibt es übrigens in den Vereinigten Staaten, das wissen Sie besser als ich.

AUER: Da sprechen wir aber von ganz unterschiedlichen Dingen. Mit Sprachkritik meine ich natürlich nicht das Erwerben bestimmter sprachlicher Fähigkeiten oder Fertigkeiten. Zu lernen, wie man einen guten deutschen Text verfasst, ist noch keine Form von Sprachkritik. Vielleicht ist es eine Form von Sprachkultur.

GAUGER: Aber so etwas geht doch nicht ohne Sprachkritik. Da sehe ich keinen großen Unterschied. Sprachkultur müsste Sprachkritik natürlich implizieren. Wir kämen dann in einen Bereich, der sehr analog wäre der Literaturwissenschaft, wo wir diese Kriterien übrigens auch nicht haben. Wir können ja auch nicht unter Zustimmungszwang sagen, warum dieses Werk besser ist als jenes, warum jemand den „Faust“

mögen muss. Wir haben da nur bei der Sprachwissenschaft ein besonderes Problem, weil dieses Fach unter allen geisteswissenschaftlichen Disziplinen das „härteste“ ist. Dennoch: Die Leute *wollen* häufig wissen, was richtig ist und was falsch, und deshalb müssen wir es ihnen auch – soweit es geht – sagen.

SCHIEWE: Ja, die Sprachwissenschaft ist wahrscheinlich deshalb das härteste geisteswissenschaftliche Fach, weil es den weichesten Gegenstand hat, über den jeder meint reden zu können. Ein paar Leute haben sich aber vielleicht doch ein wenig mehr Gedanken darüber gemacht, und deshalb sind sie zumindest als Vorschlagende – nicht als Vorschreibende – möglicherweise ein wenig besser geeignet. Die Sprachwissenschaft ist übrigens so objektiv und wertfrei nicht. Die Sprachwissenschaft wählt zunächst einmal die Gegenstände, die sie beschreiben möchte, aus. Allein in dieser Auswahl liegt schon immer ein wertendes Moment und schon allein daher ist Objektivität nicht erreichbar. Wenn ich irgendeinen Sprach-Sachverhalt beschreibe, dann liegt darin zumindest implizit auch immer eine Bewertung. Wenn zum Beispiel Bewerbungsgespräche in Ostdeutschland und in Westdeutschland untersucht werden, dann wird in einer derartigen Arbeit explizit keine Wertung abgegeben. Insofern ist das linguistisch völlig sauber. Aber implizit steckt da natürlich drin, dass auf der einen Seite Defizite vorhanden waren und auf der anderen Seite bestimmte Kompetenzen – und insofern haben wir ein wertendes Moment. Von einer Grammatik möchte ich natürlich nicht nur wissen, wie die Leute sprechen, und ob sie „weil“ mit Hauptsatzstellung verwenden, sondern von einer Grammatik erwarte ich selbstverständlich auch, dass sie mir sagt, was richtig und was falsch ist, oder was als richtig angesehen wird und was als falsch – was nicht das gleiche ist, ich weiß. Ich erwarte also zumindest Orientierung von solchen Werken, und das alles sind sprachwissenschaftliche Gegenstände, die dem Publikum so präsentiert werden, als stünde reine Deskription und Objektivität dahinter.

Zu den Grundlagen der Sprachbewertung innerhalb neuer Studiengänge: Vielleicht wird es das in Freiburg nicht geben, ich weiß aber, dass es das an anderen Universitäten geben wird. Was ich vorhin über Verstehen, Verständlichkeit und Grundlagen der Sprachbewertung gesagt habe, ist zum Beispiel ein Teil des Ausbildungsgangs innerhalb der Sprachwissenschaft in Greifswald. Dort wird explizit in Hinblick auf angewandte Sprachwissenschaft darüber nachgedacht, wie man Grundla-

gen der Sprachbewertung insbesondere im Zusammenhang mit Medienkritik, Medienwissenschaft und Kommunikationswissenschaft effektiv machen und lehren kann.

AYREN: Wenn Sie jetzt sagen, Sprachwissenschaft müsse vorschreiben und Regeln verbindlich festlegen, dann bin ich damit nicht einverstanden. Man könnte sich doch sehr wohl eine normative, aber auch eine deskriptive Grammatik vorstellen.

SCHIEWE: Aber in der Schule arbeiten Sie doch nicht mit deskriptiven Grammatiken?

AYREN: Nein, in der Schule nicht.

HUPKA: Ich meine hier in der letzten Viertelstunde eine gewisse Furchtsamkeit vor dem Werten gespürt zu haben. Aber ich glaube gar nicht, dass es die Sprachwissenschaft ist, die bewertet. Die Wertungen kommen woanders her, und die Sprachwissenschaft könnte sich in meinen Augen dadurch nützlich machen, dass sie in einem produktiven Sinn wieder entwertet. Ich will dafür ein Beispiel geben: Sie alle kennen die „politische Korrektheit“. Das ist der Versuch bestimmter Gruppen, was an Sprache vorfindbar ist, auf einen gewissen Sprachgebrauch einzuzengen und diesen als den einzig korrekten Sprachgebrauch zu definieren, weil dieser bestimmte Machtverhältnisse korrigiere. Diese „politische Korrektheit“ nimmt einem als Journalist manchmal richtig die Luft zum Atmen, weil man denkt, die Welt sei voller Fettnäpfchen und man könne im Grunde nur alles falsch machen, weil man irgendwem auf die Füße tritt. Ich glaube, dass es eine sinnvolle Aufgabe für die Sprachwissenschaft wäre, eine solche – wie ich finde – gewaltsame Bewertung von Sprache wieder rückgängig zu machen und Alternativen anzubieten im Sinne von Herrn Schiewe: Man kann es auch ganz anders sagen, ohne dass es unbedingt ein Vergehen an bestimmten Machtverhältnissen ist. Da geht es eigentlich ums Entwerten.

Fragen aus dem Publikum:

PUBLIKUM I: Herr Gauger, Sie haben vorhin gesagt, dass die Sprachwissenschaft keine Möglichkeit zur Bewertung habe und führten als Beispiel „wegen dem“/„wegen des“ an. Sie sagten, man könne dort nicht unterscheiden, was besser sei. Aber nun gibt es doch auch so etwas

wie „Sprachlogik“, und ich höre in letzter Zeit oft die Form „diesen Jahres“ – also etwa „der Rechenschaftsbericht diesen Jahres“. Entsprechend müsste man auch sagen „das Spielzeug diesen Kindes“. Würden Sie mir zustimmen, dass die Sprachkritik hier doch anfangen müsste, zu bewerten?

Die zweite Frage: Sie sagten, wir brauchen eine „Sprachkultur“. Halten Sie die augenblickliche Überflutung der deutschen Sprache mit Anglizismen noch für vereinbar mit einer guten „Sprachkultur“?

GAUGER: Um mit dem letzten zu beginnen: In der Tat würde für mich zur Sprachkultur gehören, dass man darüber reflektiert, was es bedeutet, dass jetzt so viele Amerikanismen hereinströmen, auch darüber, was daran Wichtigtuerei ist, welche Sprachbarrieren es gibt, weil viele das nicht mehr verstehen. Das ist Sprachkultur. Man muss hier nur aufpassen – und zwar durchaus auch „sprachkulturell“ –, dass man da nicht in einen ausländerfeindlichen, fremdwortfeindlichen Purismus hineinkommt. Ansonsten gehört es natürlich zur Sprachkultur, dass man sich immer mal wieder überlegt, ob es jeweils nötig ist, so zu reden oder zu schreiben. Man soll aber auch nicht so stur sein. Diese englischen Wörter haben auch ihren Reiz, so wie früher die französischen ihren Reiz hatten. Wenn Sie ältere Romane lesen, „Buddenbrooks“ etwa, finden Sie auf Schritt und Tritt Französisches, weil das eben damals seinen Reiz hatte.

Zum ersten, was Sie gesagt haben: Das war, glaube ich, ein Missverständnis. Die *Sprachkritik* kann und muss werten. Sie darf subjektiv sein und sagen: Das gefällt mir nicht, das mache ich nicht oder das mache ich. Die *Sprachwissenschaft* hat da Probleme, aber sie kann gut beraten. Sie sollte – etwa Schülern – sagen, dass sie natürlich „wegen dem schlechten Wetter“ sagen können, dass man sie dann auch versteht, eventuell aber ein Problem haben, weil manche Leute sagen werden, sie seien ungebildet. Ich halte es für wichtig, den Schülern ein Gefühl für so etwas zu vermitteln. In Freiburg hört man oft, dass Leute sagen „Ich wünsche Ihnen noch ein schöner Abend“. Ich glaube, dass man den Freiburger Schülern keinen Gefallen damit tut, wenn man ihnen sagt, das sei in Ordnung. Gebildete Freiburger sagen das ja auch nicht.

PUBLIKUM II: Herr Ayren hat vorhin den Nutzen der Sprachkritik bezweifelt. Mich hat gewundert, dass da kein Widerstand kam.

SCHIEWE: Ich habe ja eingangs gesagt: Der Nutzen von Sprachkritik ist für mich sprachgeschichtlich erwiesen. Man kann das an vielen Stellen sehen, insbesondere, wenn man sich das 18. Jahrhundert anschaut, was Beate Leweling zur Zeit in einer Dissertation tut. Man kann dort genau zeigen, wie sprachkritische, wertende Konzeptionen an der Normierung unserer Sprache beteiligt waren, wie stark sie sich sprachgeschichtlich niedergeschlagen haben. Um ein anderes Beispiel zu nehmen: Der „Allgemeine Deutsche Sprachverein“, den ich persönlich aufgrund seiner politischen Ausrichtung nicht sehr schätze, hat im Bereich der Verdeutschung von Fremdwörtern deutliche Spuren in der deutschen Sprache hinterlassen. Man kann aber sicherlich noch weiter gehen: Man kann die Wirkung gegenwärtiger sprachkritischer Konzeptionen kaum messen, aber man kann sagen, dass sprachkritische Werke, die so geschrieben sind, dass die Öffentlichkeit sie rezipieren kann – für mich eine Bedingung sprachkritischer Werke –, ein hohes Maß an öffentlicher Aufmerksamkeit erfahren, die wissenschaftliche Publikationen nie erfahren. Wenn ich mich mit Leuten vom Feuilleton unterhalte, sagen die mir immer, dass gut aufbereitete Sprachthemen, die eine Frage aufgreifen, die irgendwie in der öffentlichen Diskussion ist, immer gefragt sind. Verlagsleute im Sachbuchbereich – nicht im wissenschaftlichen Bereich – sagen: Sprache und Sprachkritik ist ein ganz großes Thema. Allein die Tatsache also, dass offenbar ein öffentliches Bedürfnis nach sprachkritischen Themen vorhanden ist, zeigt doch, dass sehr viele Menschen sich mit Sprache kritisch auseinandersetzen wollen. Ich kann natürlich nicht beweisen, dass sich das in irgendeiner Weise auf den Sprachgebrauch niederschlägt, aber es wäre doch abwegig anzunehmen, dass eine solche Reflexion überhaupt keine Spuren hinterlassen sollte.

AYREN: Ich glaube, dass früher die Wirkung stärker war, während heute der negative Einfluss der Medien sich so bemerkbar macht, dass Sprachkritik weniger oder gar nichts mehr nützt, weil man das „Falsche“ derart oft liest und hört, dass im Vergleich dazu jede Art von Kritik eben nichts mehr bewirkt.

PUBLIKUM III (UWE PÖRKSEN): Vielleicht darf ich auf Ihre Frage eingehen, weil ich von Herrn Ayren auch indirekt angesprochen worden bin. Sie erwähnten, dass ich ein Buch über „Plastikwörter“ geschrieben habe, und sagten, dass Sie glauben, dass solche Bücher eigentlich gar nichts ausrichten. Ich bin da nicht ganz so sicher. Die „Plastikwörter“

waren der Versuch, einen kleinen Begriffswortschatz, wenn Sie so wollen: einen „Begriffsjargon“ zu beschreiben. Von heute her gesehen würde ich sagen, ich habe Globalisierungswerkzeuge beschrieben. Schlüsselbegriffe wie „Entwicklung“, „Struktur“, „Modernisierung“, „Zukunft“ und so fort, einen Satz von dreißig bis vierzig Wörtern – ich wollte sie ursprünglich „LEGO-Wörter“ nennen, aber das ging rechtlich nicht –, von denen ich glaubte, dass sie Werkzeuge allgemeiner Mobilmachung sind. Das gleiche war mein Thema in dem Buch über „Visiotype“, über bestimmte Schlüsselbilder also wie etwa die „Doppelhelix“, die exponentielle Weltbevölkerungskurve oder den erkrankten „blauen Planeten“. Auch diese sind Mobilisierungswerkzeuge. Wenn man sich das genauer ansieht und sich die Zeit nimmt, dann sieht man, dass sich bei dem, was wir seit ein paar Jahren „Globalisierung“ nennen, kein Naturvorgang abspielt, sondern etwas, das von der Dominanz einer kleinen Zahl öffentlicher Begriffe und Bilder abhängig ist. Ich glaube, das ist ein sinnvoller Analyseversuch, den ich verteidigen würde. Und tatsächlich ist das Echo im allgemeinen – nicht unter Sprachwissenschaftlern – eher so, dass ich mich doch ermutigt fühle, solche Versuche zu machen.

Ich will ein anderes Beispiel geben: Sie haben eben von der „Flut der Anglizismen“ gesprochen. Ich fände es gut, nützlich und sinnvoll, wenn die Sprachwissenschaft diese Debatte aufgreifen würde, weil sie zeigen kann, dass wir in der Geschichte unserer Sprache Einflüsse von einer Stärke hatten, die das heutige Englisch weit übertrifft. Das gilt für den Einfluss des Lateinischen, der tausend Jahre dauerte, und das gilt für den Einfluss des Französischen, der zwei bis drei Jahrhunderte dauerte. Und da wäre es doch eigentlich die Aufgabe der Sprachwissenschaft, diese Befürchtungen aufzugreifen, um den Argumentenschatz zu erweitern. Was haben eigentlich diese Sprachkontakte in unserer Geschichte bewirkt? Was haben sie bedeutet? Gegenwärtig gibt es einen Entlehnungsschub, das ist gar keine Frage. Könnte es aber nicht sein, dass das sogar ein Vorteil ist – so wie das Englische schon seit dem 11. Jahrhundert um einen riesigen Wortschatz aus dem Romanischen bereichert wurde und sich dadurch zwar verändert hat, auf der anderen Seite aber eine ungewöhnliche Eignung zur internationalen Verständigung hat, weil es eben germanisch *und* romanisch ist? Ich will das nicht einfach behaupten, aber ich will sagen: Es könnte sein, dass die gegenwärtigen zahlreichen Entlehnungen ein Vorteil sein *könnten*. Mein Punkt ist: Sprache verändert sich durch öffentliche Debatte. Die

Sprachwissenschaftler könnten diese sprachkritische Debatte um Argumente erweitern, weil sie ganz andere Erfahrungen haben, da sie dreißig bis vierzig Jahre mit dem Objekt Sprache umgehen.

Ich will Ihnen ein drittes Beispiel geben: Der Rechtshistoriker Hans Hattenhauer hat uns einmal ein Gerichtsurteil des Verfassungsgerichts präsentiert, das so genannte „Soraja-Urteil“. Das war eine dreiviertel Seite lang und nicht verständlich. Er demonstrierte nun an diesem Urteilstext gleichzeitig Urteilskritik und Sprachkritik. Er sagte: „Was überflüssig ist, ist für den Juristen falsch“. Er strich alles Überflüssige und heraus kam: „Die Geschichte der Rechtssprechung ist ein selbständiges Rechtsgut, selbst dann, wenn die Wissenschaft widerspricht.“ Das war ein klarer Satz, und man verstand, warum es dieses „Soraja-Urteil“ 1976 gegeben hat. Das heißt: Öffentliche Durchsichtigkeit der Sprache ist durch Übersetzung von Texten möglich. Warum nun sollten nicht Sprachwissenschaftler, die dieses Werkzeug ständig handhaben, an dem Versuch, öffentliche Sprache durchsichtig zu machen, mitarbeiten? Das ist in der Schweiz selbstverständlich. Alois Haas etwa arbeitet mit an der Verwaltungssprache dort.

Ein viertes Beispiel noch: Herr Auer hat das Thema der Angemessenheit angesprochen. Hat es Sinn, wenn Sprachwissenschaftler sich an der Diskussion darüber beteiligen, ob eine Ausdrucksweise angemessen ist? Ich meine: eigentlich ja. Sie haben doch einen besonderen Blick für die Semantik, für das Bedeutungsspektrum der Wörter. War denn das, was am 11. September passierte, eine Kriegserklärung? Ist das, was als Antwort darauf stattfindet, ein Krieg? Erhard Eppler hat am 25. September im *Willy-Brandt-Haus* in Berlin einen sehr interessanten Vortrag darüber gehalten mit dem Resultat: Es handelt sich nicht um einen Krieg. Es gibt keinen Kriegspartner, es gibt keine Kriegserklärung, überhaupt kein klar definiertes Gegenüber. Was als Antwort darauf stattfindet, ist vielleicht ein Feldzug, vielleicht eine Strafexpedition, weiß der Himmel was, aber kein Krieg. Die vollständige Sprachverwirrung in der amerikanischen Administration könnte doch ein Gegenstand auch linguistischer Untersuchungen sein. Ich fände das sinnvoll. Diese Sprachverwirrung hat sich auch in der *Badischen Zeitung* so ausgewirkt, dass Jürgen Busche diese berühmte Rede des Präsidenten Bush „für oder gegen Amerika“ für ein staatsmännisches Ereignis hielt, obwohl es doch – schlicht gesagt – ein Dokument vollständiger Begriffsverwirrung war. Natürlich muss diese Frage nach der begriff-

lichen Angemessenheit nicht Gegenstand *linguistischer* Untersuchung sein. Aber grundsätzlich denke ich, dass ein Sprachwissenschaftler das Werkzeug einer solchen semantischen Analyse beherrschen und anwenden sollte.

AYREN: Herr Pörksen, ich habe ja nicht gesagt, dass es keinen Sinn hat. Wenn ich dieser Meinung wäre, würde ich keine Sprachglossen schreiben. Ich habe von der Wirkung gesprochen, und wenn Sie vorhin gesagt haben, dass Sprachdiskussionen die Sprache verändert haben – da wäre ich um Beispiele verlegen.

HUPKA: Ich muss Ihnen, wenn auch ungern, widersprechen. Sie haben vorhin gesagt, der „Frontalangriff“ der Medien, den wir heute haben, sei etwas, vor dem man im Grunde kapitulieren müsste. Ich kann nur sagen: So wie Sie Sprachglossen schreiben, so gibt es in vielen Medien Sprachglossen, und so hat die Vielzahl der Medien auch zu einer Vielzahl von Sprachglossen geführt. Und darin sehe ich ein positives Zeichen.

GAUGER: Uwe Pörksen hat völlig recht – er konnte es selber nicht so deutlich sagen: Natürlich hat so etwas eine Wirkung. Allein das Wort „Plastikwörter“ aus seinem Titel ist quasi in die Umgangssprache eingegangen. Das ist doch eine Wirkung. Und am Beispiel des englischen Einflusses hat er sehr schön genau das gezeigt, was ich mit der Weise, in der die Sprachwissenschaft produktive Hilfestellung für die Sprachkritik geben könnte, gemeint habe. Sie könnte hier natürlich quasi entwarnen: Dreht nicht durch, das hat es schon immer gegeben.

Das andere Beispiel scheint mir über das Mögliche hinauszugehen. Da halte ich es für besser, dass Juristen darüber reden. Krieg ist ein juristisch definierter Begriff. Den kann auch ein Linguist analysieren, aber der muss sich dann seinerseits informieren. Im Übrigen: Das Wort „Krieg“ ist in diesem Falle meines Erachtens bewusst gewählt worden, weil unter dem Etikett „Krieg“ eben viel mehr dagegen getan werden kann, als wenn man es nur „Terroranschlag“ nennt. Und natürlich gibt es im einzelnen Wirkungen von Sprachkritik: Bush wurde sofort aufgeklärt, dass er alles sagen dürfe, nur nicht „Kreuzzug“. Und er hat es dann ja auch sofort unterlassen.

PUBLIKUM I: Eine Frage noch an Herrn Schiewe. Sie sagten, dass Sprachkritik nachhaltige Spuren in der Sprachentwicklung hinterlassen

hat. Würde ich Sie, wenn ich Ihnen lang genug gut zurede, überzeugen können, dass Sie die neuen Studiengänge nicht „Master“ oder „Bachelor“ nennen?

SCHIEWE: Nein, damit hätten Sie keinen Erfolg bei mir. Ich sehe in diesen Benennungen nicht das Problem, das Sie offenbar darin sehen: dass es sich hier um Angloamerikanismen handelt, wie Sie wahrscheinlich sagen würden – obwohl das ja nicht stimmt, da es ja Latinismen sind, die nur über den englischsprachigen Raum zu uns gekommen sind. Sie wurzeln tief in der europäischen Kultur und sind kein Produkt amerikanischer Kolonisation.

Zielt Ihre Frage nur auf die Anglizismen oder darauf, ob Sie als Sprachkritiker lange genug auf mich einreden, damit ich meine Meinung ändere? Zu letzterem würde ich sagen, dass es mir als Sprachkritiker gar nicht darum gehen würde, lange genug auf jemanden einzureden, sondern ich würde als Sprachkritiker versuchen, Argumente zu bringen. Im Falle der Angloamerikanismen würde ich Ihnen wohl Gegenargumente entgegen setzen und so kämen wir vielleicht in eine produktive Diskussion. Ich würde dabei versuchen, Ihnen aufzuzeigen, wo Ihre eigentliche Motivation in diesem Verfahren liegt, und Sie würden vielleicht versuchen, mir aufzuzeigen, warum ich dagegen bin, dass man so argumentiert, oder warum ich in den Angloamerikanismen keine Gefahr sehe, sondern nur eine vorübergehende Modeerscheinung. Aber solch eine produktive Argumentation wäre ja schon einmal etwas wert.

ROTH: Ich bedanke mich im Namen des Arbeitskreises bei den Teilnehmern dieser Diskussion.

Jürgen Spitzmüller · Kersten Sven Roth · Beate Leweling · Dagmar Frohning

Auswahlbibliographie zur Sprachkritik

(1990 bis Frühjahr 2002)

Die vorliegende Literatursammlung führt die aktuellste Bibliographie zum Thema *Sprachkritik* fort: WALTHER DIECKMANN'S Studienbibliographie, die 1992 erschienen ist (vgl. [4]). Sie umfasst neuere linguistische Literatur, die sich mit Sprachkritik beschäftigt oder für die sprachkritische Forschung fruchtbar gemacht werden kann und soll als Orientierung über den neuesten Forschungsstand dienen. Vollständigkeit wurde nicht angestrebt, da dies den Rahmen dieser Publikation gesprengt hätte; allerdings finden sich unter zu den einzelnen Themen jeweils Hinweise auf weiterführende Spezialbibliographien, soweit diese vorliegen. Für Hinweise danken wir Claudia Schmidt und Jürgen Schiewe.

1. Methodische Entwürfe, Forschungsstand und Geschichte

- [1] BÄR, JOCHEN A. (2001): Gegenstände der Sprachkritik: Wörter – Worte – das Wort. In: *Sprachreport* 17, H. 4, S. 14–20.
- [2] BIERE, BERND ULRICH/HOBERG, RUDOLF (Hgg.) (1995): Bewertungskriterien in der Sprachberatung. Tübingen (Studien zur deutschen Sprache; 2).
- [3] BÖKE, KARIN/JUNG, MATTHIAS/WENGELER, MARTIN (Hgg.) (1996): Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Opladen.
- [4] DIECKMANN, WALTHER (1992): Sprachkritik. Heidelberg (Studienbibliographien Sprachwissenschaft; 3).
- [5] GAUGER, HANS MARTIN (1991): Sprachkritik. In: *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung: Jahrbuch*, S. 13–43.
- [6] GAUGER, HANS-MARTIN (1995): Über Sprache und Stil. München.

- [7] GAUGER, HANS-MARTIN (1995): Was ist und was soll Sprachkritik? In: GAUGER [6], S. 29–61.
- [8] GLOY, KLAUS (1998): Sprachnormierung und Sprachkritik in ihrer gesellschaftlichen Verflechtung. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, hg. v. WERNER BESCH, ANNE BETTEN, OSKAR REICHMANN u. STEFAN SONDEREGGER, Berlin, New York, Bd. 1, S. 396–406 (HSK 2.1).
- [9] GREULE, ALBRECHT (1992): Sprachpflege, Sprachkultur, Sprachkritik. In: *Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik*, hg. v. VILMOS ÁGEL u. REGINA HESSKY, Tübingen, S. 165–176 (Reihe Germanistische Linguistik; 128).
- [10] HENNE, HELMUT (1998): Von der Sprachkritik lernen. In: *Muttersprache* 108, S. 289–297.
- [11] HERINGER, HANS-JÜRGEN/STÖTZEL, GEORG (Hgg.) (1993): Sprachgeschichte und Sprachkritik. Festschrift für Peter von Polenz zum 65. Geburtstag. Berlin u. a.
- [12] HOBERG, RUDOLF (1995): Sprachbewertung und Sprachberatung. Einführende Überlegungen zur Diskussion. In: BIERE/HOBERG [2], S. 1–5 (Studien zur deutschen Sprache; 2).
- [13] HOLZER, JACQUELINE/SCHMELLENTIN, CLAUDIA/STURM, AFRA (2001): Tagungsbericht: Wissenschaftstheoretische Perspektiven einer künftigen Linguistik, 18.–21. April 2001, Monte Verità. In: *Sprachreport* 17, H. 3, S. 20–22.
- [14] INGENDAHL, WERNER (1996): Sprache, öffentliche Sprache und Sprachgebrauch als Forschungsgegenstand. In: BÖKE/JUNG/WENGELER [3], S. 378–390.
- [15] INGENDAHL, WERNER (2000): Sprachkritik der Sprachwissenschaft? In: *Wirkendes Wort* 50, H. 3, S. 430–446.
- [16] JÄGER, SIEGFRIED (1991): Text- und Diskursanalyse. Eine Anleitung zur Analyse politischer Texte. Dortmund (DISS-Texte 16).
- [17] JÄGER, SIEGFRIED (1996): Wörter im Diskurs: das Beispiel „Rassismus“. In: BÖKE/JUNG/WENGELER [3], S. 391–402.
- [18] JÄGER, SIEGFRIED (1999): Kritische Diskursanalyse. Eine Ein-

führung. Duisburg, 2. überarb. u. erw. Aufl. (DISS-Studien).

- [19] JÄGER, SIEGFRIED (2001): Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*, hg. v. REINER KELLER, ANDREAS HIRSELAND, WERNER SCHNEIDER u. WILLY VIEHÖVER, Opladen, Bd. 1: Theorien und Methoden, S. 81–112.
- [20] JOCHMANN, CARL GUSTAV (1998): Über die Sprache. Heidelberg (Carl Gustav Jochmann: Gesammelte Schriften).
- [21] KAPITZKY, JENS (2000): Sprachkritik und Political correctness in der Bundesrepublik. Aachen (Essener Studien zur Semiotik und Kommunikationsforschung; 1).
- [22] KILIAN, JÖRG (2001): Kritische Semantik. Für eine wissenschaftliche Sprachkritik im Spannungsfeld von Sprachtheorie, Sprachnorm, Sprachpraxis. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 29, H. 3, S. 293–318.
- [23] KNOOP, ULRICH (1991): Sprachkritik: Die notwendige Antwort auf die Folgen der modernen Normkodifikation. In: „*Die in dem alten Haus der Sprache wohnen*“. *Beiträge zum Sprachdenken in der Literaturgeschichte. Helmut Arntzen zum 60. Geburtstag*, hg. v. ECKEHARD CZUCKA, THOMAS ALTHAUS u. BURKHARD SPINNEN, Münster, S. 3–10.
- [24] LEWELING, BEATE/ROTH, KERSTEN SVEN/SPITZMÜLLER, JÜRGEN (2002): Sprachkritik – eine unlösbare Aufgabe? Ergebnisse einer Befragung unter Linguisten. In: *Sprachreport* 18, H. 1, S. 19–23.
- [25] LIEDTKE, GERD-DIETER (1994): Kein Schwachsinn ohne Nachfrage – Plädoyer für eine engagierte Germanistik. In: *Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes* 41, H. 3, S. 19–23.
- [26] MARTIN, PAUL (1997): Überlegungen zur Sensibilisierung von Heranwachsenden bezüglich Sprache, basierend auf der Sprachkritik von Karl Kraus. Freiburg.
- [27] VON POLENZ, PETER (2000): Sprachgeschichte und Sprachkritik. In: *Deutscher Sprachpreis 2000*, hg. v. HENNING-KAUFMANN-STIFTUNG, Schliengen, S. 21–45.

- [28] PÖRKSEN, UWE (1994): Genauigkeit, Durchsichtigkeit und Form. Was ist eine vollkommene Sprache? In: PÖRKSEN [31], S. 297–321 (Forum für Fachsprachenforschung 22).
- [29] PÖRKSEN, UWE (1994): Platons Dialog über die Richtigkeit der Wörter und das Problem der Sprachkritik. In: PÖRKSEN [31], S. 175–187 (Forum für Fachsprachenforschung 22).
- [30] PÖRKSEN, UWE (1994): Theoretische Grundlagen, Instrumente und mögliche Themen einer sprachwissenschaftlichen Sprachkritik. In: PÖRKSEN [31], S. 245–263 (Forum für Fachsprachenforschung 22).
- [31] PÖRKSEN, UWE (Hg.) (1994): Wissenschaftssprache und Sprachkritik. Untersuchungen zu Geschichte und Gegenwart. Tübingen (Forum für Fachsprachenforschung 22).
- [32] PÖRKSEN, UWE (1997): Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Visiotype. Stuttgart.
- [33] REIFFENSTEIN, INGO (1999): Sprachpflege und Sprachgeschichte. In: SCHARNHORST [35], S. 225–238 (Sprache – System und Tätigkeit; 30).
- [34] ROTH, KLAUS-HINRICH (1998): Positionen der Sprachpflege in historischer Sicht. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, hg. v. WERNER BESCH, ANNE BETTEN, OSKAR REICHMANN u. STEFAN SONDEREGGER, Berlin, New York, Bd. 1, S. 383–396 (HSK 2.1).
- [35] SCHARNHORST, JÜRGEN (Hg.) (1999): Sprachkultur und Sprachgeschichte. Herausbildung und Förderung von Sprachbewußtsein und wissenschaftlicher Sprachpflege in Europa. Frankfurt/M. (Sprache – System und Tätigkeit; 30).
- [36] SCHARNHORST, JÜRGEN/FIX, ULLA/GREULE, ALBRECHT/TRABOLD, ANNETTE (1999): Aufgaben der Sprachkultur in der Bundesrepublik Deutschland. Thesen. In: SCHARNHORST [35], S. 273–283 (Sprache – System und Tätigkeit; 30).
- [37] SCHIEWE, ANDREA/SCHIEWE, JÜRGEN (2000): Witzkultur in der DDR. Ein Beitrag zur Sprachkritik. Göttingen.

- [38] SCHIEWE, JÜRGEN (1998): Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München.
- [39] SCHIEWE, JÜRGEN (2000): Sprache zwischen Sprachwissenschaft und Sprachkritik. In: SCHIEWE [40], S. 137–154.
- [40] SCHIEWE, JÜRGEN (Hg.) (2000): Welche Wirklichkeit wollen wir? Beiträge zur Kritik herrschender Denkformen. Uwe Pörksen zum 13. März 2000, seinem 65. Geburtstag, gewidmet. Schliengen.
- [41] SCHIEWE, JÜRGEN (2002): Wörter auf dem Prüfstand. Grundzüge der Sprachkritik. In: *Über Wörter. Grundkurs Linguistik*, hg. v. JÜRGEN DITTMANN u. CLAUDIA SCHMIDT, Freiburg, S. 189–210.
- [42] SCHLOSSER, HORST DIETER (1995): Sprachkritik zwischen ‚political correctness‘ und anderen Klippen. In: BIERE/HOBERG [2], S. 132–146 (Studien zur deutschen Sprache; 2).
- [43] SCHLOSSER, HORST DIETER (1996): Sprachkritik als Problemgeschichte der Gegenwart. In: BÖKE/JUNG/WENGLER [3], S. 99–109.
- [44] SCHLOSSER, HORST DIETER (2000): 525 Jahre „Unwort“. Gesamt-, West- und Ostdeutsches im Spiegel der Sprachkritik. In: EICHHOFF-CYRUS/HOBERG [132], S. 289–301.
- [45] SCHLOSSER, HORST DIETER (2000): Lexikon der Unwörter. Gütersloh.
- [46] SCHWINN, HORST (1996): Linguistische Sprachkritik. Ihre Grenzen und Chancen. Heidelberg.
- [47] SEIBICKE, WILFRIED (1993): Wortgeschichte und Sprachkritik. Ein Beitrag zur Diskussion. In: HERINGER/STÖTZEL [11], S. 311–324.
- [48] SIEHR, KARL-HEINZ (1996): Sprachkritik. Anmerkungen zu einem vielschichtigen Begriff. In: *Deutschunterricht* 49, H. 2, S. 77–86.
- [49] SITTA, HORST (2000): Wie Sprachkritik nicht sein sollte. In: *Sprachsplitter und Sprachspiele. Nachdenken über Sprache und Sprachgebrauch. Festschrift für Willy Sanders*, hg. v. JÜRGEN NIE-

DERHAUSER u. STANISLAW SZLEK, Bern u. a., S. 251–265.

- [50] STRASSNER, ERICH (1995): Deutsche Sprachkultur. Von der Barbarensprache zur Weltsprache. Tübingen.
- [51] VILLIGER, HERMANN (1995): Sprachpflege nach heutigem Verständnis. In: BIERE/HOBERG [2], S. 147–160 (Studien zur deutschen Sprache; 2).
- [52] WENGELER, MARTIN (1996): Sprachthematisierungen in argumentativer Funktion. Eine Typologie. In: BÖKE/JUNG/WENGELER [3], S. 413–430.
- [53] WIERLEMANN, SABINE (im Druck): Political Correctness in den USA und in Deutschland. Berlin (Philologische Studien und Quellen) [zugl.: Phil. Diss. Freiburg 2001].
- [54] WIMMER, RAINER (1994): Sprachkritik und Sprachkultur. In: *Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache*, hg. v. HANS-JÜRGEN HERINGER, GUNHILD SAMSON u. MICHAEL KAUFFMANN, Tübingen, S. 253–264.

2. Themenfelder linguistisch fundierter Sprachkritik

2.1 Feministische Sprachkritik

Vgl. für weitere Literatur die umfassende Bibliographie von PEYER/GROTH [68].

- [55] ALFERS, SANDRA/KÜRSCHNER, WILFRIED/PELKA, CHRISTIANE (1994): Sprachsexismus? Die Bezeichnung der Geschlechter in der Sprachpraxis – Erkundungen bei Studierenden (und Lehrenden). In: *Frauenfragen – Frauensachen*, hg. v. HERMANN VON LAER u. ASTRID SCHMIDT-VON MÜHLENFELS, Cloppenburg, S. 245–273.
- [56] BRAUN, FRIEDERIKE (1991): Mehr Frauen in die Sprache. Leitfaden zur geschlechtergerechten Formulierung. Kiel.
- [57] BRAUN, FRIEDERIKE/GOTTBURSEN, ANJA/SCESNY, SABINE/STAHLBERG, DAGMAR (1998): Können Geophysiker Frauen sein? Generische Personenbezeichnungen im Deutschen. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 26, S. 265–283.

- [58] BURKHARDT, ARMIN (1990): „Das ist eine Frage des Intellekts, Frau Kollegin!“ Zur Behandlung weiblicher Redner in deutschen Parlamenten. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 21, H. 65, S. 61–83.
- [59] BURKHARDT, ARMIN (1990): „Zur Sache Schätzchen!“ Chauvisprüche im Parlament. In: *Sprachreport* 6, H. 2, S. 1–3.
- [60] CHEAURÉ, ELISABETH/GUTJAHR, ORTRUD/SCHMIDT, CLAUDIA (Hgg.) (2002): *Geschlechterkonstruktionen in Sprache, Literatur und Gesellschaft*. Freiburg.
- [61] DIETRICH, MARGOT (2000): „Gerechtigkeit gegenüber jedermann“ – „Gerechtigkeit gegenüber allen Menschen“. Sprachliche Gleichbehandlung am Beispiel der Verfassung des Landes Niedersachsen. In: EICHHOFF-CYRUS/HOBERG [132], S. 192–223.
- [62] DITTMANN, JÜRGEN (2002): Personenbezeichnungen und opake Geschlechtsreferenz. Am Beispiel von Wissenschaftstexten. In: CHEAURÉ/GUTJAHR/SCHMIDT [60], S. 63–91.
- [63] HÄBERLIN, SUSANNA/SCHMID, RACHEL/WYSS, EVA L. (Hgg.) (1991): *Übung macht die Meisterin. Richtlinien für einen nichtsexistischen Sprachgebrauch*. Zürich.
- [64] HELLINGER, MARLIS (1990): *Kontrastive feministische Linguistik*. München.
- [65] HELLINGER, MARLIS (2000): Feministische Sprachkritik und politische Korrektheit – der Diskurs der Verzerrung. In: EICHHOFF-CYRUS/HOBERG [132], S. 177–191.
- [66] IRMEN, LISA/KÖHNCKE, ASTRID (1996): Zur Psychologie des ‚generischen‘ Maskulinums. In: *Sprache und Kognition*, H. 15, S. 152–166.
- [67] MÜLLER, SIGRID/FUCHS, CLAUDIA (1993): *Handbuch zur nichtsexistischen Sprachverwendung in öffentlichen Texten*. Frankfurt/M.
- [68] PEYER, ANN/GROTH, RUTH (1996): *Sprache und Geschlecht*. Heidelberg (Studienbibliographien Sprachwissenschaft; 15).
- [69] PUSCH, LUISE F. (1994): *Alle Menschen werden Schwestern: feministische Sprachkritik*. Frankfurt/M., 3. Aufl.

- [70] RUMMLER, ULRIKE (1995): Ärztin oder Arzt? Eine psychologische Untersuchung zum generischen Gebrauch des Maskulinums bei Grundschülerinnen und Grundschulern. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 51, S. 173–189.
- [71] SAMEL, INGRID (1995): Einführung in die feministische Sprachwissenschaft. Berlin.
- [72] SCHEELE, BRIGITTE/GAULER, EVA (1993): Wählen Wissenschaftler ihre Probleme anders aus als Wissenschaftlerinnen? Das Genus-Sexu s-Problem als paradigmatischer Fall der linguistischen Relativitätsthese. In: *Sprache und Kognition* 12, S. 59–72.
- [73] SCHEELE, BRIGITTE/ROTHMUND, JUTTA (2001): Sprache als Sozialität: Linguistische Relativität und das Genus-Sexu s-Problem. In: *Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie*, hg. v. NORBERT GROEBEN, Münster, Bd. II.1, S. 77–129.
- [74] SCHIEWE, JÜRGEN (2002): „Brüderlichkeit“ und „Schwesterlichkeit“. Über die Gemeinsamkeiten zwischen aufklärerischer und feministischer Sprachkritik. In: CHEAURÉ/GUTJAHR/SCHMIDT [60], S. 211–232.
- [75] SCHMIDT, CLAUDIA (2002): KFZ-Mechaniker wird Schauspielerin. Zum generischen Gebrauch des Maskulinums unter psycholinguistischem Aspekt. In: CHEAURÉ/GUTJAHR/SCHMIDT [60], S. 233–246.
- [76] SCHOENTHAL, GISELA (Hg.) (1998): Feministische Linguistik – Linguistische Geschlechterforschung. Ergebnisse, Konsequenzen, Perspektiven. Hildesheim (Germanistische Linguistik; 139/140).
- [77] SCHOENTHAL, GISELA (1998): Von Burschinnen und Azubinnen. Feministische Sprachkritik in den westlichen Bundesländern. In: SCHOENTHAL [76], S. 9–31 (Germanistische Linguistik; 139/140).
- [78] SCHOENTHAL, GISELA (1999): Wirkungen der feministischen Sprachkritik in der Öffentlichkeit. In: STICKEL [124], S. 225–242 [postum].
- [79] SCHOENTHAL, GISELA (2000): Impulse der feministischen Linguistik für Sprachsystem und Sprachgebrauch. Bearbeitet von ANNE BETTEN. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, hg. v.

WERNER BESCH, ANNE BETTEN, OSKAR REICHMANN u. STEFAN SONDEREGGER, Berlin, New York, Bd. 2, S. 2064–2100 (HSK 2.2) [postum].

- [80] SCHRIFTENREIHE DER FRAUENMINISTERIN (Hg.) (1997): Anleitung zum geschlechtergerechten Sprachgebrauch. Bd. 13. Wien.
- [81] STUCKARD, BETTINA (2000): Das Bild der Frau in Frauen- und Männerzeitschriften. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung über Geschlechtsstereotype. Frankfurt/M.
- [82] STUCKARD, BETTINA (2000): Sprachliche Gleichbehandlung – (k)ein Thema für Frauenzeitschriften? In: EICHHOFF-CYRUS/HOBERG [132], S. 224–245.
- [83] TAFFERNER, ANDREA (Hg.) (2001): Frauen und Liturgie – feministische Sprachkritik in der Diskussion. Dokumentation einer Tagung der Akademie Franz-Hitze-Haus in Kooperation mit der Arbeitsgemeinschaft Frauenseelsorge der Deutschen Bistümer. Münster, 2. Aufl. (Materialien aus dem Franz-Hitze-Haus – Akademie Franz-Hitze-Haus, Münster; 45).

2.2 Politolinguistik

Vgl. für weitere Literatur die umfassende Bibliographie von FISCHER [97].

- [84] BANDHAUER, WOLFGANG (1990): Kritik der Kritik. Anmerkungen zur politischen und ideologischen Dimension des Sprechens über die Sprache der Politik. In: *Sprache in der Politik – Politik in der Sprache. Analysen zum öffentlichen Sprachgebrauch*, hg. v. RUTH WODAK u. FLORIAN MENZ, Klagenfurt, S. 232–239 (Dissertationen und Abhandlungen; 24).
- [85] BERGMANN, CHRISTIAN (1999): Die Sprache der Stasi: ein Beitrag zur Sprachkritik. Göttingen.
- [86] BURKHARDT, ARMIN (1992): Ein Parlament sucht(e) seine Sprache – Zur Sprache der Volkskammer. In: *Sprache im Umbruch. Politischer Sprachwandel im Zeichen von „Wende“ und „Vereinigung“*, hg. v. ARMIN BURKHARDT u. K. PETER FRITZSCHE, Berlin, New York, S. 155–197 (Sprache, Politik, Öffentlichkeit; 1).

- [87] BURKHARDT, ARMIN (1993): Der Einfluß der Medien auf das parlamentarische Sprechen. In: *Sprache in den Medien nach 1945*, hg. v. BERND ULRICH BIERE u. HELMUT HENNE, S. 158–203 (Reihe Germanistische Linguistik; 135).
- [88] BURKHARDT, ARMIN (1995): Zwischen Diskussions- und Schaulensterparlamentarismus – am Beispiel von Zwischenfragen und Kurzdialogen. In: *Sprache des Parlaments und Semiotik der Demokratie. Studien zur politischen Kommunikation in der Moderne*, hg. v. ANDREAS DÖRNER u. LUDGERA VOGT, Berlin, New York (Sprache, Politik, Öffentlichkeit; 7).
- [89] BURKHARDT, ARMIN (1996): Politolinguistik. Versuch einer Ortsbestimmung. In: *Sprachstrategien und Dialogblockaden. Linguistische und politikwissenschaftliche Studien zur politischen Kommunikation*, hg. v. JOSEF KLEIN u. HAJO DIEKMANN-SHENKE, Berlin, New York, S. 75–100 (Sprache, Politik, Öffentlichkeit; 7).
- [90] BURKHARDT, ARMIN (1998): Integration und Distanzierung. Zu einigen typischen Sprachphänomenen im modernen Parlamentarismus. In: *Sprache als Mittel von Identifikation und Distanzierung*, hg. v. RUTH REIHER u. UNDINE KRAMER, Frankfurt/M. u. a., S. 195–236 (Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte; 5).
- [91] BURKHARDT, ARMIN (2001): Politische Sprache. Grundbegriffe und Analysemethoden. In: *Die deutsche Literatur, hrsg. von der Gesellschaft für Germanistik der Kansai-Universität Osaka* 45, S. 1–32.
- [92] BURKHARDT, ARMIN (2002): Das Parlament und seine Sprache. Studien zu Theorie und Geschichte parlamentarischer Kommunikation. Tübingen.
- [93] BURKHARDT, ARMIN/PAPE, KORNELIA (Hgg.) (im Druck): Sprache und Glaubwürdigkeit. Linguistik der politischen ‚Affäre(n)‘. Wiesbaden.
- [94] CZERWICK, EDWIN (1996): Politikverdrossenheit. Politische Selbstreferenz und die „Stimme des Volkes“. In: *Sprachstrategien und Dialogblockaden. Linguistische und politikwissenschaftli-*

che Studien zur politischen Kommunikation, hg. v. JOSEF KLEIN u. HAJO DIEKMANNSENKE, Berlin, New York, S. 49–72 (Sprache, Politik, Öffentlichkeit; 7).

- [95] EPPLER, ERHARD (1992): Kavalleriepferde beim Hornsignal. Die Krise der Politik im Spiegel der Sprache. Frankfurt/M.
- [96] EPPLER, ERHARD (1994): Politische Sprachkritik – was kann sie leisten? In: *Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache*, hg. v. HANS-JÜRGEN HERINGER, GUNHILD SAMSON u. MICHAEL KAUFFMANN, Tübingen, S. 13–21.
- [97] FISCHER, HANS-DIETER (1995): Manipulation – Persuasion – Sprache. Eine Arbeitsbibliographie. St. Augustin.
- [98] GRUNER, PAUL-HERMANN (1991): Inszenierte Polarisierung, organisiertes Trugbild. Sechs Thesen zur Sprache des Wahlkampfes. In: *Sprache statt Politik. Politikwissenschaftliche Semantik- und Rhetorikforschung*, hg. v. MANFRED OPP DE HIPT u. ERICH LATNIAK, Opladen, S. 23–37.
- [99] HERINGER, HANS-JÜRGEN (1990): „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort“. Politik, Sprache, Moral. München.
- [100] HERMANN, FRITZ (1994): Schlüssel-, Schlag- und Fahnenwörter. Zu Begrifflichkeit und Theorie der lexikalischen „politischen Semantik“. Heidelberg (Arbeiten aus dem Sonderforschungsbereich 245, „Sprache und Situation“, Heidelberg, Mannheim; 81).
- [101] KLEIN, JOSEF (1991): Kann man ‚Begriffe besetzen‘? Zur linguistischen Differenzierung einer plakativen politischen Metapher. In: LIEDTKE/WENGELER/BÖKE [103], S. 44–69.
- [102] KREBS, BIRGIT-NICOLE (1993): Sprachhandlung und Sprachwirkung. Untersuchungen zur Rhetorik, Sprachkritik und zum Fall Jenninger. Berlin (Philologische Studien und Quellen; 123) [Zugl.: Phil. Diss. Heidelberg 1992].
- [103] LIEDTKE, FRANK/WENGELER, MARTIN/BÖKE, KARIN (Hgg.) (1991): Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik. Opladen.
- [104] LIEDTKE, FRANK (im Druck): Entschuldigung – ein sprachliches Ritual für Skandalisierte. In: BURKHARDT/PAPE [93].

- [105] PRUYS, KARL HUGO (1994): „Im Vorfeld wird zurückgeschossen ...“. Wie Politiker und Medien die deutsche Sprache verhunzen. Berlin.
- [106] STRASSNER, ERICH (1991): Maximenverstoß als Regel. Zum Grundprinzip politischer Kommunikation. In: *Sprache statt Politik. Politikwissenschaftliche Semantik- und Rhetorikforschung*, hg. v. MANFRED OPP DE HIPT u. ERICH LATNIAK, Opladen, S. 124–155.

3. Öffentlichkeit und Sprachwissenschaft

- [107] ANTOS, GERD (1996): Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings. Tübingen.
- [108] ANTOS, GERD/TIETZ, HEIKE/WEBER, TILO (1999): Linguistik in der Öffentlichkeit? Ergebnisse einer Umfrage unter LinguistInnen zum Forschungstransfer. In: STICKEL [124], S. 100–120 (IDS-Jahrbuch 1998).
- [109] BACHORSKI, HANS-JÜRGEN (1994): Überlegungen zum Leitthema: Die Germanistik und die Öffentlichkeit. In: *Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes* 41, H. 3, S. 10–15.
- [110] DIECKMANN, WALTHER (1991): Sprachwissenschaft und öffentliche Sprachdiskussion – Wurzeln ihres problematischen Verhältnisses. In: *Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch*, hg. v. RAINER WIMMER, Berlin, New York, S. 355–371 (IDS-Jahrbuch 1990).
- [111] GAUGER, HANS-MARTIN (1999): Die Hilflosigkeit der Sprachwissenschaft. In: MEIER [164], S. 85–101.
- [112] HOBERG, RUDOLF (1996): Linguistik für die Öffentlichkeit: Wörter und Unwörter des Jahres. In: *Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag*, hg. v. KARIN BÖKE, MATTHIAS JUNG u. MARTIN WENGELER, Opladen, S. 90–98.
- [113] HOBERG, RUDOLF (1997): Öffentlichkeit und Sprachwissenschaft. In: *Muttersprache* 107, H. 1, S. 54–63.

- [114] JÄGER, LUDWIG (1999): Linguistik und Öffentlichkeit. Aspekte eines schwierigen Verhältnisses. In: STICKEL [124], S. 243–261 (IDS-Jahrbuch 1998).
- [115] JUNG, MATTHIAS (1991): Öffentlicher Sprachgebrauch und Demokratisierung. In: *Der Sprachdienst* 35, H. 5, S. 153–155.
- [116] JUNG, MATTHIAS (1992): Sprache, Identität, Postmoderne. Das neue Sprachbewußtsein der 80er Jahre. In: *Revue d'Allemagne et des pays de langue allemande* 24, H. 1, S. 133–142.
- [117] JUNG, MATTHIAS (1993): Das öffentliche Sprachbewußtsein heute. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 24, H. 2, S. 62–72.
- [118] JUNG, MATTHIAS/WENGELER, MARTIN (1999): Wörter – Argumente – Diskurse. Was die Öffentlichkeit bewegt und was die Linguistik dazu sagen kann. In: STICKEL [124], S. 143–171 (IDS-Jahrbuch 1998).
- [119] LEHR, ANDREA (1999): Quo vadis, Sprachwissenschaft? Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit: Randnotizen zur IDS-Jahrestagung 1998. In: *ZGL* 27, S. 38–66.
- [120] MÜLLER, WOLFGANG (1994): Die Lust an der Worthinrichtung. Sprachkritisches Bewußtsein in der Öffentlichkeit. In: *Informationen zur Deutschdidaktik* 18, H. 4, S. 42–58.
- [121] NEULAND, EVA (1996): Sprachkritiker sind wir doch alle! Formen öffentlichen Sprachbewußtseins. Perspektiven kritischer Deutung und einige Folgerungen. In: BÖKE/JUNG/WENGELER [3], S. 110–120.
- [122] NIEDERHAUSER, JÜRG (1999): Kaum präsenste Linguistik – Zur Behandlung von Sprachfragen und sprachbezogenen Themen in der Öffentlichkeit. In: *Medium Sprache im Beruf. Eine Aufgabe für die Linguistik*, hg. v. MICHAEL BECKER-MROTZEK u. CHRISTINE DOPPLER, Tübingen, S. 37–52 (Forum für Fachsprachenforschung; Bd. 49).
- [123] SIEBER, PETER/SITTA, HORST (1992): Sprachreflexion in der Öffentlichkeit. Die öffentliche Sprachkritik als Indikator öffentlichen Sprachbewußtseins. In: *Der Deutschunterricht* 44, S. 63–83.

- [124] STICKEL, GERHARD (Hg.) (1999): Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit. Berlin, New York (IDS-Jahrbuch 1998).
- [125] STICKEL, GERHARD (1999): Zur Sprachbefindlichkeit der Deutschen: Erste Ergebnisse einer Repräsentativerhebung. In: STICKEL [124], S. 16–44 (IDS-Jahrbuch 1998).
- [126] STICKEL, GERHARD/VOLZ, NORBERT (1999): Meinungen und Einstellungen zur deutschen Sprache. Ergebnisse einer bundesdeutschen Repräsentativerhebung. Mannheim (amades 2/99).
- [127] STÖTZEL, GEORG/WENGELER, MARTIN (Hgg.) (1995): Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin, New York (Sprache, Politik, Öffentlichkeit; 4).
- [128] TRABOLD, ANNETTE (1993): Sprachpolitik, Sprachkritik und Öffentlichkeit. Anforderungen an die Sprachfähigkeit des Bürgers. Wiesbaden [zugl.: Phil. Diss. Heidelberg 1991].
- [129] WIMMER, RAINER (2000): Sprachkritik in der Öffentlichkeit seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, hg. v. WERNER BESCH, ANNE BETTEN, OSKAR REICHMANN u. STEFAN SONDEREGGER, Berlin, New York, Bd. 2, S. 2054–2064 (HSK 2.2).

4. Themenfelder öffentlicher Sprachkritik

4.1 Sprachwandel allgemein

- [130] DEBUS, FRIEDHELM (1999): Entwicklungen der deutschen Sprache in der Gegenwart – und in der Zukunft? Stuttgart (Akademie der Wissenschaften und der Literatur: Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse; Jg. 1999, Nr. 2).
- [131] DROSDOWSKI, GÜNTHER (1990): Ist unsere Sprache noch zu retten? In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 21, H. 65, S. 2–10.
- [132] EICHHOFF-CYRUS, KARIN M./HOBERG, RUDOLF (Hgg.) (2000): Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall? Mannheim u. a. (Duden Thema Deutsch; 1).

- [133] HOBERG, RUDOLF (1990): Sprachverfall? Wie steht es mit den sprachlichen Fähigkeiten der Deutschen? In: *Muttersprache* 100, S. 233–243.
- [134] MOSER, HANS (1991): Verfällt die Sprache? Von Sprachbräuchen und Sprachnormen. In: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* 10, S. 5–12.
- [135] PFLUG, GÜNTHER (1991): Verfall der deutschen Sprache? In: *Der Sprachdienst* 35, H. 5, S. 137–152.
- [136] SANDERS, WILLY (1998): Sprachkritikastereien. Darmstadt, 2. überarb. Aufl. (Titel der ersten Auflage 1992: „Sprachkritikastereien und was der ‚Fachler‘ dazu sagt“).
- [137] SCHRODT, RICHARD (1995): Warum geht die deutsche Sprache immer wieder unter? Die Problematik der Werterhaltung im Deutschen. Wien (Passagen Diskursforschung).

4.2 Anglizismen/Stellung des Deutschen

- [138] BÄR, JOCHEN A. (2001): Fremdwortprobleme. Sprachsystematische und historische Aspekte. In: *Der Sprachdienst* 45, H. 4/5, S. 121–133/169–182.
- [139] BEINKE, CHRISTIANE (1990): Der Mythos franglais. Zur Frage der Akzeptanz von Angloamerikanismen im zeitgenössischen Französisch – mit einem kurzen Ausblick auf die Anglizismen-Diskussion in Dänemark. Frankfurt/M. u. a.
- [140] BRAUN, PETER (1990): Internationalismen – Gleiche Wortschätze in europäischen Sprachen. In: *Internationalismen. Studien zur Interlinguistischen Lexikologie und Lexikographie*, hg. v. P. BRAUN, BURKHARD SCHAEDEER u. JOHANNES VOLMERT, Tübingen, S. 13–33 (Reihe Germanistische Linguistik; 102).
- [141] BRAUN, PETER/SCHAEDEER, BURKHARD/VOLMERT, JOHANNES (Hgg.) (1990): Internationalismen. Studien zur internationalen Lexikologie und Lexikographie. Tübingen (RGL 102).
- [142] BUSSE, ULRICH (1999): Keine Bedrohung durch Anglizismen. In: *Der Sprachdienst* 43, H. 1, S. 18–20.

- [143] BUSSE, ULRICH (2001): Anglizismen im Gegenwartsdeutschen. Eine Taskforce für die deutsche Sprache oder alles bloß Peanuts? In: *Der Deutschunterricht* 53, H. 4, S. 42–50.
- [144] BUSSE, ULRICH (2001): Typen von Anglizismen: von der heilago geist bis Extremsparing – aufgezeigt anhand ausgewählter lexikographischer Kategorisierungen. In: STICKEL [176], S. 131–155 (IDS-Jahrbuch 2000).
- [145] CIRKO, LESLAW (2001): Sprachpflege per Gesetz. In: *Sprachreport* 17, H. 1, S. 2–4.
- [146] DREWS, JÖRG (1999): Auf dem Weg zum Denglitsch. Wieviel Angloamerikanisch verträgt die deutsche Sprache? In: MEIER [164], S. 15–31.
- [147] EICHHOFF, JÜRGEN (1999): Es liegt in unserer Hand. In: *Der Sprachdienst* 43, H. 1, S. 21–24.
- [148] GARDT, ANDREAS (2001): Das Fremde und das Eigene. Versuch einer Systematik des Fremdwortbegriffs in der deutschen Sprachgeschichte. In: STICKEL [176], S. 30–58 (IDS-Jahrbuch 2000).
- [149] GÄRTNER, GEORG-HEINZ (1999): Wie viele Anglizismen verträgt unsere Sprache? In: *Der Sprachdienst* 43, H. 1, S. 24–26.
- [150] GESSINGER, JOACHIM (2001): Deutsche Reden deutsch. In: *Die deutsche Sprache in der Gegenwart. Festschrift für Dieter Cherubim zum 60. Geburtstag*, hg. v. STEFAN J. SCHIERHOLZ, Frankfurt/M. u. a., S. 243–255.
- [151] GLAHN, RICHARD (2000): Der Einfluß des Englischen auf gesprochene deutsche Gegenwartssprache. Eine Analyse öffentlich gesprochener Sprache am Beispiel von „Fernsehdeutsch“. Frankfurt/M. u. a. (Angewandte Sprachwissenschaft; 4).
- [152] GLAHN, RICHARD (2001): Anglizismen – Ursachen für den häufigen Gebrauch. In: *Muttersprache* 111, H. 1, S. 25–35.
- [153] GREULE, ALBRECHT (1999): Sprachloyalität – Sprachkultur – Sprachattraktivität. Warum noch Deutsch lernen? In: *Informationen Deutsch als Fremdsprache* 26, H. 5, S. 423–431.
- [154] GREULE, ALBRECHT/JANICH, NINA (2001): „...da weiß man, was man hat?“ Verfremdung zum Neuen im Wortschatz der Wer-

- bung. In: STICKEL [176], S. 258–279 (IDS-Jahrbuch 2000).
- [155] GROSSE, SIEGFRIED (2000): Fremde deutsche Wörter. Rede anlässlich der Verleihung des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim am 15. März 2000. Mannheim u. a. (Duden-Beiträge zu Fragen der Rechtschreibung, der Grammatik und des Stils; 55).
- [156] HOBERG, RUDOLF (1996): Fremdwörter. Wie soll sich die Gesellschaft für deutsche Sprache dazu verhalten? In: *Der Sprachdienst* 5, S. 137–142.
- [157] HOBERG, RUDOLF (2000): Sprechen wir bald alle Denglisch oder Germeng? In: EICHHOFF-CYRUS/HOBERG [132], S. 303–316.
- [158] HOBERG, RUDOLF (2001): Englisch im Deutschen: Take it easy, but not too easy! [Beitrag zur Podiumsdiskussion: Neues und Fremdes im heutigen deutschen Wortschatz – Was halten wir davon, was halten andere davon?]. In: STICKEL [176], S. 299–302 (IDS-Jahrbuch 2000).
- [159] JONES, WILLIAM JERVIS (1995): Sprachhelden und Sprachverderber. Dokumente zur Erforschung des Fremdwortpurismus in Deutschland (1478–1750). Berlin, New York.
- [160] JUNG, MATTHIAS (1995): Amerikanismen, ausländische Wörter, Deutsch in der Welt. Sprachdiskussion als Bewältigung der Vergangenheit und Gegenwart. In: STÖTZEL/WENGELER [127], S. 245–283.
- [161] KIRKNESS, ALAN (1998): Das Phänomen des Purismus in der Geschichte des Deutschen. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, hg. v. WERNER BESCH, ANNE BETTEN, OSKAR REICHMANN u. STEFAN SONDEREGGER, Berlin, New York, Bd. 1, S. 407–416 (HSK 2.1).
- [162] KIRKNESS, ALAN (2001): Europäismen/Internationalismen im heutigen deutschen Wortschatz. Eine lexikographische Pilotstudie. In: STICKEL [176], S. 105–130 (IDS-Jahrbuch 2000).
- [163] LINKE, ANGELIKA (2001): „Amerikanisierung“: Kulturelle Nutzung sprachlicher Zeichen [Beitrag zur Podiumsdiskussion: Neues und Fremdes im heutigen deutschen Wortschatz – Was halten wir

- davon, was halten andere davon?]. In: STICKEL [176], S. 302–304 (IDS-Jahrbuch 2000).
- [164] MEIER, CHRISTIAN (Hg.) (1999): Sprache in Not? Zur Lage des heutigen Deutsch. Göttingen.
- [165] MUNSKE, HORST HAIDER (2001): Fremdwörter in deutscher Sprachgeschichte: Integration oder Stigmatisierung? In: STICKEL [176], S. 7–29 (IDS-Jahrbuch 2000).
- [166] PLÜMER, NICOLE (2000): Anglizismus – Purismus – sprachliche Identität. Eine Untersuchung zu den Anglizismen in der deutschen und französischen Mediensprache. Frankfurt/M. u. a. (Europäische Hochschulschriften: Reihe 13, Französische Sprache und Literatur; Bd. 251) [zugl.: Phil. Diss. Münster (Westfalen) 1999].
- [167] PÖRKSEN, UWE (2000): Mehrsprachigkeit und Selbststand. Über die staatsunabhängige Herausbildung einer deutschen Gemeinsprache und ihre denkbare Zukunft: Sieben Thesen. In: STROCKA [178], S. 7–33.
- [168] SCHAEDEER, BURKHARD (1990): Versuch einer theoretischen Grundlegung der Internationalismen-Forschung. In: BRAUN/SCHAEDEER/VOLMERT [141], S. 34–46 (Reihe Germanistische Linguistik; 102).
- [169] SCHANKE, EGIL (2001): Neuere englische Lehnwörter in der deutschen Wirtschaftsfachsprache aus der Sicht eines Norwegers. Beispiele aus dem „Handelsblatt“ vom März 2000. In: *Muttersprache* 111, H. 3, S. 235–247.
- [170] SCHIEWE, JÜRGEN (2000): Sprachpurismus als Aufklärung. Soll man Fremdwörter verdeutschen? In: STROCKA [178], S. 35–68.
- [171] SCHIEWE, JÜRGEN (2001): Aktuelle wortbezogene Sprachkritik in Deutschland. In: STICKEL [176], S. 280–296 (IDS-Jahrbuch 2000).
- [172] SCHLOBINSKI, PETER (2001): Anglizismen im Internet. In: STICKEL [176], S. 239–257 (IDS-Jahrbuch 2000).
- [173] SCHRODT, RICHARD (2001): Das schöne Fremde im deutschen Wortschatz [Beitrag zur Podiumsdiskussion: Neues und Fremdes im heutigen deutschen Wortschatz – Was halten wir davon,

- was halten andere davon?]. In: STICKEL [176], S. 304–311 (IDS-Jahrbuch 2000).
- [174] SCHÜTTE, DAGMAR (1996): Das schöne Fremde. Anglo-amerikanische Einflüsse auf die Sprache der deutschen Zeitschriftenwerbung. Opladen (Studien zur Kommunikationswissenschaft; 16) [zugl.: Phil. Diss. Münster 1995].
- [175] STICKEL, GERHARD (1994): Engleutsch. In: *Sprachreport* 10, H. 4, S. 13–14.
- [176] STICKEL, GERHARD (Hg.) (2001): Neues und Fremdes im deutschen Wortschatz. Aktueller lexikalischer Wandel. Berlin, New York (IDS-Jahrbuch 2000).
- [177] STICKEL, GERHARD (2001): Was also ist von Anglizismen und anderen Fremdwörtern zu halten? [Beitrag zur Podiumsdiskussion: Neues und Fremdes im heutigen deutschen Wortschatz – Was halten wir davon, was halten andere davon?]. In: STICKEL [176], S. 297–299 (IDS-Jahrbuch 2000).
- [178] STROCKA, VOLKER MICHAEL (Hg.) (2000): Die Deutschen und ihre Sprache. Reflexionen über ein unsicheres Verhältnis. Bremen.
- [179] WIECHERS, SILKE (2001): „Wir sind das Sprachvolk“ – aktuelle Bestrebungen von Sprachvereinen und -initiativen. In: *Muttersprache* 111, H. 2, S. 147–162.

4.3 Jugendsprache

Vgl. für weitere Literatur die umfassende Bibliographie von NEULAND [186].

- [180] ANDROUTSOPOULOS, JANNIS K. (1998): Deutsche Jugendsprache. Untersuchungen zu ihren Strukturen und Funktionen. Frankfurt/M. u. a. (vario lingua; 6) [zugl.: Phil. Diss. Heidelberg 1997].
- [181] ANDROUTSOPOULOS, JANNIS K./SCHOLZ, ARNO (Hgg.) (1998): Jugendsprache – langue des jeunes – Young People’s Language. Soziolinguistische und linguistische Untersuchungen. Frankfurt/M.
- [182] BUSCHMANN, MATTHIAS (1994): Zur „Jugendsprache“ in der Werbung. In: *Muttersprache* 104, S. 219–231.

- [183] HAHN, SILKE (1995): Halbstarke, Hippies und Hausbesetzer. Die Sprache und das Bild der Jugend in der öffentlichen Betrachtung. In: STÖTZEL/WENGLER [127], S. 211–243.
- [184] JANUSCHEK, FRANZ (1991): Jugendliche Erwachsene – erwachsene Jugendliche: Jugendsprache. In: *Stil – Stilistik – Stilisierung. Linguistische, literaturwissenschaftliche und didaktische Beiträge zur Stilfeorschung*, hg. v. EVA NEULAND u. HELGA BLECKWENN, Frankfurt/M. u. a., S. 117–130 (Europäische Hochschulschriften: Reihe 39; Interdisziplinäre Kongreßberichte, Bd. 4).
- [185] NEULAND, EVA (1997): Jugendsprache – Bedrohung oder Bereicherung der Standardsprache? In: *Sprache im Gespräch. Zu Normen, Gebrauch und Wandel der deutschen Sprache*, hg. v. GISELA SCHMIRBER, München, S. 149–163.
- [186] NEULAND, EVA (1999): Jugendsprache. Heidelberg (Studienbibliographien Sprachwissenschaft; 29).
- [187] NEULAND, EVA (2000): Jugendsprache in der Diskussion: Meinungen, Ergebnisse, Forschungen. In: EICHHOFF-CYRUS/HOBERG [132], S. 107–123.
- [188] SCHLOBINSKI, PETER (Hg.) (1998): Jugendliche und „ihre“ Sprache. Sprachregister, Jugendkulturen und Wertesysteme. Empirische Studien. Opladen.
- [189] SCHLOBINSKI, PETER/KOHL, GABY/LUDEWIGT, IRMGARD (1993): Jugendsprache. Fiktion und Wirklichkeit. Opladen.
- [190] SCHLOBINSKI, PETER/SCHMID, KATJA ALEXANDRA (1996): Alles eine Frage des Stils. Zur sprachlichen Kommunikation in Jugendliquen und -szenen. In: *Muttersprache* 106, S. 211–225.
- [191] SITTA, HORST (1990): Defizit oder Entwicklung. Zum Sprachstand von Gymnasialabsolventen und Studenten. In: *Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven*, hg. v. GERHARD STICKEL, Berlin, New York, S. 233–254 (IDS-Jahrbuch 1989).

4.4 Sprache und „Neue Medien“

Vgl. für weitere Literatur die Auswahlbibliographie in BUSCH/WICHTER [195, S. 297–337], sowie im Internet die Literaturdatenbank des Projekts *sprache@web* (<http://www.websprache.uni-hannover.de/literatur/index.htm>).

- [192] BITTNER, JOHANNES (im Druck): Digitalität, Sprache, Kommunikation. Eine Untersuchung zur Medialität von digitalen Kommunikationsformen und Textsorten und deren varietätenlinguistischer Modellierung. Berlin [zugl.: Phil. Diss. Freiburg 2002].
- [193] BOEHNKE, KLAUS/DÖRING, NICOLA (Hgg.) (2001): Neue Medien im Alltag. Die Vielfalt individueller Nutzungsweisen. Lengerich, Berlin, Wien (DFG-Forschergruppe Neue Medien im Alltag; Bd. 2).
- [194] BOLZ, NORBERT (1995): Das Ende der Gutenberg-Galaxis. Die neuen Kommunikationsverhältnisse. München.
- [195] BUSCH, ALBERT/WICHTER, SIGURD (Hgg.) (2000): Computerdiskurs und Wortschatz. Corpusanalysen und Auswahlbibliographie. Frankfurt/M. u. a. (Germanistische Arbeiten zu Sprache und Kulturgeschichte; Bd. 40).
- [196] DE CILLIA, RUDOLF/KRUMM, HANS-JÜRGEN/WODAK, RUTH (Hgg.) (2001): Kommunikationsverlust im Informationszeitalter. Wien.
- [197] HOFFMANN, HILMAR (Hg.) (2000): Deutsch global. Neue Medien – Herausforderungen für die Deutsche Sprache? Köln.
- [198] HOLLY, WERNER/BIERE, BERND ULRICH (Hgg.) (1998): Medien im Wandel. Opladen.
- [199] KALLMEYER, WERNER (Hg.) (2000): Sprache und neue Medien. Berlin, New York (IDS-Jahrbuch 1999).
- [200] KALLMEYER, WERNER (2000): Sprache und neue Medien – Zum Diskussionsstand und zu einigen Schlussfolgerungen. In: KALLMEYER [199], S. 292–315 (IDS-Jahrbuch 1999).
- [201] LEONHARD, JOACHIM-FELIX/LUDWIG, HANS-WERNER/SCHWARZE, DIETRICH/STRASSNER, ERICH (Hgg.) (2001): Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen. Berlin, New York (HSK 15).

- [202] RUNKEHL, JENS/SCHLOBINSKI, PETER/SIEVER, TORSTEN (2000): Sprache und Kommunikation im Internet. Überblick und Analysen. Opladen, 2. Aufl.
- [203] SCHLOBINSKI, PETER (2000): Chatten im Cyberspace. In: EICHHOFF-CYRUS/HOBERG [132], S. 63–79.
- [204] SCHMITZ, ULRICH (1998): Technisierte Restriktion und multi-medialer Überfluß als gegenläufig produktive Sprachentwicklung durch den Computer. In: HOLLY/BIERE [198], S. 221–236.
- [205] SCHMITZ, ULRICH (2000): Neue Medien als Arbeitsinstrument der Linguistik. In: KALLMEYER [199], S. 253–274 (IDS-Jahrbuch 1999).
- [206] THIMM, CAJA (Hg.) (2000): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet. Opladen.
- [207] WEINGARTEN, RÜDIGER (Hg.) (1997): Sprachwandel durch Computer. Opladen.

Die Autorinnen und Autoren

PROF. DR. PETER AUER ist Inhaber des Lehrstuhls für Deutsche Sprachwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. Seine Forschungsschwerpunkte sind u. a. Phonologie, Dialektologie, Prosodie, Gesprochene Sprache (v. a. Syntax), Bilingualismus und Interaktionsanalyse.

DR. ARMIN AYREN ist promovierter Philologe, war langjähriger DAAD-Lektor in Frankreich und Italien sowie Gymnasiallehrer für das Fach Deutsch. Er ist Autor mehrerer Romane und Publizist (Rezensent und Verfasser zahlreicher Sprachglossen etwa bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und der *Badischen Zeitung*).

PROF. DR. DR. H.C. ARMIN BURKHARDT, geb. 1952, ist Professor für Germanistische Linguistik an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, seit 1994 Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft *Sprache in der Politik e. V.*, seit 1999 Beisitzer im Hauptvorstand der *Gesellschaft für deutsche Sprache* (GfDS), Mitherausgeber der Zeitschrift *Muttersprache* und der *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* sowie der *Reihe Germanistische Linguistik*. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Sprache in der Politik, Semantik und Lexikographie, Sprachphilosophie und Semiotik, Gesprächsanalyse und Textlinguistik, Grammatik und Sprachgeschichte sowie Kontrastive Linguistik/Deutsch als Fremdsprache.

DAGMAR FROHNING hat Germanistik und Romanistik an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. und an der Università Degli Studi di Verona, Italien studiert. Abschluss mit dem Magister Artium (Hauptfach: Deutsche Philologie) und dem 1. Staatsexamen in den Fächern Deutsch und Italienisch sowie dem Pädagogikum im Jahr 1999. Seit Oktober 2000 Promotion im Hauptfach Deutsche Philologie/Fachrichtung Sprachwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Mitglied des Arbeitskreises Sprachkritik.

PROF. DR. HANS-MARTIN GAUGER, geb. 1935, war von 1969 bis 2000 Inhaber eines Lehrstuhls für Romanische Sprachwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. Seine Hauptarbeitsgebiete sind Wortbildung, vergleichende Grammatik und Stilistik.

PROF. DR. ANDREAS GARDT ist Inhaber des Lehrstuhls für Germanistische Sprachwissenschaft/Sprachgeschichte an der Universität Kassel. Seine Hauptarbeitsgebiete sind Geschichte der deutschen Sprache, Geschichte der Sprachtheorie/Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft, Textlinguistik, einschließlich ihrer Übergänge zur Rhetorik und Stilistik, sowie die Bezüge zwischen Sprache und politischer, kultureller, ethnischer Identität.

PROF. DR. RUDOLF HOBERG lehrt Germanistische Linguistik an der Technischen Universität Darmstadt. Er ist Vorsitzender der *Gesellschaft für deutsche Sprache* (GfdS), Mitherausgeber der Zeitschrift *Muttersprache*, Mitglied der *Zwischenstaatlichen Kommission für die deutsche Rechtschreibung* und der Jurys für die *Wörter* und *Unwörter des Jahres*. Seine Hauptarbeitsgebiete sind Grammatik, Orthographie, Lexik, Wortsemantik, Fachsprachenforschung und Deutschdidaktik.

STEFAN HUPKA war nach dem Studium der Germanistik und Politologie sowie dem Abschluss an der Hamburger Journalistenschule lange Jahre in verschiedenen Funktionen für die *dpa* und diverse Zeitungen tätig. Seit 1995 ist er Ressortleiter bei der *Badischen Zeitung* in Freiburg, seit 1997 ist er dort stellvertretender Chefredakteur.

BEATE LEWELING hat im Jahr 1999 das Studium der Germanistik und Politologie an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn und an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. mit dem Magister Artium abgeschlossen. Seit Mai 2000 Promotion im Hauptfach Deutsche Philologie/Fachrichtung Sprachwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Mitglied des Arbeitskreises Sprachkritik.

KERSTEN SVEN ROTH hat an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br. Germanistik, Politikwissenschaft und Geschichte studiert. Abschluss 1999 mit dem 1. Staatsexamen und dem Magister Artium. Seit Oktober 1999 Promotion im Hauptfach Deutsche Philologie/Fachrichtung Sprachwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Mitglied des Arbeitskreises Sprachkritik.

PD DR. JÜRGEN SCHIEWE, geb. 1955 in Königsutter-Lelm/Niedersachsen, war von 1984 bis 2000 als wissenschaftlicher Angestellter, Vertreter einer C3-Professur und (seit 1997) als Hochschuldozent an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br. tätig. Seit 2000 Vertretung des Lehrstuhls für Germanistische Sprachwissenschaft an der Ernst Moritz Arndt Universität Greifswald. Schwerpunkte in Lehre und Forschung: Sprachgeschichte des Deutschen, Geschichte der Sprachkritik, Fach- und Wissenschaftssprachen, Institutionensprachen, Sprache in der DDR und der Bundesrepublik, Sprache in den elektronischen Medien.

DR. CLAUDIA SCHMIDT ist wissenschaftliche Angestellte am Deutschen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br. und im Arbeitsbereich Deutsch als Fremdsprache tätig. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Bilingualismus, Zweitsprachenerwerb und Linguistische Geschlechterforschung.

JÜRGEN SPITZMÜLLER hat Germanistik und Geschichte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br. studiert. Abschluss mit dem 1. Staatsexamen im Jahr 2000. Seit Oktober 2000 Promotion im Hauptfach Deutsche Philologie/Fachrichtung Sprachwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Mitglied des Arbeitskreises Sprachkritik.

AXEL WERMELSKIRCHEN ist seit 1984 Redakteur bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Er war von 1999 bis Juni 2002 einer der beiden verantwortlichen Redakteure der F. A. Z.-Hauptstadtbeilage „Berliner Seiten“ und ist seit Juni 2002 Korrespondent bei der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*, außerdem Verfasser zahlreicher Sprachglossen und Beiträge zur Linguistik, sowie Herausgeber der Glossensammlung „Kritik aus dem Glashaus. Glossen der Frankfurter Allgemeinen Zeitung über gutes und schlechtes Deutsch“ (Frankfurt/M. 1999).